NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08222955 4

Bibliothek
– NFF

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1887.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275319A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

	Seite
Der Fährmann am Kanadian. Roman in drei Abtheilungen von Balduin Möllhausen. (Fortsetzung)	5
Die Wittwe. Novelle von C. Fischer-Sallstein . . .	99
Ein arabischer Weltreisender. Charakterbild aus dem 14. Jahrhundert. Von Theodor Winkler .	184
Ein brandenburgisch-spanischer Seekrieg. Historische Skizze von Hans Marschall	195
Aus dem Reiche der Töne. Ein Streifzug in das Gebiet der Akustik. Von Ernst Zederfall . . .	204
Eine Wanderung durch das Staatswesen des deutschen Reiches. Von H. v. Spielberg .	219
Der Schrecken der Wildniß. Ein Bild aus den Tropen. Von Alfred Stelzner	235
Mannigfaltiges:	
Der erste schlesische Winzer	249
Die Kunst des Schlittschuhlaufens ꝛc.	251
Des Kaisers Lieblingsblume	253
Wie man Anhänger gewinnt	254
Der Prediger Linley ꝛc.	255
Die preußischen Staatspapiere ꝛc.	255
Ein gefürchteter Kritiker	256
Der vorsichtige Richter	256

Digitized by Google

Der Fährmann am Kanadian.

Roman in drei Abtheilungen

von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Endlich trafen die vordersten Flüchtlinge aus der Büffelheerde in gleicher Höhe mit dem Gypshügel ein. Doch jetzt waren es nicht mehr die schweren Leitthiere, welche den Zug führten, sondern vorzugsweise junge Kühe und noch nicht in's Mannesalter getretene Stiere. Entsetzen hatte sich der ganzen Heerde bemächtigt. Jede Ordnung war geschwunden in dem dumpfen Trachten, vor allen Dingen das eigene Ich in Sicherheit zu bringen. Die Schweifbüschel flatterten nach oben, nach unten die langen Bärte. Fakit's Befürchtung, daß die fliehenden Thiere ihren Weg zu beiden Seiten des Hügels vorbei nehmen, wohl gar in dessen unmittelbarer Nähe einzelne zu Fall gebracht werden würden, erfüllte sich glücklicher Weise nicht. Aber kaum dreihundert Schritte betrug es bis zu der Grenze hin, welche die äußersten Mitglieder der einher donnernden Heerde bildeten. Und mit fernem dumpfen Donnern hätte man das Getöse vergleichen mögen, unter welchem die geängstigten schweren Thiere einher polterten und, durch

ihre verschiedene Schnelligkeit bedingt, sich zu einer langgestreckten Säule ausdehnten.

Keine zwei Minuten dauerte es, als, wie durch eine günstig gelegene Spalte hindurch zu unterscheiden, auf der Stelle, wo eben die führenden Kühe vorüberrasten, das lichtere Ende des Zuges sichtbar wurde. Gegen achtzehn Reiter umschwärmten dasselbe, lauter sehnige Gestalten, alle vollständig entkleidet, wie auch die Pferde weder durch Sättel noch durch Zaumzeug beschwert waren. Nur die Schlinge des nachschleifenden Lassos war ihnen um den Unterkiefer geschnürt worden. Er diente zum Lenken, zugleich als Mittel, beim etwaigen Stürzen des flüchtigen Thieres sogleich wieder habhaft werden zu können. Die Reiter aber saßen auf ihren nackten keuchenden Pferden, als ob sie mit denselben verwachsen gewesen wären. Weit nach hinten flatterte das lange schwarze Haar. Die Faust, welche den Bogen hielt, umklammerte mit diesem ein Bündel Pfeile, während der von den Hüften niederhängende Köcher neuen Vorrath barg; sogar zwischen die Zähne klemmte man in den Pausen Pfeile, um sie in entscheidenden Augenblicken schneller zur Hand zu haben. Und so war es eine Lust, zu beobachten, wie die wilden Steppenreiter immer wieder in die Heerde eindrangen, bald dieses, bald jenes Thier abdrängten, ihm mit unglaublicher Gewandtheit einige scharf bewehrte Geschosse zwischen den Rippen hindurch in die Lunge sendeten und ohne Säumen jauchzend und gellend ein anderes Opfer in's Auge faßten. Auf das Fallen des Thieres wurde nicht gewartet. Man wußte aus Erfahrung, daß die in-

folge der Muskelbewegung fortgesetzt hin und her schneidende Eisenspitze die Ermattung schneller herbeiführte, als glatte Bleikugeln. Und so sah man, nachdem der Jagdzug vorübergerast war und der Staub sich gesenkt hatte, den von ihm verfolgten Weg in unregelmäßigen Zwischenräumen mit schwarzen Riesenleibern bestreut. Manche hatten sich bereits niedergethan, während andere noch standen und durch Spreizen der Beine den ermatteten Körper zu stützen trachteten. Nur wenige lagen verendet da. Doch während vorn infolge der Ueberanstrengung der Pferde von der Jagd abgelassen wurde, belebte vom Arkansas her die Ebene sich auf's Neue. Weiber und Kinder, Alles beritten, folgten den blutigen Spuren der Männer. Aeltere Krieger begleiteten sie, um bei der Auswahl der Beute den Frieden aufrecht zu erhalten, dafür Sorge zu tragen, daß jedes einzelne Beutestück nur familienweise mit Beschlag belegt wurde. Und so dauerte es nicht lange, bis die Stätte des gierigen, grausamen Dahinschlachtens mit beinahe ebenso vielen Gruppen regsamer Menschen bedeckt war, wie auf derselben Büffel gefällt worden. Kam es bei der noch herrschenden sommerlichen Wärme doch darauf an, so schnell und so viel, wie nur irgend möglich, von dem im Uebermaß vorhandenen frischen Fleisch als Wintervorrath herzurichten und nach dem Zeltdorf zu schaffen. Wenn aber die Männer die Thiere zerlegten, hier und da eine hervorragend schöne Haut zum Gerben sicherten und kleine Dörrgerüste herstellten, so beschäftigten die Weiber sich nicht minder eifrig damit, das Fleisch in dünne Scheiben und schmale Streifen

Digitized by Google

zu schneiden und auf den Gerüsten auszubreiten. Unterhalb derselben glimmten dagegen dichten Rauch spendende Feuer, zu welchen die Kinder den torfartig brennenden ausgedörrten Büffeldung herbeitrugen. Und so glich das Treiben auf der Strecke zwischen der Gypshöhle und dem Kanadian einem geräuschvollen Volksfeste. Denn wie der ihm lange vorenthaltene Branntwein auf einen Gewohnheitstrinker, so wirkte der ungezügelte Genuß des halb gar gerösteten Büffelfleisches auf die wilde Gesellschaft ein, die nunmehr schon seit Monaten zum Schlachten von Pferden ihre Zuflucht hatte nehmen müssen. Der Abend brach herein, ohne daß das lebhafte Treiben nah und fern eine Wandlung erfahren hätte. Es wurde geröstet, gegessen und gedörrt. Schwer beladene Pferde verfolgten die Richtung nach dem Zeltlager, um zu neuer Arbeit leer zurückzukehren. Die ganze Nacht sollte zum Bergen des unerwarteten Reichthums verwendet werden. —

Es mochte in der zehnten Stunde sein und es war so dunkel, wie es überhaupt unter dem vom klaren Himmel niederleuchtenden halben Monde nur werden konnte, als in dem Ausgange der Gypshöhle wiederum Fakit's Kopf auftauchte. Aufmerksam sah er nach dem nächsten Feuer hinüber, in dessen mattem Schein sechs oder sieben Menschen sich lebhaft regten und deren Stimmen deutlich zu ihm herüberdrangen.

„Wir müssen es wagen," flüsterte er nach einer Weile in die Höhle hinab. „Kommen wir unbemerkt von dannen, so haben wir halbe Arbeit, und morgen sind wir weit."

Leise glitt er nach der Abflachung hinauf, wo er liegen

blieb. Mit äußerster Vorsicht nahm er die ihm dargereichten Büchsen in Empfang, dieselben behutsam neben sich niederlegend; dann seine eigene ergreifend kroch er auf der dem Feuer abgekehrten Seite des Hügels hinunter. Dort wartete er, bis Charon und Milford sich ihm zugesellt hatten. Von diesen gefolgt und dem Erdboden sich anschmiegend, suchte er seinen Weg langsam weiter, peinlich darauf bedacht, daß der Hügel zwischen ihnen und dem Feuer blieb. Etwas später trafen die beiden jungen Männer bei ihnen ein. Mit der Komanchesprache nothdürftig vertraut, überbrachten sie die Kunde, daß an dem Feuer die Absicht ausgesprochen worden, das Fleisch eines weiter abwärts verendeten Büffels zum Schutz gegen die aus allen Richtungen herbeieilenden Wölfe in der Gypshöhle unterzubringen.

„Es war die höchste Zeit," raunte Fakit den Gefährten gelassen zu, und weiter krochen Alle, bis sie endlich glaubten, sich ohne Gefahr erheben zu dürfen. Eine größere Strecke legten sie noch eiligen Schrittes zurück, dann trennten sie sich von einander. Johnson und Jung Biber übergaben Fakit und Milford ihre Büchsen und Decken und schlugen, nur mit Beil und Messer bewaffnet, die nächste Richtung nach dem Arkansas ein, wogegen die anderen drei Männer sich weiter stromabwärts wendeten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Stromfahrt.

Die Nacht schritt vor. Wie oben auf der Ebene, herrschte auch in dem Zeltdorf der Komanches geräusch-

volles Treiben, indem der Verkehr zwischen hier und dort keine Unterbrechung erlitt. Nur in dem Zelt, welches Molly zur Wohnung angewiesen worden, und in dessen näherer und weiterer Umgebung war es still. Beängstigenden Träumereien hingegeben, lag sie auf den für sie übereinander geschichteten weichen Büffelhäuten dicht an der Lederwand dem Ausgange gegenüber. Gleichsam ohne sie zu sehen, ruhten ihre Blicke auf der ihr als Hüterin beigegebenen jungen Indianerin. Ihr den Rücken zukehrend kniete diese vor dem Feuer, mit einem Stäbchen auf dem nächsten Stück angekohlten Brennholz den Takt zu der seltsam eintönigen Melodie schlagend, welche sie über die unstet flackernden Flammen hinsang. Von dem Schatten des Komanchemädchens bedeckt, blieb nur Molly's Antlitz der Beleuchtung ausgesetzt. Dasselbe hatte sich wenig verändert. Etwas hagerer war es geworden und matter blühten die vor Kurzem noch so üppigen Rosen ihrer Wangen. Mehr hatte die Bekleidung in den widrigen Verhältnissen gelitten. Ruhig blickten ihre Augen; eine gewisse düstere Entschlossenheit lugte sogar aus ihnen und prägte sich noch schärfer um den lieblichen Mund aus. Denn ob tödtliches Entsetzen sie ergriff, als sie, aus der dem Sturz folgenden Betäubung erwachend, sich in der Gewalt der verrufensten Steppenräuber sah: ihr Muth hatte dadurch nicht gebrochen werden können. Es trug sie die feste Ueberzeugung, daß Charon, gleichviel wann, Mittel finden würde, sie auf die eine oder die andere Art zu befreien, und leichter fügte sie sich in das Unabänderliche. Außerdem hätten die alten Freunde in

Digitized by Google

den Reservationen ihr nicht ehrerbietiger begegnen können, als die Komanches, die so Großes von ihr erwarteten. Mittelst der ihr geläufigen Kreeksprache gelang es ihr, sich einigermaßen zu verständigen; und so begriff sie bald, daß man ein höher begabtes Wesen in ihr verehre, von ihren nächtlichen Zaubergängen ein Ende der herrschenden Noth erhoffe. Die dumpfe Ahnung, in jener verhängnißvollen Nacht schlafend den Sykomorenast beschritten zu haben, erhielt dadurch ihre Bestätigung. Es befestigte sich diese Ueberzeugung, indem sie so manches unscheinbare Ereigniß sich vergegenwärtigte, welches sie einst befremdete; indem sie in's Gedächtniß zurückrief so manchen Rath, so manche Lehre Charon's, die nur auf ihr unheimliches Leiden berechnet gewesen sein konnten. Getäuscht hatte man sie von allen Seiten, gefürchtet und gescheut wie eine Ausgestoßene, jedoch freundliche Rücksichten und Mitleid walten lassen, als man sie über sich selbst im Dunkeln erhielt. Es wirkte dies Bewußtsein so niederdrückend auf sie ein, daß sogar die Hoffnung, ihren gütigen Wohlthäter über kurz oder lang wiederzusehen, den tröstlichen Schimmer zu verlieren begann. Wem sollte sie fortan noch trauen, wem Glauben beimessen? Bei den Komanches nahm man wenigstens keinen Anstand, sie offen als Nachtwandlerin zu begrüßen, sie aufzufordern, mit ihren nächtlichen Zaubergängen nicht zu säumen. Auch die braunen Nachbarn in den Reservationen schrieben ihrem bewußtlosen nächtlichen Umherschweifen Zauberwirkung zu — heute begriff sie es ja — hielten aber, von heimlicher Scheu befangen, für rathsam, es vor ihr zu ver-

Digitized by Google

heimlichen. Grauſen erfüllte ſie dann wieder bei dem Gedanken an die Wege, welche ſie gewandelt ſein mochte, an ihre eigene geiſterhafte Erſcheinung, von welcher die ihr zu ſolcher Stunde Begegnenden wie vor einem böſen Geſpenſt ſicher entſetzt flohen, und endlich bei dem Gedanken an ihren treuen Beſchützer, dem ſie während ihres ganzen Lebens nur eine Quelle unabläſſiger Angſt und Sorgen geweſen.

So grübelte Molly vor ſich hin, während die junge Indianerin fortfuhr, ihren melancholiſchen Geſang mit dem ausdrucksloſen Klopfen zu begleiten. Wohl drang aus dem Zeltdorf der wilde Jubel gedämpft herüber; in der nächſten Nähe war es dagegen ſtill, zumal auch ihr Wächter der Jagdluſt nicht hatte widerſtehen können und an dem Herrichten und Herbeiſchaffen des Fleiſches ſich eifrig betheiligte. Still war es, und doch regte gerade hier ſich ein Leben, welches man mit dem nachtliebender Raubthiere hätte vergleichen mögen.

Die gegen vierzig Fuß hoch gelegene Ebene trat in der Nachbarſchaft von Molly's Zelt und weithin ſtromabwärts dem Arkanſas ſo nahe, daß deren mit Geſtrüpp bewachſenen ſteilen Abhänge das Thal zu einem bald mehr, bald minder ſchmalen Streifen einengten. Von der Thalfläche bis zum Waſſerſpiegel hinab betrug der Höhenunterſchied ungefähr acht Fuß. Eine größere Tiefe mochte unterhalb deſſelben liegen, bedingt durch die heftige Strömung, welche vom jenſeitigen Ufer ſchräge herüberſtand und unermüdlich an dem diesſeitigen nagte und es unterwühlte.

Digitized by Google

Begünstigt durch die Büffeljagd, deren Erfolg man allein Molly's Einfluß zuschrieb, war es Jung-Biber und Johnson gelungen, von unten herauf so nahe an das Zauberzelt heranzuschleichen, daß sie den durch die Ritzen zwischen den Lederwänden hindurchfallenden Lichtschein zu unterscheiden vermochten. Dort verdoppelten sie ihre Vorsicht, und keine Schlange hätte geräuschloser einherkriechen können, als sie ihre geschmeidigen, nackten Leiber an der Grenze der niedrigen Vegetation des Abhanges hin langsam nach vorne wanden. Zu statten kam ihnen dabei der von dem Abhange selbst über den Thalstreifen entsendete Schatten, und obwohl der hier nicht sichtbare Mond die Atmosphäre erhellte, wäre es selbst den scharfen Augen eines argwöhnischen Komanche schwer geworden, die dunklen Körper von dem sich theilweise über sie hinneigenden Gestrüpp zu trennen.

Aufmerksam um sich spähend und lauschend, gelangten sie allmählig so weit, daß der Gesang des Mädchens gedämpft zu ihnen herüberdrang. Zugleich überzeugten sie sich, daß der Wächter seinen Posten verlassen hatte. Dadurch kühner gemacht, glitt Johnson nach dem Ufer hinüber, auf dessen äußerstem Rande er liegen blieb. Hart neben ihm gurgelte und sprudelte das Wasser. Es spielte mit einem Floß, welches, aus Binsenbündeln und trockenem Treibholz hergestellt, die Tragekraft für zehn Menschen besitzen mochte. Mehrere Stangen, wie solche als Zeltstützen dienten, lagen auf demselben, um jederzeit, sobald Mustangs oder Büffel auf dem jenseitigen Ufer sich zeigen sollten, schleunigst übersetzen zu können. Ein Lasso, um

einen in die Erde getriebenen kurzen Pfahl geſchlungen, hielt das unlenkſame Fahrzeug. Behutſam löste Johnſon den Knoten, worauf er die Leine mit einer einfachen Windung um den Pfahl legte und, deren loſes Ende fortgeſetzt ſtraff ziehend, wie ein dem Netz entſchlüpfender Aal über den Uferrand glitt. Unten auf dem Floß ſtreckte er ſich lang aus, den Kopf ſtromaufwärts, in beiden Händen die Leine, ſo daß er dieſelbe nur freizugeben brauchte, um alsbald von den wirbelnden Fluthen davongetragen zu werden.

Jung-Biber war unterdeſſen, an dem Geſtrüpp hinkriechend, dem Zelt gegenüber eingetroffen. Kaum dreißig Schritte trennten ihn von demſelben. Nur eine Minute ſäumte er, deſſen Umgebung mit argwöhniſchen Blicken überfliegend, und ſeine äußerſte Gewandtheit aufbietend, wand er ſich ſchnell näher. Das Komanche-Mädchen ſang noch immer, nach wie vor regelte ausdrucksloſes Klopfen die eintönige Melodie.

Um Molly gegen ſtörende Blicke zu ſchützen, war auf Rath der alten Medicinmänner der niedrige Eingang durch ein Stück hart gedörrter Pferdehaut geſchloſſen worden. Nur ſchmale Fugen ſtanden hier und da offen, und durch dieſe hindurch unterrichtete Jung-Biber ſich über das Innere des Zeltes. Ein flüchtiger Blick verſchaffte ihm Gewißheit über Molly's Lage. Dann ſchlich er nach der Rückſeite herum. In jeder neuen Minute Störung befürchtend, beeilte er ſich nunmehr; aber ſo ſicher waren ſeine Bewegungen, und ſo geräuſchlos glitt ſeine mit dem Meſſer bewaffnete Fauſt über die ſtraff geſpannte

Digitized by Google

Zeltwand hin, daß Molly nicht eher die Nähe eines Freundes ahnte, als bis ein länglich gefalteter Papierstreifen, gehalten von einer braunen Hand, dicht vor ihrem Antlitz schwebte. Zum Tode erschrocken, sandte sie einen Blick zu der jungen Indianerin hinüber. Dieselbe sang und klopfte unermüdlich. Molly, davon ausgehend, daß eine briefliche Botschaft nur von Charon herrühren könne, nahm das Papier, und unhörbar wurde die Hand durch den langen Einschnitt zurückgezogen. Doch erst als sie glaubte, daß der geheimnißvolle Bote sich in Sicherheit gebracht haben müsse, drehte sie sich so weit herum, daß der Schein des Feuers voll auf das entfaltete Blatt fiel, und bebenden Herzens las sie die mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Wir sind nahe. Erleichtere uns Deine Befreiung durch Unerschrockenheit und klare Ueberlegung. Stelle Dich schlafend. Sobald Du meinst, es ohne Argwohn zu erregen ausführen zu können, erhebe Dich, jedoch mit geschlossenen Augen, und verlaß das Zelt. Höre auf nichts, weder auf freundliche Vorstellungen, noch auf Drohungen. Tritt auf das Ufer des Arkansas, und ohne rechts und links zu blicken, schreite mit gemessenen Bewegungen stromabwärts. Durch nichts laß Dich zur Umkehr bewegen, durch nichts verrathe Verständniß für das, was um Dich her vorgeht, und bevor der Tag graut, sind wir Alle in Sicherheit. Charon."

Nachdem Molly den Inhalt des Zettels in sich aufgenommen hatte, schien wirkliche Bewußtlosigkeit sich ihrer bemächtigt zu haben. Sie bedurfte der Zeit, um sich mit

dem Gedanken an die bevorstehende gefährliche Flucht vertraut zu machen. Dann weinte sie leise vor sich hin. Wirkte auf der einen Seite erschütternd, daß Charon nunmehr selber durch seine Rathschläge ihr räthselhaftes Leiden und damit die an ihr begangene Täuschung nicht nur einräumte, sondern auch die unheimliche Neigung zu ihrer Befreiung auszunutzen trachtete, so begriff sie andererseits, daß er sein Leben für ihre Rettung einsetzte und von ihrer eigenen Ruhe und Vorsicht das Gelingen des Unternehmens abhängig sei. Damit aber erwachte ihre alte Unerschrockenheit und ihr geübter Scharfsinn. Das Antlitz dem Feuer zukehrend, schloß sie die Augen, und etwas geräuschvoller athmend gelang es ihr leicht, die Aufmerksamkeit der jungen Indianerin auf sich zu ziehen.

Nur einen Blick warf diese auf das stille Antlitz, dann stellte sie ihr Singen ein. Aber näher rückte sie Molly, und dem von goldigem Gelock umwogten Haupt zugeneigt, versenkte sie sich mit einer gewissen bewundernden Andacht in das Anschauen der lieblichen Züge. Wie Fanatismus glühte es in ihren dunklen Augen, dann wieder wie Angst, indem sie der gewaltigen Zauberkraft der holden Gefangenen gedachte, die an dem heutigen Tage durch das Eintreffen der Bisonheerde sich ja so glänzend bewährt hatte.

Molly fühlte gleichsam die auf ihr ruhenden Blicke. Mächtig kämpfte es in ihr. Die Empfindungen aber, welche sie fieberhaft erregten, trieben ihr das Blut in's Antlitz, daß es tief erglühte, ihr in erhöhtem Grade den Ausdruck einer Schlafenden verleihend.

Behutsam, wie er gekommen war, und auf demselben

Digitized by Google

Wege hatte Jung-Biber ſich unterdeſſen wieder entfernt. In gleicher Höhe mit dem Floß, ſchlich er nach demſelben hinüber. Einige Worte raunte er über den Uferrand dem Gefährten zu, und wie ein Schatten eilte er nach dem Abhange zurück. Zu derſelben Zeit ließ Johnſon, dem Andrange des Waſſers nachgebend, die Leine durch ſeine Hände gleiten. Mehr und mehr gewann die Strömung dadurch Gewalt über das unbeholfene Fahrzeug, und als der Laſſo ihm ganz entſchlüpfte, trug ſie daſſelbe eine Strecke in dem Fluß hinaus, wo es auf beweglicher Bahn ſtetig einherglitt. Sich zu erheben wagte Johnſon erſt, als er ſicher war, daß trotz des hellen Mondlichtes ſeine Geſtalt von dem Zelte her nicht mehr unterſchieden werden konnte. Bald darauf verſchwand er weiter abwärts im Uferſchatten, wo nichts mehr ihn hinderte, von einer Ruderſtange Gebrauch zu machen. —

Das Waſſer rauſchte geheimnißvoll. Gedämpfter Jubel tönte aus dem Zeltdorf herüber, wo man in friſchem Fleiſch ſchwelgte und noch immer eilfertig zwiſchen Thal und Ebene vermittelte. Sonſt war Alles ſtill wie in einem Grabe. Nur in weiter Ferne erſchallte das Jauchzen und Kläffen der Koyotes und das dumpfe Heulen der größeren Wölfe. So lange im Gefolge der Biſonheerde, jetzt dagegen angelockt durch den Blutgeruch, warteten ſie gierig darauf, daß die Komanches ihnen das Feld einräumen ſollten.

Eine Viertelſtunde und darüber hatte Molly anſcheinend ſchlafend verbracht, als ſie die gezwungene Lage nicht länger zu ertragen vermochte, die Angſt um Charon

und deſſen Begleiter ihren Gipfel erreichte. In vollſtändiger Unkenntniß ihres Verhaltens während des bewußtloſen Umherſchweifens, blieb ihr nichts Anderes übrig, als den Vorſchriften Charon's blindlings Folge zu leiſten. Ohne die Augen zu öffnen, erhob ſie ſich, und an dem Mädchen vorbeitretend, blieb ſie, wie ſich rüſtend, vor dem Feuer ſtehen. Lang und tief athmete ſie. Fieberhaft kreiste das Blut in ihren Adern. Der Schlag des Herzens wiederholte ſich rauſchend in ihren Ohren und Schläfen. Als Bürde von unendlicher Schwere laſtete auf ihrem Gemüth der Gedanke an die nächſte Zukunft. Es folterte ſie die Angſt, nicht die Kraft zu beſitzen, die vor ihr liegende Aufgabe durchzuführen. Und auf's Neue wirkte erſchütternd auf ſie ein, als ſie zwiſchen den mattgeſchloſſenen Lidern hindurch gewahrte, wie die junge Indianerin ſie entſetzt anſtarrte und, offenbar auf alle Fälle vorbereitet, ihre Furcht gewaltſam niederkämpfte. Trotz der ſie umringenden Gefahren bäumte ihr ganzes Innere ſich dagegen auf, mit ihrem unheimlichen Leiden gewiſſermaßen ein freventliches Spiel zu treiben. Es ſchwebte ihr vor, daß wie hier, ſie auch in der heimathlichen Landſchaft den Leuten ein Gegenſtand des Grauens geweſen. Ihre Entſchloſſenheit wurde indeſſen auf die ſchwerſte Probe geſtellt, als die junge Indianerin ſanft klingende Worte an ſie richtete, die, obwohl unverſtanden, wie ängſtliches Flehen ihr Ohr trafen. Nur unter Aufbietung der äußerſten Kräfte gelang es ihr, gänzliche Empfindungsloſigkeit zur Schau zu tragen und in ruhiger, ſicherer Haltung das Zelt zu verlaſſen. Draußen athmete

ſie erleichtert auf. Ihren Muth ſtählte, daß ſie nicht länger gezwungen war, die Augen geſchloſſen zu halten, und gemeſſenen Schrittes, fortgeſetzt nach hinten lauſchend, verfolgte ſie die ihr vorgeſchriebene Richtung. Nur einmal ſandte ſie einen ängſtlichen Blick über die Schulter, um ſich zu überzeugen, ob die jugendliche Wächterin ihr folge, und in wachſender Furcht beſchleunigte ſie ihre Bewegungen ein wenig.

Wohl hatte jene den ſtrengen Auftrag, ſie nie aus den Augen zu verlieren, und ſie ſchlich ihr in der That eine kurze Strecke nach; dann aber blieb ſie zweifelnd ſtehen. Eine Weile blickte ſie der Scheidenden nach. Unwiderſtehliches Grauen bemächtigte ſich ihrer. Ihre Sinne verwirrten ſich unter dem Eindruck der Schreckbilder erzeugenden überreizten Phantaſie, und ſich abkehrend, ſchlug ſie beflügelten Schrittes den Weg nach dem Zeltdorf ein.

In dieſem Augenblick hörte Molly ihren Namen leiſe nennen. Gleich darauf glitt Jung-Biber neben ſie hin. Nur einige Worte raunte er ihr zu, die Kunde, daß Gefahr im Verzuge, den dringenden Rath, ihre Eile zu beſchleunigen, und mit dem letzten Wort verſchwand er wieder ſeitwärts im Geſtrüpp.

Molly hatte um dieſe Zeit ihre volle Ueberlegung, ſogar eine gewiſſe Kaltblütigkeit zurückgewonnen. Der Selbſterhaltungstrieb erwachte; die Sehnſucht nach Charon und ihren Freunden verlieh ihr neue Kraft, und ſo flüchtig eilte ſie einher, wie es nur geſchehen konnte, ohne ihren Athem übermäßig zu beengen.

Früher noch, als ſie oder der junge Delaware es

Digitized by Google

fürchteten, hatte der Verrath wirklich ſtattgefunden, wenn auch nicht in ſo weit, daß der Verdacht einer ſchlau eingeleiteten Befreiung des unerſetzlichen Zaubermädchens daraus hervorgegangen wäre. Denn die junge Indianerin hatte kaum die Hälfte des Weges bis zum Zeltdorf durchmeſſen, als der Krieger, welchem Molly's Bewachung anvertraut worden war, ihr entgegentrat. Es ſchwand dadurch zwar die Gefahr, daß noch Andere ſich an der Verfolgung betheiligten, ſobald Jener aber erfuhr, daß die Gefangene endlich einen der ſo ſehnlich erwarteten Zaubergänge angetreten habe, überhäufte er zunächſt das Mädchen mit Vorwürfen, worauf er es zwang, ihn zurück zu begleiten. Bis zu dem Zelt blieb die vollſtändig Eingeſchüchterte bei ihm. Dort kauerte ſie ſich ſtörriſch nieder; ſie wäre lieber geſtorben, als der geiſterhaften Erſcheinung auch nur einen Schritt weiter gefolgt. Dadurch auf ſich allein angewieſen, durcheilte der Komanche eine größere Strecke, bevor er Molly's wieder anſichtig wurde, wie ſie auf dem Uferrande unbeirrt einherwandelte. Doch je näher er ihr kam, um ſo mehr machte ſich auch bei ihm die Wirkung des Aberglaubens geltend, in um ſo höherem Grade zagte er bei dem Gedanken, von den Zauber bergenden Augen durch die geſchloſſenen Lider hindurch betrachtet und ähnlich dem von dem Bären zerriſſenen Dolmetſcher, irgend einem jähen Ende preisgegeben zu werden. So ging es weiter um die nächſte Thalbiegung herum, und es nahte der Zeitpunkt, in welchem Molly das von Charon und den übrigen Freunden bereitgehaltene Floß beſteigen ſollte. Der Komanche verſchärfte ſeine Aufmerk-

Digitized by Google

ſamkeit. Ausſchließlich nach vorne war dieſelbe gerichtet. Keinen Blick wendete er von Molly, die nur noch eine kurze Strecke von dem Floß trennte. Plötzlich blieb er ſtehen. Trotz der hart am Ufer lagernden Schatten hatte er auf dem Waſſerſpiegel eine unbeſtimmte Bewegung entdeckt. Niederknieend neigte er ſich weiter über den Uferrand, und vor ſeinen argwöhniſch ſpähenden Augen entwirrte ſich die Bewegung zu Geſtalten von Männern, die, Stangen in den Händen, ſich offenbar bereit hielten, ihr Fahrzeug vom Ufer abzuſtoßen. Keinen Augenblick in Zweifel, daß es ſich um eine Entführung handle, und in dem Bewußtſein der eigenen Ohnmacht, verhielt er ſich einige Sekunden ruhig. Seine nächſte Regung war, in's Zeltdorf zurückzueilen und eine genügende Anzahl von Männern zur Verfolgung aufzubieten. Dieſer nachgebend erhob er ſich leiſe, und fortgeſetzt das Floß im Auge, bewegte er ſich langſam rückwärts. Erſt als Molly's Geſtalt für ihn mit der eines Mannes zuſammenfiel, entſchied er ſich dafür, die Kunde ihrer Flucht in ſchnellem Lauf nach dem Lager hinüberzutragen. Er kehrte ſich um und vor ihm ſtand der junge Delaware. Flüſternd redete er den vermeintlichen Stammesgenoſſen an. Faſt gleichzeitig aber traf ihn der Schlag eines mit Blitzesſchnelligkeit geführten Beils vor die Stirn, ihn rücklings in den Strom hinabſendend. —

Molly befand ſich um dieſe Zeit noch auf dem Uferrande, wo Charon allein ſie erwartet hatte. Sobald ſie ihn erkannte, war ſie in ſeine Arme geeilt, ſich krampfhaft an ihn anſchmiegend. Wie in dem Bewußtſein nun-

mehriger gänzlicher Sicherheit, vermochte sie nur das hervorzubringen, was ihr Gemüth während der langen Trennung am schwersten und schmerzlichsten belastet hatte.

„Ich weiß Alles jetzt — Alles," sprach sie mit halb erstickter Stimme, „ich bin so namenlos elend. Wäre ich doch nie geboren — ich ahnte es längst. Vater Charon — verzeihe mir — ich kann es nicht aussprechen —" und heftiger schluchzend barg sie ihr Antlitz an seiner Brust.

Charon, in diesem Augenblick allein von dem Gedanken an ihre gefährliche Lage durchdrungen, richtete ihr Haupt sanft empor.

„Davon nichts jetzt," sprach er mit tiefem, beinah strengem Ernst, „fasse Dich; erwäge, die kleinste Unvorsichtigkeit kann für uns verhängnißvoll werden —"

Und wiederum preßte Molly im Todesschrecken ihr Antlitz an seine Schulter. Charon fühlte, daß sie zitterte, errieth, daß sie Milford erkannt hatte, der, auf dem Floß stehend, gemeinschaftlich mit Fakit und Johnson das ungelenke Fahrzeug an's Ufer preßte.

In diesem Augenblick tauchte Jung-Biber neben ihnen auf.

„Fort, oder es wird zu spät," flüsterte er dringlich, und wie von neuer Lebenskraft durchströmt trat Molly festen Schrittes bis auf den äußersten Uferrand vor. Es war, als hätte sie jede Empfindung verloren gehabt, ihr Herz zu schlagen aufgehört.

Schweigend ließ sie sich, wie Charon rieth, nieder, und Milford die Hand reichend, gelangte sie wohlbehalten

Digitized by Google

auf das Floß hinab. Charon und Jung-Biber folgten ungeſäumt nach. Die Stangen, welche ſo lange als Stützen gedient hatten, wurden eingezogen. Ebenſo ſchnell gewann die Strömung das Uebergewicht über das Floß, und hinaus trug ſie daſſelbe der Mitte des Arkanſas zu, wo es mit großer Schnelligkeit ſeine Bahn öſtlich verfolgte. —

Auf einem von Treibholz nothdürftig hergeſtellten Sitz hatte Molly ſich neben Charon niedergelaſſen. Nach der jüngſten heftigen Erregung ſchien vollſtändige Erſchöpfung ſich ihrer bemächtigt zu haben. Gebeugt ſaß ſie da. Eintönig klang ihre Stimme, als ſie auf Charon's tröſtlichen Zuſpruch erklärte, zu feſt von ihrer Rettung überzeugt geweſen zu ſein, um entmuthigt werden zu können. Sonſt kam kein Laut über ihre Lippen. Sie fragte nicht einmal nach den Umſtänden, welchen es zu verdanken, daß Milford, den ſie in weiter Ferne wähnte, ſich an dem gefährlichen Unternehmen betheiligte. Schmerzerfüllt überwachte Charon ſeinen lieblichen Schützling. Nur verſtohlen wagte Milford die Geſtalt zu betrachten, die nunmehr wie gebrochen daſaß, für nichts mehr Theilnahme verrieth. Auch Fakit und die beiden jungen Männer ſchwiegen; es beſeelte ſie achtungsvolle Scheu vor der Tochter des Mondes und des Frühlingsthau's, die ſogar bei den Komanches einen ſo untrüglichen Beweis ihrer übernatürlichen Begabung abgelegt hatte.

Molly achtete weder des Einen noch des Anderen. Sie ſchien entſchlafen zu ſein. Sie ſah nicht, daß die Männer ihre Büchſen ſorgfältig prüften und ſo nieder-

legten, daß sie stets zur Hand und doch nicht von dem gelegentlich über die Binsenbündel hinwegrieselnden Wasser erreicht wurden; sie sah nicht, daß Johnson und Jung-Biber abwechselnd einer Schildwache ähnlich dastanden und ihre Blicke argwöhnisch über den mondbeleuchteten Rand der Hochebene hingleiten ließen. Und hätte sie es gesehen, so wäre es ihr unverständlich geblieben. Sie ahnte nicht, daß die Strecke, welche das Floß eilfertig auf den Windungen des Stromes zurücklegte, von berittenen Komanches auf geradem Wege über die Hochebene in der Hälfte der Zeit durchmessen werden konnte. Sie hörte nicht das geheimnißvolle Gurgeln der Fluthen, wenn das Floß seine Lage ein wenig veränderte und die breite Seite der Strömung zukehrte; nicht das Plätschern der Stangen, wenn die Männer dessen Lauf regelten oder die sich weithin auszeichnenden Untiefen und Sandbänke zu vermeiden trachteten. Sie war zu tief bedrückt.

Ueber ihr aber, über den Fluß, das Thal und die Hochebene wölbte der Himmel sich in bezaubernder nächtlicher Klarheit. Wie unzufrieden mit seinem verstümmelten Gesicht, blickte der Mond auf die stille Erde nieder. Ob dürre öde Steppe, ob reich gesegnete Fluren: gerecht gab er sein mildes Licht dem Einen so gern hin, wie dem Anderen. Er kannte keinen Unterschied der Sache oder der Person. Hier leuchtete er zur bedachtsamen Flucht, dort zu erbitterter Verfolgung; ihm war Alles einerlei. Wie auf den Stätten patriarchalischfriedlichen Wirkens und Schaffens, streute er auch hier in der Wüste seine bläulichen Lichterchen verschwenderisch aus. Träumerisch

Digitized by Google

baute er mit denſelben eine ſeltſam zitternde Brücke von dem Ufer nach dem Floß hinüber, eine mitreiſende Brücke, nur Geiſtern zugänglich, den Seelen auf der Steppe geſtorbener Kräuter und Blumen. Eine Brücke, beſtehend aus flüſſigem Gold und Silber, aus bläulichen Diamanten, daß man hätte meinen mögen, über den Spiegel eines Seefahrers hinweg einen Blick über das phosphoriſch leuchtende Kielwaſſer hinzuſenden. Nur die Sterne litten Noth, indem die Helligkeit der Atmoſphäre ſie hinderte, gefallſüchtig ihren ſchönſten Glanz zur Schau zu tragen, ſo daß die meiſten ſich grollend dafür entſchieden, lieber gar nicht aufzufunkeln.

Das Waſſer gurgelte, es plätſcherten die von kundigen Händen geführten Ruderſtangen. Häßlich kontraſtirte zu dieſem geheimnißvollen Geräuſch, zu dem fortgeſetzten Schweigen der verwegenen Männer das klagende Jauchzen und Heulen hungriger Wölfe, welches bald aus dieſer, bald aus jener Richtung herüberdrang. Molly hörte nichts, ſah nichts. Es kümmerte ſie nicht, wohin das Floß ſie trug, ob verlockender glücklicher Freiheit entgegen, oder in's Grab.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Am Kap vorbei.

Die Zeit ſchritt vor. Im Oſten meldete verſchlafen der junge Tag ſich an, und noch immer verfolgte das Floß ſeinen Weg eilfertig ſtromabwärts. Die feuchte Regungsloſigkeit der Atmoſphäre erleichterte es den Schall-

wellen, über weite Strecken hinwegzuzittern; doch aus keiner Richtung war ein Geräusch nach dem Floß hinüber=gedrungen, welches man auf das Stampfen der Hufe scharf getriebener Pferde hätte zurückführen können. Trotz=dem ermüdeten die Männer nicht in ihrer Wachsamkeit. War ihre Aufmerksamkeit bisher ausschließlich dem Rande der Ebene zugewendet, so theilten sie dieselbe jetzt. Im Osten, in weiter Ferne auf dem südlichen Ufer war vor dem glühenden Morgenroth eine schroffe, kapartige Ab=stufung der Hochebene in ihren Gesichtskreis getreten, und nach dieser spähten sie immer wieder argwöhnisch hinüber. Sie wußten, daß auf solchen Stellen, bedingt durch die Windungen des Flusses, der eigentliche Stromkanal mit erhöhter Gewalt sich in das Erdreich gleichsam einbohrte und an den auf diese Art geschaffenen Wänden mit un=widerstehlicher Gewalt einherbrauste. An Ausweichen konnte dort nicht gedacht werden; was auch immer von oben herab drohte, gleichviel ob Geschosse oder vernich=tende Steinmassen, es mußte in Empfang genommen werden. Das Fernrohr wanderte von Hand zu Hand. Bald Dieser, bald Jener spähte nach der Abflachung des Kaps hinüber, und jedesmal wurde es in der Ueberzeugung abgesetzt, daß dort oben kein Leben irgend einer Art sich regte. Und weiter trieb das Floß und näher rückte die Sonne der in rothem Golde prangenden Linie des Hori=zontes. Es lichtete sich der Tag. In schnellem Einher=schießen änderte sich fortgesetzt die immerhin trostlose Um=gebung der Flüchtlinge. An breiteren Thalstreifen wurden sie vorüber getragen, an mehr oder minder gekerbten Ab=

hängen der Hochebene und an Stellen, wo durch atmoſphäriſche Einflüſſe geſchaffene Einſchnitte ſich zu lang gereckten Seitenthälern erweitert hatten.

Auf ſeine Ruderſtange gelehnt überwachte Milford die ſüdliche Thaleinfaſſung. Eine jener Erweiterungen trat in ſeinen Geſichtskreis. Tief in die Hochebene hinein vermochte er ſie zu überblicken.

„Eine Heerde Muſtangs," bemerkte er, indem er in das Thal hineinwies, zu Fakit gewendet.

Dieſer folgte mit den Augen der angedeuteten Richtung; zugleich legte ſeine Stirn ſich in Falten des Mißmuthes.

„Sagte mein Freund, eine Rotte Komanches, ſo kam er der Wahrheit näher," ſprach er, dadurch die Aufmerkſamkeit der anderen Gefährten ebenfalls dahin lenkend, wo eine Anzahl Pferde die Niederung in voller Jagd kreuzte.

„Höchſtens Komanchepferde, aber keine Reiter," verſetzte Milford zweifelnd.

Fakit lachte vor ſich hin und erwiederte gleichmüthig: „Nehme mein junger Freund die Glasaugen Vater Charon's und ſpähe er hinüber. Findet er ein einziges Pferd ungeſattelt und ungezäumt, will ich ihm meine Büchſe ſchenken. Sie iſt ſo viel werth, wie zehn Pferde."

Milford befolgte den ihm ertheilten Rath. Er ſah ſo lange hinüber, bis die Thiere auf der anderen Seite der Niederung verſchwunden waren. Dann kehrte er ſich, Erſtaunen im Blick, Fakit zu.

Dieſer verſtand die ſtumme Frage und erklärte in

Digitized by Google

seiner leidenschaftslosen Weise: „Die Komanches sind große Reiter. Wollen sie nicht gesehen sein, so hängen sie sich an die Seiten ihrer Pferde. Ich kenne das. Sähe mein Freund die Mustangs jetzt, würde er auf jedem einen Mann finden. Die Komanches sind schlaue Hunde. Sie haben einen kurzen Weg bis zu dem Vorsprung. Bevor wir halb hinüber sind, lauern sie oben. Ich denke, wir finden harte Arbeit heute. Kamen wir eine halbe Stunde früher, war Alles gut."

Milford sah befangen auf Charon, der mit gespannter Aufmerksamkeit dem kurzen Gespräch gefolgt war. Dann betrachtete er gleich diesem Molly mit tiefer Theilnahme. Sie saß aufrecht, aber auf ihrem Antlitz ruhte es, als hätte es sich nie wieder zu einem Lächeln des Frohsinns erhellen sollen. Nachdem der Tag sich vollständig gelichtet hatte, vermied sie sichtbar, anderen Blicken zu begegnen. Ob Scham sie erfüllte, wegen ihrer räthselhaften Eigenschaft bemitleidet zu werden, namentlich von Milford, von dem sie wähnte, daß er in neuester Zeit erst über ihren Zustand unterrichtet worden; ob Scheu, dahin zurückzukehren, wo sie als höher begabtes Wesen galt, sie gewiß oft bei ihrem geisterhaften nächtlichen Umherschweifen Diesen oder Jenen schreckte, das wußte sie nur selber. Eine Binse hatte sie ergriffen. Wie spielend tauchte sie dieselbe in die Fluthen. Um ihre Augen an einen bestimmten Gegenstand zu fesseln, beobachtete sie melancholisch, wie deren Spitze das Wasser leicht furchte. Der Gedanke an irgend eine Gefahr schien ihr fern zu liegen; mit den Bewegungen einer Träumenden leistete sie Folge,

als Charon und Fakit ſie aufforderten, ſich, ſo gut es gehen wollte, auszuſtrecken. Schweigend duldete ſie, daß die Decken der beiden jungen Indianer über ſie hingezogen und unter Benutzung hier und da hervorragender Zacken der Treibholzenden hohl geſtützt wurden.

„Um ſie den Blicken etwaiger Verfolger zu entziehen,“ hieß es; im Grunde aber gedachte man, ſie gegen die möglicher Weiſe nach dem Floß entſendeten Pfeile zu ſchützen und deren ſcharfe Spitzen in dem dicken Wollengewebe aufzufangen. Und es ließ ſich ja vorausſehen, daß die Komanches, wenn auch die Reſervations-Indianer fürchtend, vor keinem Mittel zurückſchreckten, das Zaubermädchen wieder in ihre Gewalt zu bringen und ſich demnächſt in der unbegrenzten Steppe zu verlieren.

Längere Zeit verſtrich in erwartungsvoller Stille. Dem Stromkanal folgend, war das Floß in dem breiten Bett nach dem nördlichen Ufer hinübergetrieben worden. Dort ſchwankte es einige Minuten auf den im Kampf begriffenen Fluthen, und als es den Männern gelungen war, ihm wieder freie Fahrt zu geben, lag in der Entfernung von etwa tauſend Schritten das Kap vor ihnen. Zugleich gewannen ſie einen freien Anblick der ſchroffen Uferwand, die ſich in der Höhe von ſechzig Fuß und in einer Länge von mindeſtens achthundert Ellen unmittelbar aus dem Waſſer erhob. Auf den beiden Enden ſenkte ſich dieſelbe, ebenſo landeinwärts, von woher ſie auch für Reiter leicht zugänglich. Die Stelle, auf welcher die Strömung ſie mit vollſter Gewalt traf, war weithin erkennbar, indem die Fluthen, in gewaltigem Andrange das harte Erdreich

auflöſend und benagend, auf einer Strecke von beinah fünfzig Ellen die Wand unterwühlt hatten. Dort nun kämpfte, wirbelte und ſchäumte das Waſſer wie in einem Rachen der Charybdis, der auf der einen Seite gewaltſam ausſpeit, was ihm auf der anderen in Ueberfülle zugetragen wird. Anſtatt aber von hier aus die Richtung, wie gewöhnlich bei Biegungen, nach dem jenſeitigen Ufer einzuſchlagen, von welchem ſie Untiefen und breite Sandbänke trennten, glitt die Strömung, ſich allmählig ebnend, an der Wand hin, hinter deren öſtlichem Ende ſie erſt wieder von dem ſo lange innegehaltenen Wege abwich. Es lag alſo zu Tage, daß, wenn das Floß wirklich den Kampf mit den Wirbeln in der Höhle glücklich beſtand, es einige Minuten ſpäter in kurzer und daher ſicherer Bogenſchußweite vor den dort lauernden Feinden vorübergetrieben werden mußte.

Dies Alles zu erkennen, blieb den fünf entſchloſſenen Männern genügend Zeit, als ſie, infolge der Verengerung des Stromkanals, mit wachſender Schnelligkeit der verhängnißvollen Stelle zugetragen wurden. Unter anderen Verhältniſſen hätte es kaum große Mühe verurſacht, durch Anlaufen an eine Sandbank die gefährlichen Wirbel zu meiden; allein abgeſehen davon, daß ſie dort für die oben auf der Abflachung verborgenen Komanches, deren einige unſtreitig mit Büchſen bewaffnet, ein bequemes Ziel geboten hätten, wären ſie auch gezwungen geweſen, zur Fortſetzung der Flucht ſich immer wieder der ſie den unterhalb lauernden Feinden zutragenden Strömung anzuvertrauen.

Digitized by Google

Mit ängstlicher Spannung sahen Charon und Milford nach der Wand hinüber. Anscheinend ruhig betrachtete Fakit dieselbe, während die beiden jungen Männer ihre Blicke mit eigenthümlicher Schärfe über alle Punkte hingleiten ließen, auf welchen sich ein Feind verborgen halten konnte. Nichts entdeckten sie. Still lag das Kap im ersten Morgensonnenschein, still und regungslos, wie die ganze versengte Wüste ringsum. Doch die Indianer konnten durch diese Ruhe nicht in Sicherheit gewiegt werden; im Gegentheil, argwöhnischer waren sie noch geworden, wie aus den kurzen Bemerkungen hervorging, welche sie gedämpft mit einander wechselten, und dem darauf folgenden Verfahren.

Fakit ergriff nämlich den mit dem Floß vereinigten Lasso und rollte ihn in lose Reifen zusammen, und sich in der Mitte des Flosses aufstellend, forderte er Charon, Milford und seinen Sohn auf, nur Ruderstangen in den Händen, dicht neben ihn hinzutreten. Der junge Delaware dagegen, mit dem er sich schon vorher verständigte, kniete hinter ihnen nieder, den Lauf seiner Büchse zwischen Fakit und Charon hindurch schiebend. Von der Höhe des Kaps aus gesehen, mußte es auf diese Weise den Eindruck erzeugen, als ob den Flüchtlingen nichts ferner liege, als der Gedanke an eine Verfolgung, und daß sie nur darauf bedacht seien, den Strudeln in der Grotte mit allen Kräften zu begegnen.

Molly lag unterdessen geduldig unter den Decken. Schirmartig ausgespannt, wie sie waren, wurde sie durch dieselben nicht belästigt. Sie vermochte sogar um sich zu

Digitized by Google

ſchauen, nur nicht nach der Richtung hinüber, in welcher man ſich gefährdet glaubte. Nicht den leiſeſten Verſuch hatte ſie gemacht, ſich an dieſem oder jenem Geſpräch zu betheiligen. Etwas Unheimliches lag in der ſtarren Ruhe, mit welcher ſie den kommenden Ereigniſſen entgegenſah, wenn ſie derer überhaupt gedachte.

Das Floß befand ſich kaum noch hundertundfünfzig Ellen weit von der Wand entfernt. Noch kurze Zeit und es trieb mitten in die Strudel hinein. Jung-Biber kniete da, wie aus Stein gemeißelt. Der Kolben der Büchſe ruhte an ſeiner Wange, deren Mündung wies nach dem hochgelegenen Rande des Kaps hinauf.

Eine kurze Bemerkung hatte er an Fakit gerichtet.

„So zeige, was Du verſtehſt," lautete die ebenſo kurze Antwort. Einige Sekunden verſtrichen und mit ſcharfem Knall entlud ſich die Büchſe; zugleich richteten ſich alle Blicke nach oben.

Zwei Arme, ein Gewehr haltend, waren daſelbſt ſichtbar geworden. Hoch emporgeworfen, ſanken ſie alsbald wieder zurück, während die Waffe, anſcheinend mit letzter Kraft geſchleudert, im Bogen über den Abhang hinausflog.

„Gut gemacht, Jung-Biber," lohnte Fakit den Meiſterſchuß und ſpähend blitzten ſeine Augen gleichſam über den Rand des Kaps hin. Nichts rührte ſich mehr. Hatten die dort verſteckten Feinde beabſichtigt, durch einen wohlgezielten Schuß die Männer auf dem Floß in Verwirrung zu ſetzen, ſo waren dieſe ihnen zuvorgekommen. Denn noch wirkte der Schrecken, welchen das Zuſammenbrechen des mit zerſchoſſenem Kopf jäh aufſpringenden Genoſſen

Digitized by Google

verurſachte, als das Floß ſo dicht an die Wand herangetrieben war, daß es ferneren Angriffen von oben unzugänglich. Die Männer hatten nur noch Sinne für den bevorſtehenden Kampf mit einem noch mächtigeren Gegner, den aufrühreriſchen Fluthen.

Bevor Fakit die Grotte genauer in's Auge zu faſſen vermochte, war es ihm unmöglich, ſich für dieſe oder jene Art der Fortſetzung der Flucht zu entſcheiden. Als zunächſt liegender Ausweg galt ihm, nach Ueberwindung der Strudel auf einer Sandbank zu landen, das Floß in eine Art Schutzwehr zu verwandeln und hinter derſelben das Weitere zu erwarten. Sobald aber die Aushöhlung dicht vor ihm lag, entwarf er ebenſo ſchnell einen verwegenen Plan, wie er Zeit gebrauchte, ſeine Blicke in jeden überdachten Winkel hineinzuſenden.

„Aufgepaßt!“ rief er den Gefährten mit einer ſonſt an ihm ungewöhnlichen Erregtheit zu, und wie ſprungbereite Panther traten die beiden braunen Burſchen, die ſeine Abſicht errielhen, neben ihn hin. Was dann folgte, konnte dagegen nur noch an den Athemzügen berechnet werden.

Charon warf Molly einen Blick tiefer Beſorgniß zu, während Milford ſie nur verſtohlen zu betrachten wagte. Als ſie fühlte, daß die loſe gefügten Theile des Floſſes in wellenförmige Schwankungen geriethen, hatte ſie die Decken zurückgeſtoßen und ſich aufgerichtet. Sichtbar kaltblütig, wie die ſie umringenden Schwierigkeiten abſchätzend, ſah ſie mit ihren klugen Augen um ſich.

„Recht ſo,“ ermuthigte Charon ſie bangen Herzens,

Digitized by Google

„sichtbare Gefahren verlieren viel von ihrem bedrohlichen Charakter.“

Molly lächelte matt.

„Ich fürchte mich nicht,“ sprach sie ruhig, „erlebte ich doch schon Aergeres,“ und ihr Lächeln enthielt einen eigenthümlich herben Ausdruck.

Charon sah es nicht. Die Stange in beiden Fäusten, hatte er sich dahin gekehrt, wo der Kampf in den nächsten Sekunden beginnen mußte.

Die Unterspülung erstreckte sich in Halbmondform etwa dreißig Fuß in die Wand hinein. Ringsum waren die Marken sichtbar, welche die verschiedenen Wasserstände zurückgelassen hatten. Je höher diese, namentlich nach dem Schmelzen großer Schneemassen auf den Abhängen der Rocky Mountains oder auf den Ebenen, wie nach lang anhaltenden schweren Regengüssen, um so reißender die Strömung, um so häufiger die aus fernen Waldregionen herbeigeführten Treibhölzer, um so erfolgreicher bohrten und nagten die Fluthen an dem sich ihnen entgegenstellenden Erdwall. Hierzu kam, daß die unteren Schichten, fester Lehm und Thon, größeren Widerstand leisteten, als die oberen mit Sand und Kies durchschossenen. Und so bot sich hier das Bild unregelmäßiger, breiterer und schmalerer Abstufungen, die bei dem zur Zeit herrschenden niedrigen Wasserstande treppenartig bis an die dem Flusse zu hoch aufstrebende Wölbung führten. Am ausgeprägtesten war diese Formation gerade da, wo der heftigste Anprall der Fluthen stattfand, und auf diese Stelle hatte Fakit seine einzige und letzte Hoffnung gebaut.

Digitized by Google

Mit athemloſer Spannung beobachteten nunmehr Alle, wie das Floß in die breite Grotte hineinſchoß. Auf dem Wege, mit einer für es ſelbſt vernichtenden Gewalt das felſenharte Erdreich zu ſtreifen, wurden die Stöße zwar mittelſt der umſichtig gebrauchten Stangen gemildert, zugleich aber gerieth es dadurch mehr in die Mitte des Hauptſtrudels hinein, wo die zuſtrömenden und abfließenden Waſſer wüthend mit einander rangen und der Gebrauch der einfachen Ruderwerkzeuge vollſtändig abgeſchnitten wurde. Andererſeits hielt der Wirbel das hilfloſe Fahrzeug feſt, anſtatt daß es ſogleich eine Beute der abwärts eilenden Strömung geworden wäre.

Mehrere Minuten drehte das Floß ſich nunmehr mit mäßiger Geſchwindigkeit auf derſelben Stelle, und bange Minuten waren es, während alle Blicke mit tödtlicher Spannung an den gegen zwanzig Fuß weit entfernten Stufen hingen, auf welchen die einzige mögliche Rettung lag. Allmählig, indem das Floß ſich von der Mitte des Strudels trennte, ſtellte es ſein Drehen ein, worauf es lebhaft zu kreiſen begann. Der erſte Rundlauf führte es den Stufen um zehn Fuß näher, ganz aus der Höhle hinaus und wieder hinein, um, bevor es beim zweiten Rundgange ſeine Reiſe ſtromabwärts antrat, abermals den Stufen um ſo viel näher gebracht zu werden. Wurde dann der richtige Zeitpunkt verſäumt, ſo war Alles verloren. Das wußten die Männer, und wenn je ein eiſerner Wille Gemüther beherrſchte, ſo war es hier, indem man athemlos die Bewegungen des Floſſes berechnete und die ſich verringernde Entfernung nach den Stufen hinüber

Digitized by Google

mit den Blicken maß. Wie eine Statue ſtand Fakit, den Arm mit der Leine wurfbereit nach hinten geſtreckt. Zu beiden Seiten neben ihm kauerten Johnſon und der Delaware, Jeder ſein Ziel ſcharf im Auge, während Charon und Milford weiter zurück das Gleichgewicht des Floſſes überwachten.

Endlich war der entſcheidende Zeitpunkt da. Nur drei Fuß Zwiſchenraum trennten das Floß von der nächſten Stufe; eine kurze Sprungweite und doch groß in Berückſichtigung des ſchwankenden Bodens, von welchem die Füße ſich abſtoßen ſollten.

Tiefer krümmten die beiden jungen Männer ſich zuſammen, ihre Körper ſchnellten empor und mit einem heftigen Schwunge gelangten ſie glücklich nach der zweiten Stufe hinauf. Gleichzeitig fiel die von Fakit geworfene Leine über ſie hin, und dieſelbe ergreifend, begannen ſie, um dem Zerreißen des Floſſes vorzubeugen, mit mäßiger Gewalt zu ziehen. Bereits in der Gewalt der Strömung, ſchwang das elende Fahrzeug ſchwerfällig herum, und gleich darauf knirſchte es gegen die nächſte, vom Waſſer überrieſelte Abſtufung. Milford kehrte ſich Molly zu; doch bevor er ihr die Hand zur Unterſtützung bieten konnte, ſchritt ſie mit derſelben Gelaſſenheit nach dem feſten Boden hinauf, mit welcher ſie in früheren Tagen den Aſt der todten Sykomore zu betreten pflegte. Charon und Milford folgten ihr ungeſäumt nach, wogegen Fakit zurückblieb, um ihnen die Büchſen, Taſchen und Decken zuzureichen. Nachdem auch er ſich geborgen hatte, ging man eifrig an's Werk, das Floß, welches von der Strömung

Digitized by Google

in bedenklicher Weise an das harte Erdreich gepreßt und gerieben wurde, ebenfalls auf's Trockene zu ziehen. Außerdem bedurfte es der Ausbesserung und der Verstärkung, wozu das in den Winkeln der Höhle festgeklemmte, zur Zeit vollständig ausgedörrte Treibholz die besten Mittel lieferte.

Wann die Reise stromabwärts würde fortgesetzt werden können, war unberechenbar. Vorläufig pries man sich glücklich, eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben, auf welcher von keiner Seite her ein Angriff zu befürchten. Ebenso unmöglich war freilich auch, Kunde über die Bewegungen der Komanches einzuziehen und die eigenen darnach zu bemessen. Ueber die Dauer des Aufenthaltes an dem sicheren Ort entschied dagegen der Vorrath der ausschließlich aus jenem nahrhaften Mehl bestehenden Lebensmittel, die sich bedrohlich ihrem Ende zuneigten und die äußerste Sparsamkeit streng erheischten. Im Uebrigen hatte man keine Ursache, unzufrieden zu sein. Die der Sonne unzugängliche Grotte bot erquickende Kühle und Abflachungen zur Genüge, um nach den Anstrengungen der jüngsten Tage und der erschöpfenden Stromfahrt mit erträglicher Bequemlichkeit und ohne unmittelbare Besorgniß der Rast sich hingeben zu können. Dazu sprudelte, rauschte und gurgelte der Strom, indem er sein Unterspülungswerk mit einem gewissen Behagen unermüdlich fortsetzte, eine wunderbar einschläfernde Melodie. Hier sang er heiter zum kärglichen Mahl, dort aufmunternd zu einer mit den einfachsten Werkzeugen unternommenen Zimmerarbeit; dort wieder sang er in wohlthätigen Schlummer, führte er in

eintönigen melancholiſchen Liedern einem bedrängten Gemüth ſüße Vergeſſenheit und tröſtliche Bilder aus dem unbegrenzten Reich der Träume zu. —

Der Tag verſtrich in ungeſtörter Ruhe. Wo man zum Gedankenaustauſch zuſammentrat, da geſchah es mit einem Ernſt, welcher der immerhin noch verhängnißvollen Lage entſprach. Von den Verfolgern ſah und hörte man nichts. So weit Johnſon und der junge Delaware ſich auf den beiden Enden der Grotte hinauswagen mochten: von den Komanches entdeckten ſie nicht die leiſeſte Spur. Wie das jenſeitige troſtloſe Ufer, ſchien auch das hinter ihnen liegende vollſtändig verödet und ausgeſtorben zu ſein. Und doch walteten keine Zweifel, daß ſie die Stromfahrt nur fortzuſetzen brauchten, um auf dem öſtlichen Ende der Wand von den erbitterten Feinden aus ſicherem Hinterhalt angegriffen zu werden.

Molly ſaß oberhalb des Hauptſtrudels und blickte träumeriſch in die wirbelnden Fluthen hinab. Für das, was um ſie her vorging, offenbarte ſie nur erkünſtelte Theilnahme. In ihrem Lächeln, wenn ſie von Dieſem oder Jenem freundlich angeredet wurde, verrieth ſich, wie ſchwer es ihr wurde, von ihrem Gedankengange ſich loszureißen. Man ehrte und achtete ihre Stimmung, begriff, daß ſie der Zeit bedurfte, um ſich mit dem vertraut zu machen, was ihr verhängnißvoller erſchien, als alle nur denkbaren, durch die Komanches herbeigeführten Gefahren.

Auf dem äußerſten, ſtromabwärts gelegenen Ende der Grotte hatten die beiden jungen Indianer ſich feſtgeſetzt.

Digitized by Google

Hinter ihnen lagen einige stärkere, fest zusammengeschnürte Treibholzäste. Kleinere Stücke hatten sie zur Hand, und von diesen warfen sie hin und wieder eins vor sich in den Strom hinab, worauf sie dessen Lauf, so lange es ihren Blicken erreichbar, mit gespannter Aufmerksamkeit überwachten. So war der Abend hereingebrochen; mit der jenen Regionen eigenthümlichen Schnelligkeit hatte die Dämmerung sich zur Dunkelheit verdichtet. Eine Stunde dauerte es noch bis zum Aufgange des Mondes. Als tiefgraue Fläche zeichnete der Strom sich im Gegensatz zu der durch reiches Sternengefunkel matt gelichteten Atmosphäre aus. Ein neues veräftetes Stück Treibholz größeren Umfanges sandten die beiden Burschen in die Fluthen hinab, und ohne ihm weiter nachzuspähen, erhoben sie sich. Gleich darauf stand Johnson bei seinem Vater.

„Der Vorläufer ist unterwegs," redete er ihn an, „man wird nicht erstaunen, wenn ein ander Stück Holz folgt."

„Gut," antwortete Fakit, „so säume nicht. Kommst Du glücklich vorbei, liegt Dein Weg auf der anderen Seite. Wer weiß, wie weit die Komanches auf dieser Seite streifen. Bei Sonnenaufgang kannst Du in Fort Atkinson sein. Sage dem Kommandanten, er möchte sich beeilen, wenn ihm an der Rettung einer weißen Lady gelegen. Männer helfen sich selbst. Sie gebrauchen keinen Beistand."

Schweigend begab Johnson sich zu dem jungen Delawaren zurück. Ihm übergab er Gamaschen und Mokas-

Digitized by Google

sins; Messer und Beil befestigte er auf dem Rücken im Gurt, worauf er sich so niederließ, daß seine Füße von den Fluthen bis zu den Knieen hinauf bespült wurden. Neben ihm lagen die zusammengekoppelten Treibholzenden. Hinter diesen stand Jung-Biber, die Hand an einen der emporragenden Aeste gelegt. Einige Worte wechselten die beiden Gefährten noch mit einander; dann glitt Johnson in die Fluthen hinab und mit ihm das von Jung-Biber nachgeschobene, zur Unterstützung beim Schwimmen dienende Holz. Einen Augenblick weilte er unterhalb des wirbelnden Wasserspiegels, und im nächsten trug die reißende Strömung ihn um die Ecke der Grotte in den Fluß hinaus. Mit der einen Hand das kleine Floß neben sich lenkend, mit der anderen rudernd und steuernd, gelangte er schnell aus dem Bereich der Uferwand, und einmal in der Mitte des Stromkanals, wurde jede weitere Bewegung überflüssig. Nur auf seine Sicherheit brauchte er noch bedacht zu sein, wenn sein Weg ihn in der Nähe der Komanches vorüberführen sollte. Und so ragte auf der dem Ufer abgekehrten Seite des Flosses nur sein Scheitel ein wenig über das Wasser empor, und zwar in einer Weise, daß er, zumal bei der nächtlichen Beleuchtung, selbst für das schärfste Auge sich von dem Holz nicht unterschied.

Mit rasender Schnelligkeit einhergetragen, gelangte er nach zwei oder drei Minuten in gleiche Höhe mit dem Ende der Plateauwand. Dort begann wieder das flache Stromthal. Dasselbe wurde in größerer Entfernung von den Abhängen der Hochebene begrenzt, ermöglichte also

Digitized by Google

einen weiteren Ueberblick. Ueber den Uferrand des Stromes vermochte Johnson zwar nicht hinauszuspähen, um so deutlicher zeichneten sich dafür vor dem etwas helleren Hintergrunde die auf demselben nur einigermaßen hervorragenden Gegenstände aus. Und so erkannte er leicht mehrere Gestalten, die bei einander saßen und offenbar den Stromesspiegel aufmerksam überwachten. Als er ihnen gegenüber eintraf, also kaum fünfundzwanzig Schritte entfernt, erhoben sie sich. Das sich nur als formlose schwarze Masse auszeichnende kleine Floß hatte augenscheinlich ihren Argwohn erregt; denn fortgesetzt zu einander lebhaft sprechend, hielten sie sich eine kurze Strecke in gleicher Höhe mit demselben. Doch die Unmöglichkeit einsehend, es weiter zu verfolgen, zumal die Hauptströmung nunmehr wieder die Richtung nach dem jenseitigen Ufer hinüber nahm, sandten sie einen kurzen Ruf stromabwärts. Ein ähnlicher Ruf antwortete von dort her. Gleich darauf unterschied Johnson das Stampfen von Hufen auf festem Erdreich, welchem das Plätschern und Rauschen folgte, mit welchem Pferde in den dort zwischen Stromkanal und Ufer sich ausdehnenden seichteren Theil des Flusses hineingetrieben wurden. Vorsichtig hinter seiner ästigen Schutzwehr hervorlugend, entdeckte er zwei Männer, die so weit in den Kanal hineingeritten waren, wie sie wagen durften, ohne daß die Pferde den sicheren Halt verloren.

Angestrengt, so lange es noch wenig auffällig geschehen konnte, arbeitete Johnson sich abwärts; dann fügte er sich in das Mißgeschick, auf höchstens zehn Schritte Entfernung vor den beiden Reitern vorübergeführt zu werden, deren

Digitized by Google

einer, wie er deutlich unterschied, die Faust mit dem geöffneten Lasso um's Haupt schwang. Das Floß hätte indessen nicht regungsloser einhergetragen werden können, als er selber, indem er, an den nächsten Block angeschmiegt, kaum genügend Zwischenraum zwischen Nasenflügel und Wasser ließ, um nothdürftig athmen zu können.

Endlich befand er sich den beiden Komanches gegenüber. Er hörte das Sausen des Lasso's und in der nächsten Sekunde klatschte die Schlinge über das Floß hin in's Wasser. Die dadurch erzeugten plätschernden Wellen ermöglichten es ihm, ohne seine Lage zu ändern, die Schlinge unbemerkt über seinen Kopf hinwegzulenken. Sobald sie aber um einige vorspringende Aeste sich schloß und dadurch das Floß in seinem Lauf gehemmt und herumgerissen wurde, tauchte er unter. Aus Leibeskräften schwamm er in der Tiefe nunmehr der Mitte des Kanals zu. Doch er hatte es mit nicht minder schlauen Gegnern zu thun; denn als er nach einer Weile, ähnlich dem von Jägern verfolgten Otter, um Luft zu schöpfen auftauchte, traf sein erster Blick wieder die beiden Komanches, die sich ebenfalls stromabwärts gearbeitet hatten und ihre Pferde anhielten. Untertauchend hörte er noch das Klingen straffer Bogensehnen, und wo eben sein Körper sich blitzschnell in die Tiefe wand, zischten zwei Pfeile in's Wasser. Erst weit abwärts wagte er sich wieder vorsichtig an die Oberfläche, um sich zu überzeugen, daß die Räuber, das Erfolglose ihrer Mühe einsehend, von einer weiteren Verfolgung abstanden; und mit erneuerten Kräften strebte er dem jenseitigen Ufer zu. —

Digitized by Google

In der Grotte herrſchte um dieſe Zeit dumpfes Schweigen. War doch Keiner im Zweifel über die Gefahren, welche den jungen Kreek auf ſeiner verwegenen Stromfahrt umringten. Fakit hatte ſich nach dem äußerſten weſtlichen Vorſprung der Grotte herum begeben. Dort ſaß er ſtarr wie eine Bildſäule, mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit ſtromabwärts lauſchend. Der Ruf der Komanches war zu ihm herübergedrungen. Er errieth, daß es ſeinem Sohne nicht gelungen, unbemerkt vorüberzuſchlüpfen. Die darauf folgende Stille beruhigte ihn zwar einigermaßen; doch erſt, als auf dem jenſeitigen Ufer in weiter Ferne das viermal wiederholte jauchzende Kläffen eines Prairiewolfs ertönte, kehrte er zu den Freunden zurück.

„Morgen Abend um dieſe Zeit liegt der Weg offen vor uns," erklärte er zuverſichtlich, und von neuen Hoffnungen beſeelt, gaben Alle ſich nunmehr der Ruhe hin. —

Wie Fakit vorhergeſagt hatte, geſchah es. Eine Stunde mochte es folgenden Tages noch dauern, bevor die ſcheidende Sonne die Linie des Horizontes berührte, als von der Höhe des Plateau's der Ruf in die Grotte drang, daß die Komanches das Weite geſucht hätten und man das letzte Tageslicht dazu benützen möge, das Verſteck zu verlaſſen.

Da alle Vorbereitungen getroffen waren, dauerte es nur wenige Minuten, bis die Flüchtlinge auf ihrem Floß in die Strömung hinausſchoſſen und eilfertig davongetragen wurden. Sie landeten in der Thalniederung, wo fünfzehn Dragoner unter dem Befehl eines Offiziers im Begriff waren, ihr Lager aufzuſchlagen. Johnſon, den man beritten gemacht hatte, befand ſich unter ihnen. Die Nacht

verbrachten die Flüchtlinge in der Nähe des Lagers. Anstatt indessen folgenden Morgens die ihnen zur Verfügung gestellten Pferde zu benutzen, setzten sie ihre Reise auf dem mehr Bequemlichkeit bietenden Floß fort.

Selbigen Abends kurz vor Sonnenuntergang erreichten sie Fort Atkinson. Bald nach ihnen trafen die Dragoner ein. Von einer weiteren Verfolgung und Bestrafung der Komanches wurde abgesehen. Man sagte sich, daß dieselben ihr Zeltdorf längst abgebrochen und sich in der Prairie verloren haben würden. Zwei Nächte und einen Tag genossen die Flüchtlinge die Gastfreundschaft des Kommandanten im weitesten Umfange. Beritten gemacht und von einer kleinen Eskorte begleitet, brachten zwei Tagesmärsche sie in die Ansiedelungen der den Kreeks benachbarten Cherokesen. Dort wetteiferte man gleichsam, der Tochter des Frühlingsthau's und derer, die zu ihr gehörten, die Heimfahrt zu erleichtern. Vier Tage dauerte die Reise noch, bis vertraute Landschaften Molly's Blicke grüßten und endlich das so lange und heiß ersehnte Ziel in absehbarer Ferne vor ihr lag.

Ein bereits herbstlich duftiger Spätnachmittag war es, an welchem der kleine Zug die letzte ihn von der Fähre trennende Wegstrecke zurücklegte. Molly und Milford ritten vorauf. In kurzer Entfernung folgten Charon und Fakit, in ein ernstes Gespräch vertieft. An diese schlossen sich Johnson und der junge Delaware an, in sorglosem Geplauder ihre heitere Stimmung verrathend. Niemand hätte ihnen angesehen, daß sie vor Kurzem noch mit dem Tode gleichsam spielten. —

Obwohl Molly seit dem ersten Zusammentreffen mit den Freunden von Tag zu Tag deren Verkehr zugänglicher geworden, war es doch, als hätte die träumerische Ruhe der sich allmählig auf den Winterschlaf vorbereitenden Natur sich auf sie übertragen gehabt. Wohl begleitete sie diese und jene Bemerkung wie in früheren Zeiten mit einem süßen Lächeln, aber es war ein Lächeln, welches man mit dem ermattenden Farbenspiel einer Blume hätte vergleichen mögen, deren Wurzeln von einem Giftwurm angenagt worden. Dagegen schien sie die Erinnerung an ihr räthselhaftes Leiden begraben zu haben. Ueber den ersten Eindruck der Heimkehr nach der langen Abwesenheit hatte sie zu Milford gesprochen, über die Veränderungen, die vielleicht stattgefunden, und schwermüthig schweiften ihre Blicke über die mit Herbstfarben reich geschmückten Baumwipfel hin.

„Ein wohlthätiger Eindruck auf alle Fälle," betheuerte Milford aus vollem Herzen, und theilnahmvoll überwachte er das liebliche Profil seiner jungen Freundin, „ein Eindruck, unter welchem die Erinnerung an schwere Bedrängnisse des Herben entkleidet wird, das Urtheil über die bösesten Erfahrungen sich mildert."

Nachdenklich sah Molly auf die regsame Mähne ihres Pferdes nieder. Nach einer längeren Pause erst, dann aber mit einer gewissen Heftigkeit, richtete sie sich auf. Fest blickte sie in Milford's Augen.

„Wie auch immer Sie Ihre Gedanken einkleiden mögen," hob sie an, „ich errathe dieselben, durchschaue Sie, als wäre mir plötzlich die Gabe des Hellsehens verliehen wor-

Digitized by Google

den. Ueberall klingt die Absicht hervor, mich über Mancherlei zu beruhigen, von dem Sie glauben, daß es meinen Seelenfrieden störe. Geben Sie das auf, ich bitte Sie dringend darum. Lassen Sie es wieder so sein, wie damals, als Sie zum ersten Mal hier weilten. Suchen Sie in meinen Worten keine Nebenbedeutung, legen Sie aber auch den Ihrigen keine solche bei. Geändert kann nichts mehr werden. Wie ein aufgeschlagenes Buch liegt mein ganzes Leben vor mir. Sie sehen, bisher jeder Mahnung an meinen unheilbaren Zustand ängstlich ausweichend, bin ich jetzt fähig, rückhaltlos über denselben zu sprechen. Ich heiße die Gelegenheit dazu, welche Sie, freilich absichtslos, herbeiführten, sogar willkommen. Aber ich wünsche, daß dieses erste auch das letzte Mal gewesen sein möge. Denn von Anderen daran erinnert zu werden, bleibt immerhin peinlich, beschämend für mich, und lange dauert es sicher, bevor ich wieder unbefangen in Augen zu blicken vermag, hinter welchen ich Mitleid und ohne Zweifel auch Scheu vor der unheimlichen Nachtwandlerin verborgen weiß —"

„Molly — theuerste Freundin," fiel Milford beschwörend ein, „ist es nicht vermessen, eine Wunde, die bei Weitem nicht die Bedeutung besitzt, welche Sie ihr beilegen, durch die bösesten Vorstellungen zu vertiefen, anstatt sie vernarben zu lassen?"

Molly lächelte wehewoll; dann versetzte sie ruhig: „Selbst dieser Ausdruck Ihrer aufrichtigen Theilnahme gilt mir als eine peinliche Mahnung, und so wird es immerdar und bei jeder noch so unscheinbaren Gelegen-

heit geschehen. Doch ich wiederhole, in das Unabänderliche habe ich mich gefunden; ich fühle mich stark genug, zu tragen, was mir aufgebürdet worden, bedarf keiner Ermuthigungen, die nur wie Nadelstiche wirken würden."

Ernster und ernster war bei dieser Aufforderung ihr Antlitz geworden; gereifte Frauenwürde umschwebte die jugendlich anmuthige Gestalt. Sie mochte indessen empfinden, daß sie ihren letzten Worten unabsichtlich einen herben Klang verliehen hatte, von welchem sie eine entfremdende Wirkung befürchtete; denn in ihren großen Augen entzündete es sich wie banges Flehen um Nachsicht, um Verzeihung, und bevor Milford eine Erwiederung fand, sprach sie weiter:

„Suchen Sie in meiner Erklärung aber auch keine Härte, denn eine solche hineinzulegen — o — um das zu thun, hätte ich zuvor mein ganzes Denken und Empfinden umwandeln müssen. Freilich" — und ein Schatten der Trauer eilte wieder über ihr liebes Antlitz — „eine Wandlung hat stattgefunden, aber keine in der Dankbarkeit und Zuneigung zu meinen Freunden. Mir ist, als sei ich um viele Jahre älter geworden — und woher nähme ich sonst wohl den Muth, mein Urtheil dem aller anderen Menschen, also auch dem Ihrigen voranzustellen, da entscheidende Erklärungen abzulegen, wo ich sonst gewohnt war, zu bitten. Ja, älter und gereifter komme ich mir vor, und dennoch, wie viel schöner war es früher!"

Sie kehrte ihr Antlitz ab, doch nicht schnell genug, um zu verheimlichen, daß Thränen in ihre Augen gedrungen waren. Milford war tief ergriffen. Sein bestes

Herzblut hätte er hingegeben, um sie freundlicheren Anschauungen zugänglich zu machen, und doch durfte er ihrem unzweideutig ausgesprochenen Willen gegenüber keinen weiteren Versuch wagen. Wehmutherfüllt betrachtete er die neben ihm einherreitende jungfräulich holde Gestalt. Ein bis zur Unnahbarkeit Ehrfurcht gebietender Hauch umwehte sie. In demselben Maße aber, in welchem er sie beklagte, wuchs seine Zuneigung zu ihr, das dumpfe Sehnen, fortan um sie zu sein, sie zu überwachen auf Schritt und Tritt, die vor ihr liegende dornenvolle Bahn zu ebnen, sein ganzes Leben ihr zu weihen. An seine Brust hätte er das liebliche Haupt ziehen mögen, fortküssen die Thränen von ihren Wangen. Beschwören hätte er sie mögen, alle Sorgen, allen Gram hinter sich versinken zu lassen, ihm sich anzuvertrauen, auf seine Schultern zu wälzen, was nur zu sehr geeignet, ihr ganzes Dasein zu umdüstern, ihr die Lust am Leben zu verbittern.

Den schmerzlichen Betrachtungen sich gewaltsam entwindend, brach er das bereits peinlich wirkende Schweigen schonend mit den Worten: „Wie das graue Schindeldach dort friedlich zwischen den Bäumen hervorlugt. Mit dem auf ihm ruhenden Abendsonnenschein ruft es den Eindruck hervor, als hätte es sich zum Empfange seiner Bewohner festlich geschmückt."

„Die Sonne geht heute abermals klar zur Rüste," ging Molly mit einer gewissen Hast auf die neue Wendung des unterbrochenen Gesprächs ein. „Die heiteren Tage scheinen gar kein Ende nehmen zu wollen. Für mich beginnt jetzt die schönste Tageszeit. Ich liebe die

Digitized by Google

Dämmerungsstunden, liebe es, zu beobachten, wie die Natur allmählig einschlummert und das nächtliche Thierleben erwacht. Wie werde ich Tommy wiederfinden? Ob er nach der langen Trennung mich wiedererkennt?"

Sie befanden sich in gleicher Höhe mit der Fährhütte und bogen nach dem schattigen Vorplatz hinauf. Milford, welcher Molly's gleichsam krampfhaften Gedankensprüngen kaum zu folgen vermochte, wurde dadurch einer Antwort überhoben. Gleich ihr sah er gespannt nach der Hütte hinüber. Zwei Indianerinnen, welche auf Fakit's Geheiß so lange Charon's kleinem Hauswesen vorgestanden hatten, saßen auf der Bank. Als sie des so lange schmerzlich vermißten guten Geistes der Landschaft ansichtig wurden, brachen sie in jubelndes Lachen aus. Tommy lag abseits und rührte sich nicht; kaum daß er mit den kleinen Augen mürrisch zu den Eintreffenden hinüberblinzelte. Gleich darauf trat Molly vor ihn hin, in gewohnter Weise ihn anrufend.

Der Bär erhob sich und beschnupperte argwöhnisch die ihm entgegengestreckte Hand. Plötzlich aber richtete er sich laut winselnd auf den Hintertatzen auf, und unter Thränen lachend, hatte Molly ihre liebe Noth, die unsanften Liebkosungen des täppischen Gesellen von sich abzuwehren. In diesem Augenblick erschienen auch Charon und Fakit mit ihren jungen Begleitern, und in geräuschvoll heiterem Verkehr mit den braunen Haushälterinnen wurde die glückliche Heimkehr zunächst gefeiert. Molly schien die überstandenen Leiden plötzlich vergessen zu haben. Indem sie regsam Umschau hielt, wuchs ihre Geschäftig-

Digitized by Google

keit. Die alten vertrauten Wohnräume wie den Garten, Alles, Alles begrüßte und beſichtigte ſie eifrig. Kein Mitglied ihrer befiederten Genoſſenſchaft ſchritt über den Hof, dem ſie nicht einen fröhlichen Blick geſchenkt hätte.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Scheiden.

Auf Charon's Vorſtellungen hatte Milford ſich entſchloſſen, noch kurze Zeit Mitbewohner der Fährhütte zu bleiben; dann aber ſollten Johnſon und Jung-Biber ihn ſüdwärts begleiten, wo Sparewood, die Vermeſſungen langſam weiterführend, ſeiner Rückkehr ängſtlich entgegenſah. Molly hatte ihre Bitten mit denen Charon's um längeres Bleiben weder vereinigt, noch auf den dahin zielenden Vorſchlag Milford's unzweideutig zuſtimmend geantwortet. Aber in ihren Augen offenbarte ſich, daß ſie von Zweifeln befangen, ſie von ſeiner Anweſenheit mehr fürchtete, als hoffte.

Erſt allmählig gab ſie dem Einfluß des ſich täglich wiederholenden und dadurch zur Gewohnheit werdenden Verkehrs nach. Verſtrichen die erſten Tage unter dem Druck eines erkünſtelten Weſens, ſo folgten andere, an welchen die Blicke ſich klärten, die Worte freier von den Lippen floſſen. Milford beobachtete es mit inniger Freude, und endlos war ſein Mühen und Trachten, die beginnende Wandlung wenig fühlbar immer weiter zu fördern.

Bei Charon, der ſich von jeher durch ſtillen träumeriſchen Ernſt auszeichnete, fiel weniger auf, daß namenloſe

Unruhe an ihm zehrte. Wie auch immer in seiner Umgebung sich Alles günstiger zu gestalten schien: der Gedanke an die verlorenen Briefschaften wollte nie von ihm weichen.

Je nachdem die Kunde von Molly's Rettung sich in weiterem Umkreise verbreitete, sprachen häufiger braune Ansiedler vor, um sich von dem Ergehen des Zaubermädchens, der lieblichen Tochter des Mondes und des Frühlingsthau's, zu überzeugen. Unerhört erschien es ihnen, wie sie unter sich heimlich verhandelten, daß die von ihrer Warte Stürzende nicht vom Mondlicht in Sicherheit getragen worden. Wilder Haß offenbarte sich dagegen in Wort und Miene, sobald man der hinterlistigen Steppenräuber gedachte, denen man die Störung der bisher für unfehlbar gehaltenen Zauberkraft zuschrieb. Charon unternahm es nicht, die Leute eines Besseren zu belehren. Wurde doch unter dem Einfluß des seltsamen Wahns Molly's Sicherheit in erhöhtem Grade gewährleistet. — —

Zwölf Stunden dauerte es nur noch, bis Milford mit den beiden bereits seiner harrenden jungen Indianern sich auf den Weg südlich begab. Der Abend war nicht mehr fern. In Molly's Begleitung hatte er dem getreuen Fakit einen letzten Besuch abgestattet. Jetzt befanden sie sich auf dem Heimwege, zu welchem sie den etwas weiteren, am Kanadian hinaufführenden Pfad wählten. Eine mäßige Strecke trennte sie noch von der Fähre, als sie auf dem Uferrande sich niederließen. Ein niedergebrochener Baumstamm diente ihnen als Sitz. Der gelehrige Tommy

Digitized by Google

hatte sich schon neben demselben ausgestreckt. Es war eine gewohnheitsmäßige Bewegung; denn so oft sie dort vorüberkamen, jedesmal hatten sie daselbst gerastet, der Aussicht über den breiten Wasserspiegel und auf die malerischen Waldgruppen sich erfreut.

„Wie gern weilte ich länger," erklärte Milford im Verlauf der bedachtsam mit heiteren Bildern durchwobenen Unterhaltung, „allein die Pflicht gebietet. Bis zur äußersten Grenze dehnte ich die Pause in meinen Arbeiten aus. Morgen um diese Zeit muß ich fern sein."

„Wir werden Sie schmerzlich vermissen," antwortete Molly träumerisch, während ihre Blicke beinah starr auf einer Holzklippe ruhten, zwischen deren Geäst hindurch die Fluthen sich sprudelnd Bahn brachen; „um so schmerzlicher für mich, weil Vater Charon — mir kann dergleichen ja nie entgehen — jetzt mehr denn je zuvor finsteren Grübeleien nachhängt. Das wirkt auch auf mich niederdrückend ein. Mir ist, als sollten wir nie wieder froh werden."

So lange Molly sprach, überwachte Milford, wie so oft, ihr sinnend geneigtes Profil. Es war ja so schön, so reizvoll, und doch erinnerte es in seiner ernsten Ruhe kaum noch an das glücklich strahlende Antlitz, welches er einst über die Garteneinfriedigung hinweg erstaunt begrüßte. Wehmuth beschlich ihn bei dem Gedanken, daß es vielleicht nie wieder in kindlicher Sorglosigkeit sich erhellen sollte; Wehmuth gepaart mit einer Innigkeit, wie sie eben nur durch eine über alle Schranken sich erhebende Herzensneigung erzeugt werden konnte.

Digitized by Google

„Was auch immer Charon's Gemüth bedrücken mag," versetzte er nach kurzem Zögern freundlich, „auch bei ihm wird die entfliehende Zeit ihre mildernde Wirkung nicht verfehlen. Ich bin weit entfernt davon, ernsten Betrachtungen ihr Recht abzusprechen, und gewiß ist es eine edle Regung, das Leid Anderer, selbst ungekanntes Leid, zu dem eigenen zu machen; daneben aber kann, muß der Wille bestehen bleiben, immer wieder neu aufzuleben, in der Beglückung Anderer unser eigenes Glück zu finden."

Molly preßte, wie heimlichem Schmerz begegnend, die Lippen leicht auf einander. Dann bemerkte sie ruhig, jedoch ohne die Blicke von dem gurgelnden und Perlen werfenden Wasser abzuziehen: „Gewiß mildert die Zeit die Trauer, welche im Gefolge schwerer Schicksalsschläge. Anders dagegen, wo man täglich der marternden Wiederholung verhängnißvoller Ereignisse gewärtig sein muß."

Obwohl Molly mit klaren Worten und offenbar nicht ohne Absicht auf ihren räthselhaften Zustand hinwies, vermied Milford, darauf einzugehen. Er erwiederte daher, wie ihre letzte Andeutung mißverstehend: „So gäbe es überhaupt für Sterbliche keine ruhige Stunde mehr. Denn wer dürfte sich rühmen, zu fest zu stehen, um die launenhaft störende Hand des Schicksals nicht fürchten zu brauchen? Jeder erhält seinen Antheil an Trübsal. So habe auch ich, nachdem ich von dannen gegangen bin, Fügungen zu beklagen, freilich Fügungen, welche ich dadurch wieder auszugleichen vermag, daß ich eines Tages dahin zurückkehre, wo ich, seitdem ich den Stätten meiner

Digitized by Google

Kindheit Lebewohl sagte, zum ersten Mal mich wieder heimisch angeweht fühlte."

„Thun Sie das nicht," versetzte Molly etwas lebhafter, beinah streng, wie um sich einer Last schnell zu entledigen, „ich habe wenigstens die Empfindung, als ob da, wo man kurze Zeit seine Befriedigung fand, bei späteren Besuchen man nur zu leicht Täuschungen unterworfen ist. Die stille Abgeschiedenheit, in welcher hier die Tage vergehen, ist nicht für Jemand, dessen Vergangenheit auf reich bevölkerte Städte und Länder entfällt. Nein, Herr Milford, ich rathe dringend, kehren Sie nicht mehr hierher zurück."

„Wo ich das finde, was meine ganze Sehnsucht erfüllt, da gibt es für mich keine Abgeschiedenheit," erklärte Milford mit wachsender Innigkeit. „Nicht in der geräuschvollen Welt suche ich mein Glück; ich suche es da, wohin es mich mit tausend Banden zieht; wo, wenn ein mißgünstiges Geschick es nicht anders fügt, mein heiligstes Hoffen sein Ziel erreicht."

Molly erbleichte tödtlich. Einige Sekunden schien sie nach Worten zu suchen; dann flossen sie von ihren Lippen, als wären sie ihr durch das geheimnißvolle Sprudeln der Fluthen zugetragen worden.

„Was könnte Sie hier fesseln?" fragte sie mit eigenthümlich herber Entschlossenheit; „etwa die Gelegenheit, zu beobachten, wie eine unglückliche Person bewußtlos, ähnlich einem ruhelos umherirrenden Geiste, zur Nachtzeit die Menschen schreckt —?"

„Molly, theuerste Molly," unterbrach Milford sie be-

stürzt, und im Uebermaß seiner schmerzlichen Erregung ergriff er ihre Hand, „ich errathe, was Sie bezwecken, indem Sie einen Umstand in unser Gespräch ziehen, welchen wir bisher zwischen uns als begraben betrachteten. Doch anstatt mich einzuschüchtern, erleichtern Sie es mir, das vor Ihnen zu offenbaren, was mir schon bei meinem ersten Besuch auf den Lippen schwebte; was während der langen Trennung von Ihnen mich unabläſſig, ob schlafend, ob wachend, beschäftigte, die Ueberzeugung in mir befestigte, daß meine Zuneigung zu Ihnen nicht die Frucht flüchtiger Bewunderung eines blendenden Aeußeren, sondern das Ergebniß einer streng geprüften Selbsterkenntniß. Und damals schon, noch bevor ich zum ersten Mal Ihre grüßende Stimme hörte, war mir nicht fremd, was Sie über Gebühr als ein Unglück beklagen."

Erschrocken kehrte Molly sich ihm zu.

„Schon damals wußten Sie es?" fragte sie, sichtbar nach Fassung ringend, und sie entzog ihm die Hand, „schon damals, daß ich eine —" dieses Mal widerstrebte es ihr, das verhängnißvolle Wort auszusprechen.

Milford neigte zustimmend das Haupt. Er wollte noch etwas hinzufügen, als Molly mit einem scharf ausgeprägten Ausdruck der Verachtung ihm zuvorkam.

„Wer verrieth es Ihnen?" fragte sie leidenschaftlich, „wer hielt sich für berufen, Sie mit einem Uebel vertraut zu machen, von welchem ich selbst nicht die leiseste Ahnung besaß? Freilich" — und sie lächelte bitter vor sich hin — „wer als Gespenst die Nachbarschaft beun-

Digitized by Google

ruhigt, darf ſich nicht wundern, wenn man hinter ſeinem Rücken mit Fingern auf ihn zeigt."

„Niemand verrieth es mir," antwortete Milford beſänftigend; „Jahre hätte ich hier weilen können, ohne darüber in Kenntniß geſetzt zu werden, ſo hoch achtete man Ihr Geheimniß. Nein, Niemand deutete es auch nur an. Dem Zufall allein verdanke ich meine Mitwiſſenſchaft, dem Zufall, welcher — ich muß es jetzt einräumen — Sie in der Nacht vor meinem Eintreffen auf der Fähre in meiner Nähe vorüberführte."

Blutroth ſchoß es in Molly's Wangen. Ein Schauder durchrieſelte ihre Geſtalt; aber mit feſter Stimme ſprach ſie: „Und Sie einten ſich mit den Anderen, welche es zu ihrer Aufgabe gemacht hatten, wenn auch in der beſten Abſicht, mich gegen mich ſelbſt zu ſchützen, unbekümmert darum, wer dereinſt am meiſten darunter zu leiden haben würde."

„Nein, theuerſte Molly," verſetzte Milford beſchwörend, und bei jedem neuen Wort, welches er ſprach, milderte ſich die herbe Strenge des ſchönen Antlitzes, „nur mit Sparewood einte ich mich, dem einzigen Zeugen, indem ich ihm das Verſprechen ewigen Schweigens abnahm."

„Sie wußten und verheimlichten es," erwiederte Molly beinah tonlos, und ſie faßte das ſprudelnde Waſſer wieder in's Auge, „Sie verheimlichten die Scheu, welche ich Ihnen einflößen mußte."

„Keine Scheu, innig geliebte Freundin. Anfänglich erfüllte mich nur ernſte Theilnahme. Damit ging Hand

in Hand der Wunsch, zumal nach der ersten Begrüßung, daß Ihre heitere Sorglosigkeit nie getrübt werden möge. Im fortgesetzten Verkehr aber entstand das Sehnen, Sie überwachen, Sie behüten und beschirmen zu dürfen fort und fort bis an das Ende unserer Tage. Ich lernte Sie lieben in Ihrer Schönheit und Anmuth, in Ihrer Unschuld und Treuherzigkeit. Ich lernte Sie lieben mit der Eigenthümlichkeit, welche die Natur Ihnen launenhaft zuerkannte, nicht um Sie elend zu machen, sondern um Ihnen Gelegenheit zu geben, im vollen Maße zu würdigen die Ihnen entgegen getragene Zuneigung."

Hier säumte er. Er sah, wie Molly das Haupt tiefer neigte, Thränen über ihre Wangen rollten, ihre auf den Schoß gefalteten Hände sich leise in einander rangen, und noch inniger fuhr er fort, indem er der holden Gestalt sich näher zuneigte:

„Theure, heißgeliebte Molly, was ich vorausschickte, es berechtigt mich, bevor ich weite Räume zwischen uns lege, zu fragen, ob ich zurückkehren darf, um Sie von Ihrem Beschützer als mein Eigenthum zu fordern. Ob ich ihn bitten darf, Ihr Wohl und Wehe in meine Hände niederzulegen, um in meiner Liebe zu Ihnen, in meiner unermüdlichen treuen Sorge um Sie mein einziges Glück zu finden."

Da richtete Molly sich langsam empor. Ihr liebliches Antlitz hatte sich wieder erschreckend entfärbt. Vorwurfsvoll heftete sie die großen thränenfeuchten Augen auf die Milford's.

„Sie gehen zu weit in Ihrem Mitleid," hob sie mit bebenden Lippen an, als Milford leidenschaftlich einfiel:

Digitized by Google

„Nicht Mitleid, theuerſte Molly. Spotten Sie nicht der heiligſten Empfindungen, indem Sie ihnen eine derartige Eigenſchaft beilegen.“

Molly lächelte ſchwermüthig.

„Weshalb Bezeichnungen auf die Goldwage legen?“ fragte ſie ſanft. „Für beides habe ich das gleiche Gefühl des innigſten Dankes; darüber hinauszugehen iſt mir dagegen unmöglich gemacht. Das Uebel, welches Sie die ſeltſame Mitgift einer launenhaften Natur nennen, verbietet mir unweigerlich, mein Loos mit dem eines anderen Menſchen zu verflechten. Ich darf die Hand nicht dazu bieten, daß auch Andere unter dem Verhängniß ſeufzen, welches mir unverdient aufgebürdet worden. Und deshalb, Herr Milford — verzeihen Sie, wenn ich hart, o, herzlos erſcheine — wiederhole ich meine Bitte: Behalten Sie mich in freundlichem Andenken, aber laſſen Sie mich wie eine Geſtorbene in Ihrer Erinnerung fortleben. Kehren Sie nie wieder hierher zurück — nein, wollen Sie einen Beweis Ihrer freundlichen Geſinnungen liefern, ſo geben Sie dieſe Abſicht endgiltig auf.“

Milford ſtarrte vor ſich nieder. Er ſchien der Gegenwart entrückt zu ſein, vergeſſen zu haben das holdſelige Weſen an ſeiner Seite; vergeſſen zu haben die Hoffnungen, welche ihn bis vor wenigen Minuten noch beſeelten. Auch Molly verhielt ſich regungslos. Die guten Augen mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck des Jammers auf den gebeugt Daſitzenden heftend, kämpfte ſie gegen Thränen. Eine Minute verrann und noch eine. Dann richtete ſie ſich ein wenig höher auf. Die Zweifel waren von ihren

Digitized by Google

Zügen gewichen. Statt deren prägte sich in denselben ein fester Wille aus, getragen von unendlicher Milde und Herzensgüte.

„Kommen Sie," sprach sie sanft ermuthigend; „der Abend bricht herein. Vater Charon mag bereits nach uns ausschauen."

Wie geistesabwesend sah Milford empor. Mit einem Ausdruck bitterer Entsagung suchte er Molly's Augen.

„Nur noch eine Minute," bat er dringlich, „eine Minute um den Preis, daß wenn ich von hier scheide, nicht die letzte Hoffnung hinter mir versinkt, die Hoffnung auf ein Glück, wie es bisher mir nur in meinen kühnsten Phantasien vorschwebte. Molly, unaussprechlich theure Molly, wenn ich morgen das Lebewohl mit Ihnen wechsle, so sagen Sie nicht, daß es auf ewig sein soll. Bestimmen Sie eine Zeit, und gingen Jahre darüber hin, in welcher ich abermals mit einer Frage an Ihr Herz vor Sie hintreten darf. Gönnen Sie mir die Hoffnung, daß nach den ersten überwältigenden Eindrücken jener unseligen Entdeckung ruhige Ueberlegung Platz greifen wird, Ihnen nicht länger als unübersteigliche Schranke erscheint, was jetzt, ungerechtfertigt, wie ein Abgrund, wie das Grab Ihres Seelenfriedens sich vor Ihnen öffnet. Und wer sagt, daß die räthselhafte Gewohnheit nicht endlich ihren Abschluß findet? Daß nicht Tage kommen, in welchen Sie lächelnd der Vergangenheit gedenken, Sie nicht länger — ich kann es ja nicht anders bezeichnen — sich als eine der menschlichen Gesellschaft Entfremdete betrachten?"

Ruhig hatte Molly ihn zu Ende sprechen lassen, ruhig

und ohne mit einer Miene zu verrathen, daß seine Vorstellungen vielleicht auf fruchtbaren Boden gefallen wären. Im Gegentheil, die bisher bewahrte Entschlossenheit klang noch unzweideutiger hervor, indem sie antwortete: „Es ist Alles vergeblich. Trennen wir uns morgen, so geschieht es auf Nimmerwiedersehen. Ich spreche es aus mit klarer Ueberlegung: Sollte ich über kurz oder lang wirklich mit meiner Lage mich einigermaßen ausgesöhnt haben, so würde das Wiedersehen mit Jemand, der Zeuge meines bewußtlosen Umherschweifens gewesen, die alte Wunde von Neuem bluten machen, und das können Sie nicht wollen."

„Aber die Heilung, die Heilung, sie liegt nicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit!"

„Wäre das in der That der Fall, hätte ich wirklich zum letzten Mal dem unheimlichen Traumleben mich ahnungslos hingegeben, was wäre dadurch gewonnen?" fragte Molly klagend, „der Stachel, welchen die besten Freunde gerade durch ihre zärtliche Fürsorge in meine Seele senkten, er würde dadurch nicht entfernt werden. Ein Uebel, über dessen Vorhandensein oder Schwinden man nur durch Andere unterrichtet werden kann, läßt keinen glaubwürdigen Beweis zu. Sie sehen, ich spreche offen und vertrauensvoll, vertrauensvoller, als ich es meinem Wohlthäter gegenüber fähig wäre. Was ich aber offenbare, ist nicht etwa die Frucht einer augenblicklichen Regung, sondern das Ergebniß langen schmerzlichen Sinnens und Grübelns; es möchte mir sonst schwer geworden sein, eine derartige Erklärung vor Ihnen abzu-

Digitized by Google

legen. Sie dagegen werden mich jetzt verstanden haben, werden meiner — ach, mit so viel Widerstreben ausgesprochenen Bitte, fern zu bleiben, Ihre Achtung nicht versagen."

„Sie zürnen mir wegen der vermessenen Worte, welche ich aus überströmendem Herzen an Sie richtete," versetzte Milford bedrückt; „wohlan, theuerste Molly, durch eine einzige Miene können Sie mich auf immer aus Ihrer Nähe verbannen, so weit fortweisen, daß nur noch meine Gedanken bis hierher reichen. Mir dagegen zu wehren, Ihr liebes freundliches Bild mir fortgesetzt zu vergegenwärtigen, Ihr Andenken unabläßig in meinem Herzen zu tragen, mich zu grämen und zu sorgen in der Erinnerung alles dessen, was ich hier erfuhr — nein, das vermögen Sie nicht. Sie vermögen es selbst dann nicht, wenn ich gezwungen werde, zu glauben, daß mein Anblick Ihnen peinlich geworden, die Offenbarung meiner Empfindungen nur dazu beitrug, Ihre bisher mir bewiesenen freundlichen Gesinnungen nachtheilig zu beeinflussen."

Tief athmete Molly. Die Hand, welche Milford kurz zuvor ergriffen hatte, entzog sie ihm. Wie seinen Blick scheuend, kehrte sie sich der geräuschvoll umsprudelten Holzklippe zu.

„Sie gehen zu weit in Ihren Voraussetzungen," sprach sie gedämpft, „sie einzeln zu widerlegen — erlassen Sie es mir. Als Freund sind Sie bei uns eingezogen, und wenn Sie morgen von hier scheiden, folgen Ihnen die innigsten Wünsche treuer Freunde nach."

„Und doch soll mir die Wiederkehr verboten sein?"

Digitized by Google

„Ich kann nicht anders; ich mußte darauf bestehen."

„Auch dann, wenn Sie wissen, daß dadurch ein trüber Schatten auf mein ganzes Leben geworfen wird? Auch dann, wenn ich heilig betheure, daß ich mit entschlafenen Hoffnungen vor Sie hintrete, ich es als eine Gunst des Himmels preise, mich nur von Ihrem Ergehen überzeugen zu dürfen?"

„Muß es denn sein?" fragte Molly bewegt und ohne ihre Stellung zu verändern; „soll ich durchaus, nachdem ich mich vielleicht ein wenig beruhigte, gewaltsam an Alles gemahnt werden, was mich feindlich von den Mitmenschen scheidet? Nun ja — auch das noch will ich über mich ergehen lassen. Kommen Sie — kommen Sie unter den Bedingungen, welche Sie selbst aufstellten — und ich will mich bemühen —"

Die Stimme versagte ihr. Ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckend, brach sie in heftiges Weinen aus.

Erschüttert sah Milford auf die gebeugte Gestalt, die im Ringen nach Selbstbeherrschung sich krampfhaft wand. Sein Herz blutete; aber wie mit Himmelsgewalt zog es ihn hin zu ihr, der er nunmehr auf ewig entsagen sollte. Gleichsam unbewußt nahm er ihren Arm, und die Hand sanft von ihren Augen zurückziehend, begann er mit vor Wehmuth zitternder Stimme: „Liebe Molly, fassen Sie sich. Ich konnte ja nicht ahnen, daß mein Verlangen Sie so gänzlich niederdrücken würde. Fassen Sie sich und verzeihen Sie mir. Ich begreife Ihre Stimmung, ehre Ihre Beweggründe. Beruhigen Sie sich, und ich gelobe, fern zu bleiben —"

Digitized by Google

Mit einer heftigen Bewegung richtete Molly ſich empor. Todtenbläſſe bedeckte ihre Züge. Wie in namenloſem Erſtaunen ſuchte ſie Milford's Augen. Dann, wie auf der Flucht vor ſie verfolgenden Phantomen, breitete ſie die Arme aus, und ſeinen Nacken umſchlingend, barg ſie, auf's Neue in Thränen ausbrechend, ihr Antlitz auf ſeiner Schulter.

Als ſei es unwillkürlich geſchehen, legte Milford ſeinen Arm um ſie. Worte ſtanden ihm nicht zu Gebote. Einem Rauſche ähnlich hatte es ſich um ſeine Sinne gelegt, und doch blickte er zagend auf das theure Haupt nieder.

Endlich beruhigte Molly ſich wieder; aber ſeine Blicke fürchtend, barg ſie noch immer ihr Antlitz.

„Kommen Sie — kommen Sie, wann Sie wollen," entwand es ſich kaum verſtändlich ihren Lippen. „Alles kann ich ertragen, nur nicht den Gedanken, Sie von mir geſtoßen zu haben. Ich wollte Sie nicht wiederſehen, um meines Friedens willen, um nicht doppelt elend zu werden in der Neubelebung des Bewußtſeins, daß eine unüberſteigliche Kluft uns trennt, ich Ihrer nur als eines lieben Freundes gedenken darf."

„Ihre Anſchauungen werden ſich mildern," verſetzte Milford ergriffen, „ich nehme Sie hin, wie Sie ſind. Was Sie als ein Unglück bezeichnen, es macht Sie mir nur um ſo theurer."

„Nein, nein," ſchluchzte Molly, „Sie wiſſen jetzt Alles, wiſſen, wie ich an Ihnen hänge. Dafür aber laſſen Sie Mitleid, Erbarmen walten. Kehren Sie zurück als Freund; über dieſe Grenze hinaus gehen Sie indeſſen nicht. Ich

dagegen will der jetzigen Stunde gedenken, wie eines freundlichen, wohlthätigen Traumes, dankbar und ergebungsvoll."

Sie richtete sich auf. Milford in die Augen zu schauen wagte sie nicht. Als wäre sie sich eines Fehls bewußt gewesen, wechselten auf ihrem lieben Antlitz helle Gluth und die Farbe des Todes. Milford, eben noch von wildem Entzücken durchströmt, saß wie gebrochen da. Doch neue Hoffnungen keimten auf dem ihm ertheilten Zugeständniß. Es klopfte sein Herz regsamer in dem Bewußtsein der ihm entgegengetragenen Liebe.

Molly brach zuerst wieder das Schweigen.

„Wir wollen gehen," begann sie schüchtern, indem sie sich erhob, und diesmal folgte Milford ihrer Aufforderung bereitwillig. „Handelte ich unrecht, so mag Gott mir verzeihen. Ich konnte nicht anders — ich fühle mich ermuthigt, seitdem ich weiß, daß kein Geheimniß mehr zwischen uns waltet."

Noch immer Milford's Blicke meidend, legte sie die Hand auf den ihr gebotenen Arm, und langsam wandelten sie heimwärts. Ernst sprachen sie zu einander, ernst und vertrauensvoll. Gab es doch nichts mehr, was sich gegenseitig vorzuenthalten sie Ursache gehabt hätten. Ihre Seelen gehörten zu einander. Was sie sonst noch schied, was Molly als eine unübersteigliche Kluft bezeichnete: in Milford's Phantasie gab es nichts, was zu überwinden er nicht die Hoffnung und den Muth besessen hätte. —

Arm in Arm, wie sie den letzten Theil ihres Weges

zurückgelegt hatten, traten sie vor Charon hin. Was zwischen ihnen schwebte, er las es in den Zügen Beider. Traurig, als wären sie von einem Grabe fortgetreten, in welches ihr Theuerstes gebettet worden, blickten Molly's Augen, traurig und mit eigenthümlicher Entsagung, während ein süßes Lächeln jungfräulicher Befangenheit um ihre Lippen spielte. Der tiefe Ernst Milford's bewies dagegen, daß er mit der letzten Hoffnung auf die Verwirklichung ihm vorschwebender Bilder des Glücks noch nicht gebrochen hatte.

Sorgfältig vermied Charon, seine Entdeckung auch nur andeutungsweise zu verrathen. Er kannte Molly genugsam, um nicht zu bezweifeln, daß er damit an gestorbene und erloschene süße Träume gerührt hätte. —

Wie einen Bruder hatte Molly den Scheidenden am folgenden Morgen geküßt, als er ihr zum letzten Male die Hand reichte. In ihren Augen perlten Thränen; aber aufrechter noch und zuversichtlicher hielt sie sich, um dadurch den über sie und den Geliebten entscheidenden Schicksalsspruch zu verbildlichen. Dann stand sie auf dem Uferrande — die todte Sykomore hatte sie nicht mehr betreten — und traurig beobachtete sie, wie die beiden Männer in dem Prahm den Kanadian kreuzten. Schwere Thränen rollten über ihre Wangen. Zuweilen regten sich ihre Lippen, als hätte sie dem Scheidenden heiße Segenswünsche nachgeschickt, die in einem schmerzlich zuckenden Herzen geboren worden.

So stand sie Minute auf Minute regungslos. Erst als Milford auf dem jenseitigen Ufer das ihm von den

beiden jungen Indianern entgegengeführte Pferd beſtieg und mit einem deutlich herüberklingenden: „Auf Wiederſehen!“ den Hut um's Haupt ſchwang, wehte ſie mit ihrem Tuch ihm die letzten Grüße zu. Dazu ſchien die Sonne ſo goldig vom öſtlichem Himmel herüber, funkelten die Thautropfen ringsum in allen Regenbogenfarben, ſangen und zwitſcherten die Vögel des Waldes und murmelte der mit geſtrandetem Treibholz ſpielende Strom geheimnißvoll. Feſtlich ſchien die Natur ſich geſchmückt zu haben, um die Trennungsſtunde der düſteren Schatten zu entkleiden. Feſtlich und verheißend, um die zagenden Blicke hoffnungsvoll in die Zukunft ſchweifen zu laſſen.

Dritte Abtheilung.

Auf dem Hofe.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Die Kündigung einer alten Freundſchaft.

Auf dem Hofe und in dem Park hatte ſich in den letzten ſechzehn Jahren verhältnißmäßig wenig geändert. Keine einzige der von dem Baron Joachim von Scherben geplanten größeren ſogenannten Verbeſſerungen war zur Ausführung gelangt. Kein einziger noch lebenskräftiger Baum war in dem Park gefällt, keine einzige Mauer der alten Baulichkeiten niedergeriſſen oder durch neue erſetzt worden. In dem Park hatte man ſich darauf beſchränkt,

Digitized by Google

die Wege sauber zu erhalten, die Wiesen zu pflegen, abgestorbene morsche Stämme zu entfernen und junge Bäume an deren Stelle zu pflanzen, das allzu dicht wuchernde Unterholz der Haine nach den Gesetzen der Forstkultur zu lichten, und endlich die den ganzen Landsitz umschließende Einfriedigung, wo nothwendig, zu erneuern. Dem Wohnhause war dagegen durch gründliche Ausbesserungen und Anstrich gewissermaßen ein neuer Rock, selbstverständlich alten Styls, angezogen worden. Doch auch im Inneren hatte man bei Wiederherstellung peinlich darauf Bedacht genommen, daß der gediegene Geschmack eines vergangenen Jahrhunderts vorherrschend blieb. Sogar bis auf die einst mit Polterkammer bedrohten Ahnenbilder im Speisesaal erstreckte sich diese Rücksicht, deren keines anders von seinem Nagel genommen worden, als um einer Reinigung unterzogen zu werden. Aehnlich war man bei der Neueinrichtung der Ställe und Dienstwohnungen zu Werke gegangen. Nur die beiden Zwillingshäuschen neben der Einfahrt in den Park hatten keine andere Wandlung erfahren, als eine solche, wie sie von einem gelegentlichen Kalkanstrich und dem Entschwinden der Zeit abhängig. Nach wie vor lebte in dem einen die nunmehr siebenzig und einige Jahre alte Frau Gertrud Blister still und ungestört; nach wie vor bearbeitete neben dem anderen der bereits etwas ergraute Kunibertus Velten mit Gesellen und Lehrburschen das sprühende Eisen.

Wohl hatte der Baron Joachim es anders im Sinne gehabt und das Aeußerste aufgeboten, um die Bewohner der Zwillingshäuschen aus seinen Augen zu schaffen;

allein er ſtand davon ab, nachdem ihm ein Schriftſtück vorgelegt worden, welches, von der erſten Frau ſeines Vaters rechtsgiltig ausgeſtellt, Gertrud Bliſter die freie Nutznießung der beiden Häuſer auf Lebenszeit ſicherte. Sein Verſuch, die Todeserklärung der Angehörigen ſeines verſtorbenen Stiefbruders zu erwirken, ſcheiterte ebenfalls. Denn er hatte kaum den erſten Schritt dazu gethan, als ihm von Rechtswegen eine auf dem Hofe laſtende übermäßig ſchwere Schuldverſchreibung nebſt Berechnung der rückſtändigen Zinſen vorgelegt wurde, die auf dem Wege einer mißglückten Spekulation, wie es hieß, in den Beſitz eines Juden übergegangen war. Es begleitete dieſelbe die Verfügung, daß vor Ablauf der geſetzlichen Friſt an eine Todeserklärung nicht gedacht werden könne. Andererſeits wurde ihm von Seiten des Gläubigers anheimgeſtellt, den Hof zeitweiſe oder gänzlich zu ſeinem Wohnſitz zu wählen, woran ſich die Bedingung ſchloß, daß er, nachdem die erſten Herſtellungskoſten von Jenem getragen worden, für die Inſtandhaltung der Baulichkeiten wie des Parkes Sorge zu tragen habe. Die daraus erwachſenden Koſten ſollten ihm als Miethszins angerechnet werden, woraus für ſpätere Zeiten das Vorkaufsrecht für ihn hervorging, wenn eben auf Drängen des Gläubigers das Grundſtück unter den Hammer gebracht werden ſollte. Dem Gläubiger galt dagegen bis dahin als Zinſen, wenn die Beſitzung überhaupt vor dem Verfall und der Entwerthung bewahrt blieb.

Geheimnißvoll und deshalb beunruhigend, zumal ein Jude im Spiel, klangen ſolche Beſtimmungen, allein eine

Mißdeutung ließen sie nicht zu. Und so entschloß der Baron sich, wenn auch nach längerem Schwanken, die immerhin günstigen Verpflichtungen zu übernehmen. Erleichtert wurde ihm die Entscheidung dadurch, daß nach dem in jenen Tagen erfolgten Ableben seines Schwiegervaters mit dessen Geschäftsgläubigern akkordirt werden mußte und ihm kaum der zehnte Theil des Reichthums zu Gute kam, auf welchen er so lange zuversichtlich gerechnet hatte. Als vorsichtiger Mann betrachtete er daher den Hof als das geeignetste Mittel, den mit großem Aufwande verknüpften Aufenthalt in der Stadt wenig auffällig abzukürzen. Schwerer war seine Frau solchen Anschauungen zugänglich gewesen, allein sie fügte sich, zumal die bei ihrem ersten Besuch des Hofes empfangenen Eindrücke durch die in der That wie ein Phönix aus der Asche erstandene reizvolle Umgebung sich schnell verwischten. —

Zehn Jahre waren verstrichen, seitdem der Baron zum ersten Male den Hof zum Sommeraufenthalt wählte; zehn Jahre, in welchen man sich an Blisterchen's und der geräuschvollen Schmiede Nachbarschaft gewöhnt hatte. Zehn Jahre, in welchen der junge Joachim mit Unica und Amandus eine herzliche Freundschaft geschlossen hatte, die allen Dreien die heitersten Genüsse gewährte, und gegen die weder der Baron noch seine Frau, des Hauslehrers nicht zu gedenken, Einwendungen erhoben. Die Freundschaft befestigte sich in demselben Maße, in welchem die heranwachsenden Kinder häufiger und auf längere Zeit von einander getrennt wurden. Denn auch Unica und Amandus weilten schließlich — zu der Frau

Meisterin Leid, zu Kunibertus' Stolz — nur besuchsweise auf den Stätten ihrer geschwisterlichen Kinderspiele. Erstere war nämlich auf Anordnung ihres Vormundes, welchen die Schmiedsleute im Stillen als in näherer Beziehung zu Unica stehend betrachteten, nach der Hauptstadt in eine Erziehungsanstalt gebracht worden, wo sie eine sehr sorgfältige Ausbildung genoß. Amandus dagegen bereitete sich zu derselben Zeit in der Ferne zum Besuch der Universität vor, wozu aus derselben Quelle, aus welcher die Mittel für Unica geschöpft wurden, ein nennenswerther Zuschuß beigesteuert wurde. Woher das Geld hier wie dort stammte, wußte Blisterchen nur allein, während Kunibertus den auf ihn entfallenden Antheil als eine Vergütung für Unica's treue Pflege ausgezahlt erhielt und dankbar in Empfang nahm. Selbst als Joachim nach Ablauf jener zehn Jahre bei einem Kavallerie-Regiment eintrat und zum ersten Male als Offizier auf dem Hofe erschien, herrschte noch immer die alte Einmüthigkeit zwischen den drei Gefährten.

Zwei Jahre gingen dahin. Amandus war längst Student. Ebenso hatte Unica allen Hoffnungen und Erwartungen entsprochen, wozu nicht wenig der Einfluß einer jungen Jüdin beitrug, die, in derselben Anstalt mit ihr, obwohl um mehrere Jahre älter und ihr weit voraus, sich doch mit inniger Freundschaft ihr zuneigte.

Herberen Erfahrungen waren der Baron und seine Frau unterworfen gewesen. In den beiden ersten Jahren seines Soldatenlebens hatten nämlich Pferdeliebhaberei, Rennbahn und vor Allem das Spiel ihren Sohn dahin

Digitized by Google

gebracht, daß sie, um ihn zu halten, gezwungen waren, den beinahe dritten Theil ihres Vermögens zu opfern.

Ingrimmig zahlte der Vater; die Mutter nachsichtig, sogar mit einem gewissen heimlichen Stolz auf die noblen Passionen ihres einzigen Kindes, und so verharschte die Wunde nur zu bald auf Grund elterlicher Zärtlichkeit und der heiligsten Versprechungen des Sohnes. Man hatte vergessen, daß dessen Onkel einst ähnlich begann, hoffte zuversichtlich, daß eine reiche Heirath ihn bald zur Vernunft bringen würde. —

Andere zwei Jahre entschwanden, und abermals schwebte über Joachim's Haupt ein Verhängniß, welches zu beseitigen die Hälfte des dem Baron gebliebenen Vermögens kaum genügte. Bezahlt mußte indessen werden, mochte die Nothwendigkeit den Baron noch so tief beugen, ihm sogar, ihm Vergleich mit früheren Tagen, peinliche Einschränkungen auferlegen. Doch wo erreicht die Langmuth der Eltern ihre Grenzen? Nur kurze Zeit beharrte der Baron auf seinem Entschluß, Joachim in einen anderen Beruf einzuführen. Dann gab er dem Bitten und Drängen der Mutter nach, jedoch erst, nachdem Joachim die bindendsten Versprechungen gegeben hatte, jeder Art von Spiel endgiltig zu entsagen. Zerknirscht kehrte er in seine Garnison zurück. Doch was halfen jetzt Reue und die ernstesten Vorsätze? An den Rand des Ruins hatte er seinen Vater gebracht, daß dieser sich glücklich pries, ein Asyl zu besitzen, in welchem es ihm ermöglicht war, den alten Glanz seiner Haushaltung, wenn auch nur scheinbar, aufrecht zu erhalten.

Digitized by Google

Wiederum gesellten sich zwei Jahre der Ewigkeit bei, als zwei Ereignisse erfolgten, welche Kunibertus für würdig hielt, mit besonderem Fleiß in seinen Kalender einzutragen. Zunächst hatte Amandus sein Examen bestanden und war als Assistenzarzt in die Armee eingetreten. Dann war der Tag gekommen, an welchem Unica, nunmehr beinah achtzehn Jahre alt, die Anstalt zum letzten Male verließ, um für immer zu den Ihrigen heimzukehren. Wie sonst stets, hieß man sie auch jetzt unter Freudenthränen willkommen. Außerdem aber wurde sie dadurch überrascht, daß man in Blisterchen's Häuschen eine besondere, zwar kleine, dafür aber um so reicher und freundlicher ausgestattete Wohnung für sie eingerichtet hatte.

Doch ob hier oder im Schmiedehause: überall gab sie sich heute so, wie damals, als sie, um einen Blick über den großen Familienklapptisch zu werfen, sich noch auf die Zehenspitzen erheben mußte. Verschiedenartig aber, wie die Bewohner der beiden Häuschen in manchen Anschauungen sein mochten: in Einem begegneten sich die Neigungen Aller, ihre Hoffnungen, Sorgen und Freuden, und das war Unica Velten, die Schmiedstochter, der Liebling aller Menschen, die je in Verkehr mit ihr traten. Und es konnte nicht anders sein; denn Unica, obwohl zu einer Dame herangereift, hatte unter den wohlthätigsten Einflüssen neben rührender Dankbarkeit sich eine liebliche Einfachheit und Anspruchslosigkeit bewahrt, welche nicht nur in ihrem Wesen sich offenbarte, sondern sogar bis auf die Bekleidung sich erstreckte. Sie wollte eben nichts Anderes sein, als die Tochter und Pflegebefohlene eines Grob-

Digitized by Google

ſchmieds, und was über dieſe Grenze hinauslag, kümmerte ſie in ihrer glücklichen Sorgloſigkeit wenig. Trieb aber wirklich leicht erregbares Blut durch ihre Adern, wie Bliſterchen es vor Zeiten nur zu oft an einem Anderen ängſtlich beobachtet hatte, ſo fand die unter dem Banne der Herzensgüte ſchlummernde Leidenſchaftlichkeit eigentlich nie Gelegenheit, ſich zu entzünden und ungeſtüm aufzulodern. Im Uebrigen gedachte Bliſterchen mit heimlichem Bangen der in nicht allzu weiter Ferne liegenden Tage, in welchen es ſich entſcheiden mußte, ob Alles beim Alten blieb, oder die Folgen der begangenen Täuſchung verhängnißvoll auf Diejenigen hereinbrachen, die mittelbar oder unmittelbar an derſelben betheiligt geweſen. —

Ein klarer Spätſommertag neigte ſich ſeinem Ende zu und weithin verlängerten ſich auf den ſorgſam geſchorenen Raſenflächen die Schatten der altehrwürdigen Parkbäume, als Unica die Rampe des Herrenhauſes leichten Schrittes verließ, und um den mit maleriſchen Strauchgruppen und nunmehr wieder ausgeheilten Bildwerken aus der Rococozeit reich geſchmückten Raſenplatz herum die Richtung nach dem Thorwege zwiſchen den beiden Zwillingshäuschen einſchlug. Ein Packet Briefe, welches dem Baron aus der Stadt nachgeſchickt und von dem Poſtboten in der Schmiede hinterlaſſen worden, hatte ſie nach dem Hofe hinübergetragen und gewohnheitsmäßig dem Baron eigenhändig übergeben. Wie ihre Dienſtfertigkeit aufgenommen wurde, hätte ein aufmerkſamer Beobachter vielleicht aus ihrem jugendfriſchen Antlitz herausgeleſen. Daſſelbe erglühte nämlich wie im Zorn. Trotzig warf ſie die vollen Lippen

Digitized by Google

empor und runzelte sie die scharf gezeichneten dunklen Brauen, und so herausfordernd blickten die großen blauen Augen über die fein geschnittene Nase hinweg, als hätte sie nach einem Gegenstand gesucht, um demselben ihren Mißmuth zu fühlen zu geben. Obwohl nicht regelmäßig schön, gehörte ihr Antlitz doch zu jenen, welche, namentlich wenn irgend eine Gemüthsregung die Züge belebt, durch ihren Liebreiz überaus gewinnend, sogar bezaubernd wirken. Mit dem auf demselben ruhenden Gepräge verletzten Stolzes aber stand gewissermaßen im Einklang die selbstbewußte Haltung des etwas über die Mittelgröße hinausragenden schön gebauten, jungfräulich blühenden Körpers. Das Haupt, auf welchem das sorgfältig aufgesteckte seidenweiche, dunkelblonde Haar kaum Platz zu finden schien, trug sie unbedeckt. Außerdem zeugten ein zierlich gearbeitetes helles Kattunkleid und eine weiße Latzschürze dafür, daß sie vor dem Gange mit häuslichen Arbeiten beschäftigt gewesen.

Sie wollte eben in die breite Kastanienallee einbiegen, als hinter einer, deren Mündung begrenzenden umfangreichen Strauchgruppe schnelle Schritte vernehmbar wurden. Gleich darauf trat ein beinah mädchenhaft schlankgewachsener junger Mann in Husarenuniform in ihren Gesichtskreis. Indem derselbe die Absicht verrieth, ihr den Weg zu verlegen, betrachtete sie ihn gleichmüthig wie jeden anderen Fremden, an welchem sie zufällig vorüber gehen mußte. Prüfte sie dabei sein Aeußeres, so geschah es mit einem Ausdruck, der schwer zu enträthseln gewesen wäre. Auf alle Fälle bot er eine Erscheinung, der man

Digitized by Google

die oft mißbrauchte Bezeichnung „vornehm“ hätte beilegen mögen. Höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, trug er sich mit einer gewissen anmuthigen Nachlässigkeit. Derselbe fast zu zarte Charakter, welcher seine immerhin sehnige, mittelgroße Gestalt auszeichnete, war auf dem etwas hageren, unstreitig schön zu nennenden Gesicht ausgeprägt, allerdings abgeschwächt durch starken Sonnenbrand und den in gefährlich scharfe Spitzen emporgedrehten braunen Schnurrbart. Dabei erschienen seine Züge eigenthümlich abgespannt, wogegen in seinen etwas tiefliegenden blauen Augen verstecktes Feuer unruhig glühte.

In der Richtung, welche Unica eingeschlagen hatte, stehen bleibend, wartete er, bis sie, vor ihm eingetroffen, gerade weit genug auswich, um ihn nicht zu berühren, dann schritt er neben ihr einher, unbekümmert darum, daß sie ihn mit unverkennbarer Absichtlichkeit nicht beachtete.

„Seit wann ist es Sitte, daß man einen alten Freund und Spielkameraden, wenn man ihm beinah auf die Füße tritt, nicht begrüßt?“ fragte Joachim lachend, nachdem sie eine kurze Strecke schweigend neben einander einhergegangen waren.

Unica zuckte die Achseln geringschätzig, und den ungebetenen Begleiter keines Blickes würdigend, fragte sie gelassen zurück: „Seit wann ist es Sitte, Herr Baron, daß Damen einen Herrn, und wäre er Ihnen so vertraut wie das eigene Spiegelbild, zuerst begrüßen?“

„Zum Teufel, Unica, mit Deinen Launen,“ versetzte Joachim anscheinend sorglos, umfing aber die anmuthige

Gestalt verstohlen mit heißen Blicken, „wir kennen einander zu lange, um plötzlich steife Formen zwischen uns einzuführen. Ich liebte Dich schon, als Du noch nicht in's Backfischalter getreten warst, und heute stehen wir einander nicht ferner als damals."

„Aber auch nicht näher, Herr Baron," antwortete Unica, während die Röthe der blühenden Wangen sich wieder bis zu ihren Schläfen hinauf ausbreitete, „und nähere Beziehungen müßten schon walten, sollte heut noch gelten, was beim Kinderspiel Brauch gewesen."

„Wie Du gescheidt philosophirst," meinte Joachim, seine wahren Empfindungen in das Gewand heiterer Ueberhebung kleidend, infolge dessen Unica ihm einen Blick unsäglichen Spottes zuwarf, „ich dagegen behaupte: wir stehen heut genau so, wie wir immer gestanden haben als gute Freunde und Kameraden, und das lasse ich mir durch Deine Launen nicht verkümmern. Nenne Du mich nach Belieben, für mich bleibst Du nach wie vor — und ich spreche im heiligsten Ernst — meine einzige, innig-geliebte Unica, neben deren Bild kein anderes in meinem Herzen Platz findet."

Abermals zuckte Unica die Achseln. Sie sah in eine andere Richtung und pünktlich floß als Erwiederung von ihren Lippen: „Und ich erkläre dem Herrn Baron, daß ich jede Anrede, welche meinen Begriffen von Formen der Höflichkeit nicht entspricht — mag ich immerhin nur die Tochter eines — verstehen Sie mich recht: die Tochter eines Grobschmieds sein — unbeantwortet lasse, o, als nicht geschehen betrachte."

Digitized by Google

„Das ist hart, Unica," spöttelte Joachim erzwungen, und nunmehr färbte auch sein Antlitz sich tiefer, „trotzdem würde sich wohl noch ein Ausweg finden lassen. So viel erkläre ich Dir indessen: gutwillig entsage ich meiner alten lieben Gewohnheit nicht, und die ist am wenigsten Launen unterworfen, wie bei Dir."

Unica gab sich den Anschein, seine Worte nicht gehört zu haben. Das Haupt zurückwerfend, sah sie in den Wipfel des nächsten Kastanienbaumes hinauf, wie nach einem Specht suchend, der aus Leibeskräften an einem morschen Ast herumhämmerte.

Joachim betrachtete die holde Gefährtin wieder verstohlen. Bittere Enttäuschung, Verdruß und Bewunderung prägten sich in seinen Zügen aus. Er mochte sich fragen, ob sie in dem strafenden Trotz nicht reizvoller noch, als in der Eigenschaft einer freundlich gesinnten, nachgiebigen Spielgenossin sei. Nachdenklich drehte er die Spitzen seines Schnurrbartes und zögernd sprach er: „Unica —"

In seinen Augen flackerte es leidenschaftlich auf, als er gewahrte, daß diese nur noch schärfer in die breitverzweigte Baumkrone hineinspähte.

„Fräulein Velten," begann er von Neuem, und seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Was steht dem Herrn Baron zu Diensten?" hieß es gelassen zurück.

„Ist das der Lohn dafür?" fragte Joachim herbe, „daß ich so lange hinter dem Bosquet wartete, und zwar nur, um das gnädige Fräulein nach Hause zu begleiten? Seit meinem Eintreffen auf dem Hofe sahen wir uns nur

Digitized by Google

zweimal flüchtig. Ich ertrug es nicht mehr, und nach der langen Trennung gibt es doch so viel zu erzählen. Bisher war das gegenseitige Vertrauen ein unbegrenztes. Ein ganzes Herz voll Noth habe ich Dir anzuvertrauen."

Unica blieb stehen. Ruhigen Blickes maß sie den jungen Offizier von der farbigen Mütze bis herunter zu seinen bespornten Lackstiefeln.

„Herr Baron," versetzte sie ernst, und um ihre Rosenlippen zuckte bekämpfte Entrüstung, „also draußen in einem Versteck warteten Sie auf mich? Freilich, so geschah es ja nicht zum ersten Mal, mag ich bisher freundschaftlich darüber hinweggesehen haben. Wollten Sie mich sprechen, weshalb kamen Sie nicht in den Salon zu Ihren Eltern, während ich mich meines Auftrages entledigte?"

Joachim erröthete.

„Unica, Du kennst meine Eltern —"

„Das vertrauliche Du verzeihe ich in diesem Falle," unterbrach ihn Unica, „bitte aber, in Zukunft die mir gebührende Rücksicht walten zu lassen. Ja, ich kenne Ihre Eltern," und die einmal aus dem Scheintode wachgerüttelte Leidenschaftlichkeit machte sich wieder in der zunehmenden Gluth ihrer Wangen bemerklich, „ich kenne sie nur zu genau. Sie dagegen wußten, daß Sie Tadel zu gewärtigen hatten, wenn Sie unter deren Augen die nunmehr erwachsene Unica als Freundin begrüßten, wie damals, als die kleine Schmiedstochter noch als eine Art Spielzeug betrachtet wurde, gut genug, dem ungezogenen Junkerchen zum Zeitvertreib zu dienen. O, beißen Sie immerhin Ihre Zähne zusammen, wie der schöne Nuß-

Digitized by Google

knacker, mit welchem wir uns einſt gemeinſam vergnügten; meine Worte zu widerlegen, ſind Sie nicht im Stande. Was dem kleinen luſtigen Dinge eingeräumt wurde, paßt nicht mehr auf heute; das gaben Ihre Eltern mir eben noch deutlich zu verſtehen, obwohl ich nicht als Dienſtmagd kam, ſondern aus Gefälligkeit. Machten ſie mich aber mittelbar auf die zwiſchen uns beſtehende Schranke aufmerkſam, ſo iſt es meine Pflicht, „mit Ihnen ähnlich zu verfahren," und langſamen, jedoch feſten Schrittes und erzwungen ſorglos um ſich ſchauend, nahm ſie ihre Bewegung wieder auf.

Joachim ging neben ihr einher, als hätte er ſeinen Sinnen nicht getraut. Er empfand ſichtbar das Gerechtfertigte des Urtheils über Verhältniſſe, welche ſich bisher ſeinen Betrachtungen entzogen. Da er keine Entſchuldigungsgründe anzuführen vermochte, ſuchte er zu beſchwichtigen und den Vorwurf von ſich ſelbſt abzulenken.

„Ich wiederhole abermals, Unica," ſprach er mit Widerſtreben, „Du kennſt meine Eltern —"

„Bitte, Herr Baron."

„Nun denn, in des Teufels Namen," polterte dieſer, wie es auf Grund einer langjährigen vertraulichen Freundſchaft erklärlich, „Sie kennen meine Eltern, aber auch mich; werden begreifen, daß wenn ich gezwungen bin, deren Schrullen zu berückſichtigen, dadurch in meiner treuen, aufrichtigen Zuneigung zu Ihnen nichts geändert werden kann. Ich liebe Sie, zu Ihnen gehöre ich, und wären Sie mit Ketten an den Himmel geſchmiedet."

Unica blieb wieder ſtehen. Ihre Augen funkelten, daß

Blisterchen, geschweige denn die Schmiedsleute, sie kaum wiedererkannt hätten.

„Sie wähnen, ich würde über mich ergehen lassen, wie eine verbotene Frucht behandelt zu werden?“ fragte sie scharf, „wie Jemand, dessen Sie sich auf der einen Stelle schämen, während Sie ihm auf einer anderen die einfältigsten Schmeicheleien aufdringen möchten? O, Sie haben einen noch ungünstigeren Begriff von mir, als Ihre Eltern, ungünstiger, als ich es Ihnen je zugetraut hätte — bitte, Herr Baron, lassen Sie mich aussprechen; nachher mögen Sie versuchen, mich eines Besseren zu belehren, wenn Sie den Muth dazu besitzen. Ich bin nämlich fest entschlossen, reinen Tisch zwischen uns zu schaffen. Schon seit Jahren trage ich mich mit diesem Gedanken; genau so lange, wie ich Demüthigungen von harmlosen Launen und Ereignissen zu unterscheiden verstehe. Vielleicht hätte ich noch länger mit meinen Offenbarungen gesäumt, wäre die Anregung dazu heute nicht von Seiten Ihrer Eltern erfolgt. Das Maß war voll; es fehlte nur Ihre mittelbare Billigung des gegen mich beobachteten Verfahrens, um es zum Ueberfließen zu bringen.“

Joachim biß seine Lippen beinah blutig. Gewaltsam kämpfte er den sich in ihm aufbäumenden Hochmuth nieder. Es gelang ihm Angesichts der vor ihm stehenden verlockenden Gestalt, deren Anblick sein Gehirn in Flammen setzte, und so fragte er anscheinend ruhig: „Wer hat Ihnen den Weg zu solchen Andeutungen gezeigt?“

„Mein eigener gesunder Menschenverstand,“ antwortete Unica ebenso gelassen. „Um das Ungereimte, Lächerliche

Digitized by Google

von dem Vernünftigen zu unterscheiden, dazu bedarf es keiner Belehrung von anderer Seite. Führte ich, wie ich hier gehe und stehe, den Titel einer Prinzessin, so würden die Herrschaften mir freilich ehrfurchtsvoller begegnen. Aber eine Prinzessin könnte nicht stolzer auf ihren Rang sein, als die einfache Schmiedstochter auf Hammer und Ambos. Auf eingebildete Vorrechte gebe ich nicht so viel, wie die paar todten Blätter hier im Wege werth sind."

„Nicht nur meine Eltern und mich, sondern auch unseren Stand greifen Sie in beleidigender Weise an," versetzte Joachim erbittert.

„Hätten Sie Ihre Worte zuvor überlegt, so würden Sie mit einer derartigen Bemerkung gewiß vorsichtiger gewesen sein," hieß es mit einem Anfluge von Spott zurück. „Und was nennen Sie überhaupt Stand? Etwa die Glücksgüter Ihrer Eltern? O, mit denen werden Sie bald genug aufgeräumt haben, wie es heißt, und was dann, Herr Baron?"

Als Unica des möglichen Zerfließens der Glücksgüter gedachte, erbleichte Joachim tödtlich. Er bedurfte der Zeit, um sich zu fassen. Dann sprach er mit eigenthümlich veränderter, beinah ausdruckslos kalter Stimme: „Sie scheinen es darauf abgesehen zu haben, einen gänzlichen Bruch zwischen uns herbeizuführen."

„Ich habe es darauf abgesehen, meine Würde zu wahren. Einem Fremden gegenüber würde ich weniger offenherzig gewesen sein. Ich hätte ihm einfach den Rücken gekehrt. Das zwischen uns bestehende Band der Freundschaft mußte zerrissen werden. Die langjährige

Vertraulichkeit erleichterte es mir, mein wohlüberlegtes Vorhaben jetzt auszuführen."

Joachim lachte mißtönend. Sein bleiches Antlitz verzerrte sich förmlich unter den in ihm wogenden Leidenschaften. Finstere Entschlossenheit sprühte aus seinen Augen, daß es Unica schier beängstigte. Aber als wäre unter den obwaltenden Eindrücken seine Willenskraft in's Unermeßliche gewachsen, hob er eisig, tonlos an, wie Jemand, der seinen letzten Preis auf eine Karte stellt:

„Unica, kaltblütig zerreißest Du ein Band, geheiligt durch tausend freundliche Erinnerungen," und dieses Mal unterließ Unica, wie eingeschüchtert, die vertrauliche Anrede zu rügen. „Weiß Gott, Unica, ich hätte von unserer Freundschaft eher alles Andere erwartet, als ein solches Ende. Aber Du wirst Dich besinnen — und wenn nicht, so wirst Du es bereuen, mich mit Füßen getreten zu haben. Bricht ein Unglück auf mich herein, so magst Du Dir sagen, daß Manches durch Dich hätte vermieden, gemildert werden könne. Deute meine Worte, wie Du willst. Deute sie im bösesten Sinne und fürchte nicht, zu weit hinter der Wahrheit zurückzubleiben. Deute sie aber auch als einen Ausdruck meiner aufrichtigen Zuneigung zu Dir; und jetzt sage, ob Alles wieder zwischen uns sein soll, wie es gewesen."

Sie waren stehen geblieben, Aug' in Auge einander gegenüber. Unica richtete sich höher auf. Ihre Gesichtsfarbe hatte sich ein wenig verändert. Doch was immer sie bewegen mochte: in diesen Minuten beherrschte sie nur allein die Erinnerung an die auf dem Hofe erfahrenen

Digitized by Google

Demüthigungen. Und so erklärte sie mit einer jeden Zweifel ausschließenden Entschiedenheit: „Ich habe Sie nur noch zu bitten, Ihre Eltern zu benachrichtigen, daß ich ihr Haus nie wieder betreten würde. Sie möchten daher nach den Briefen schicken. Wir in der Schmiede haben keine Zeit zu Dienstleistungen, die mit Demüthigungen gelohnt werden."

„Unica! Ist das Dein letztes Wort?"

„Das letzte Wort des Fräulein Velten."

Höhnisch, feindselig lachte Joachim auf, daß Unica, unheimlich angeweht, sich abkehrte und ihren Weg langsam weiter verfolgte.

„Unica!" rief er zähneknirschend aus. Dann, als diese nicht auf ihn hörte, mit einer Stimme, in welcher sich Wuth, Verzweiflung und ein bitterer Vorwurf einten: „Unica — wenn Du wüßtest —" wie über sich selbst erschrocken, brach er ab. Sein Gesicht hatte wieder jenen beängstigenden Ausdruck der Gleichgiltigkeit gegen Tod und Leben angenommen.

Finster sah er der Davonschreitenden nach, die ihn sammt der Ursache ihres Zwistes gänzlich vergessen zu haben schien. Denn bald hier, bald dort bückte sie sich nieder, um auf dem den Weg begrenzenden Rasen ein Tausendschönchen oder eine wilde Nelke zu pflücken und das entstehende Sträußchen mit zierlichen Grasähren zu durchschießen. Die Hoffnung, daß sie sich noch einmal nach ihm umkehren würde, erfüllte sich nicht. Förmlich eifersüchtig überwachte er selbst die kleinste ihrer Bewegungen. Wild kreiste das Blut in seinen Adern. Die

Digitized by Google

Kündigung der langjährigen ungetrübten Freundschaft war das Letzte, was er für möglich gehalten hätte. Nicht die Ursachen, welche zu derselben führten, erwog er; nur allein die nackte Thatsache schwebte ihm vor, und das verwirrte ihn vollständig. Beißenden Hohn glaubte er in der ruhigen Art zu entdecken, in welcher Unica sich zu den Blumen niederbeugte, Spott in jedem Schritt, welchen sie zurücklegte.

„Unmöglich — nein, es kann nicht aus Deinem eigenen Kopfe stammen," entwand es sich endlich seinen fest aufeinander ruhenden Zähnen. Er kehrte sich ab und schritt auf den Hof zu. Das Haupt hatte er geneigt. Seine Züge waren bis zur Todesmattigkeit abgespannt; tiefer noch schienen die Augen in ihre Höhlen zurückgesunken zu sein. Hätte er Unica nur in's Antlitz schauen können, beobachten, wie es auf demselben so eigenthümlich webte und wirkte!

Auch sie lispelte ihre nächsten Gedanken unbewußt vor sich hin; dazu sandten die guten blauen Augen ein Thränlein nach dem anderen über die blühenden Wangen niederwärts.

„Armer Junge," hieß es da, „unendlich bedaure ich Dich, aber es durfte Dir nicht erspart bleiben. Weiß Gott, es ist mir schwer genug geworden, allein so fortgehen konnte es nicht länger, wollte ich nicht in meiner eigenen Achtung sinken. Armer Junge, wie Du mir leid thust. Hatten Deine Eltern etwa Mitleid mit mir?" Ihr Antlitz verlor plötzlich seine Weichheit. Beinah streng blickten ihre Augen. Mit einer heftigen Bewegung entfernte sie die

Digitized by Google

Spuren der Thränen von ihren Wangen, und mehrere Nelken im Graſe entdeckend, kehrte ſie dieſen ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich zu. —

Bald darauf trat ſie in die Schmiedewerkſtatt ein. Die Blumen ordnete ſie in eine mit Waſſer gefüllte zerbrochene Flaſche, die zu ſolchem Zweck auf dem ſchmalen rußigen Fenſterbrett ſtand. Sie mochte Bliſterchen's und ihrer Pflegemutter ſcharfe Blicke ſcheuen, die vielleicht Mancherlei aus ihren Augen herausgeleſen hätten, daß ſie keine von ihnen aufſuchte, ſondern noch in der Werkſtatt blieb. Da aber Kunibertus mit dem Geſellen und Lehrburſchen gerade eine entſtehende Pflugſchar im Dreitakt bearbeitete, ſchritt ſie zur Eſſe hinüber, und die Hand in den verroſteten Steigbügel legend, zwang ſie den Blaſebalg zu ſeinen tiefſten Athemzügen.

Kunibertus ſchob das erkaltende Eiſen in die Gluth zurück, und während Geſelle und Lehrburſche ein halbfertiges weißglühendes Hufeiſen kunſtgerecht behandelten, betrachtete er Unica mit väterlicher Zärtlichkeit.

„Unica," redete er ſie an, mit dem rothbunten Taſchentuch Stirn und geſchwärzte Wangen trocknend, zugleich blinzelte er ihr vergnüglich zu, „es iſt nur, weil's mir Freude bereitet, Dich wieder einmal hier hantiren zu ſehen, ſonſt möcht' ich Dich hinausweiſen von wegen der weißen Schürze und des klaren Angeſichtes."

„Waſſer genug im Brunnen," verſetzte Unica freundlich, und heftiger ließ ſie den Blaſebalg ſchnauben; „ich folge Bliſterchen's Beiſpiel. Kommt der etwas in die Quere, ſo geht ſie hierher, um es zu vergeſſen."

Kunibertus, in der einen Faust das Tuch, in der anderen die schirmlose Mütze und beides in gleicher Höhe mit dem Kopf haltend, sah Unica schärfer an.

„Ich will doch nicht hoffen" — begann er förmlich drohend, als Unica heiter beschwichtigend einfiel:

„Nichts Böses. Aber Briefe trage ich nicht mehr nach dem Hofe."

Kunibertus schob das Tuch mit einer grimmigen Bewegung hinter das Bruststück des Schurzfells, stülpte die Mütze schief auf seinen braunen Haarwust und bemerkte tadelnd: „Es war Dein eigener Wille, Unica."

„Nun ja. Von jetzt ab gehe ich indessen nicht wieder hin. Ich bin es überdrüssig, daß der Baron und seine Frau auf mich herabsehen, wie auf ein Kehrmädchen."

„Das thaten sie und bei Deiner Wissenschaft obenein?" fragte Kunibertus grollend.

„Vielleicht gerade wegen meiner Wissenschaft," antwortete Unica mit einem herzigen Lächeln.

„Um so schlimmer, Mädchen, und so wirst Du den Hof nicht mehr betreten. Glaubte schon, der Junker sei Dir an den Wagen gefahren."

Die Brauen leicht runzelnd, sah Unica in die sausende Gluth, indem sie wie beiläufig bemerkte: „Der wäre der Letzte gewesen, mich zu kränken."

„Möcht's ihm auch nicht rathen," versetzte Kunibertus grollend. „Es nimmt überhaupt kein gutes Ende mit ihm. Er wäre ja nicht der Erste, der an Leichtsinn und Hoffart zu Grunde ginge. Es steckt eben im Blut."

Unica sah noch schärfer in die hoch aufzischende Flamme.

Digitized by Google

Heftiger ſchnaubte und ächzte der Blaſebalg unter ihrer regſamen Hand. Die Anſtrengung hatte ihr Antlitz plötzlich ganz roth gefärbt.

„Der Mutter und Bliſterchen wollen wir lieber nichts davon ſagen,“ bemerkte ſie nach einer kurzen Pauſe, ohne ihre Blicke von der Gluth abzuziehen, „Du weißt ja, die nehmen ſolche Dinge viel zu ernſt und beunruhigen ſich ohne Noth.“

„Keine Silbe, Unica,“ betheuerte Kunibertus, „Weiber bleiben Weiber, und kämen ſie geraden Wegs vom Himmel herunter.“ Kurze Zeit ſchürte er in der Gluth; dann zog er die Pflugſchar hervor und faſt ebenſo ſchnell erzitterte das ganze Gebäude unter der Wucht der in luſtigem Dreitakt auf einander folgenden Schläge. —

Zu derſelben Zeit ſaß Bliſterchen in ihrem Wohnzimmer auf dem alten Lehnſtuhl neben dem Tiſch. Die Hände auf dem Schoß gefaltet, blickte ſie ſtarr auf dieſelben nieder. Ihre Umgebung war genau dieſelbe, wie damals, als Unica ihrem Schutz anvertraut wurde. Nichts hatte ſich geändert. Ohnehin alt, waren die Jahre ſpurlos an den Möbeln vorüber gezogen. Aehnliches hätte man von Bliſterchen ſelbſt behaupten können, wäre ihr Nacken nicht ſo tief gebeugt geweſen, hätte ſie nicht, ein Bild der Hinfälligkeit, ſo regungslos dageſeſſen. Schien in ihr doch nicht mehr Leben zu wohnen, als in der zeitgeſchwärzten Wanduhr, deren Herzſchlag künſtlicher Mechanismus regelte.

Der Poſtbote, welcher das Packet für den Baron in der Schmiede abgab, hatte auch ihr einen Brief gebracht,

„einen Brief von weit her," wie er ankündigte, und das war für Blisterchen genug, die Hausthür hinter sich abzuschließen, um in nächster Zeit ungestört zu bleiben.

Lange hatte sie die Aufschrift betrachtet; leichenhafter wurde dabei der Ausdruck ihres tief gerunzelten Antlitzes. Sie fürchtete offenbar, den Inhalt kennen zu lernen. Erst als schwarze Ahnungen sie zu übermannen drohten, erbrach sie den Umschlag mit zitternden Händen, und mühsam entzifferte sie die vor ihren Blicken in einander verschwimmenden, wie mit Kinderhand geschriebenen Worte:

„Frau Blister. Ich lebe nämlich und bin gesund; werd' auch in eine Lage gerathen, daß Sorgen mich nicht mehr drücken. Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen. So traf ich denselben Herrn, mit dem ich vor sechzehn Jahren gemeinschaftlich auf dem Hofe übernachtete. Wir leben hier als Nachbarn und gute Freunde. Er thut zwar noch heimlich, aber das gibt sich mit der Zeit. Viel zuzusetzen hat er nicht, kann mich also nicht ordentlich unterstützen, wie er wohl möchte. Schicke mir also vorläufig dreihundert Thaler. Die genaue Adresse schreibe ich Dir unten recht deutlich auf. Hilfst Du mir nicht, so schreibe ich an's Gericht. Das kundschaftet aus, wer der Herr gewesen, dem Du über die Berge halfst. Ich kann mir denken, daß Du mir nicht traust. Da werde ich nach ein paar Wochen etwas Schriftliches von ihm selber schicken; daran wirst Du die Wahrheit erkennen. An den Baron Joachim geht gleichfalls ein Brief ab. Auch der muß für meinen Dienst zahlen, oder ich bringe Unglück über Euch Alle. Mir kann Keiner

mehr 'was; denn ich bin freier amerikaniſcher Bürger und hier gerade ſo viel werth, wie ein Graf. Mein Mann hier iſt mir in Allem zu Willen. Das merke Dir und eile mit dem Gelde, oder wir gerathen Beide in Noth. Meinen richtigen Namen brauch' ich wohl nicht d'runter zu ſetzen."

„Das iſt furchtbar," liſpelte die Alte auf dem Gipfel ihres Entſetzens, und kraftlos ſanken die Hände auf ihren Schoß. „Und ich hielt ihn für todt, längſt geſtorben in ſeinen Sünden."

Sie ſann eine Weile nach, während ihre Geſtalt immer kleiner zu werden ſchien. Plötzlich aber richtete ſie ſich mit einer heftigen Bewegung empor. Ihr Antlitz war noch ſtarr und bleich, aus ihren alten Augen leuchtete es dagegen wie erwachende Willenskraft.

„Es iſt nicht wahr," ſprach ſie im Uebermaß ihrer ſinnverwirrenden Erregung unbewußt vor ſich hin, „erlogen iſt's, um mich auszuplündern, erlogen, daß er an den Baron ſchreiben möchte. Schickte ich heute Geld, ſo verlangte er bald mehr. Er und gut Freund mit dem armen Hans —" ſie lachte gehäſſig und weiter ſpann ſie ihre Betrachtungen: „Der Hans war keine Natur, ſo viel Schreckliches lange zu überleben — nein, der liegt unter dem Raſen in einem unbekannten Erdenwinkel. Lebte er noch, ſo ſtürbe er lieber hundertmal, bevor er auch nur ein Wort mit dem Ruchloſen wechſelte. Und dem Mörder meines Kindes antworten ſoll ich? Nein, ich bring's nicht über mich. Mag er mich für geſtorben halten." Sie ſann wieder einige Sekunden nach und fügte vernehm-

lich mit einem Ausdruck von Entschiedenheit hinzu: „Der Herr Baruch soll mir rathen. Ist's doch sein Wille, daß ich zu ihm komme, wenn ich nicht aus oder ein weiß."

Durch diesen Entschluß sichtbar beruhigt, verwahrte sie den unheimlichen Brief; damit schwand die tiefe Verbitterung von ihren Zügen. Nach dem Anblick befreundeter Menschen sich sehnend, begab sie sich nach der Schmiede hinüber. Als sie in die rußige Werkstatt eintrat, grüßte sie das herzige Lachen Unica's, die noch immer übermüthig den fauchenden Blasebalg rührte, grüßte Kunibertus über die dröhnenden und klingenden Hämmer hinweg sie mit vertraulichem Nicken, grüßte sie die zur würdevollen Matrone abgerundete Meisterin mit fröhlich befehlender Stimme, indem sie Alle zum Vesperbrod rief.

Dreißigstes Kapitel.

Im Arbeitszimmer des Barons.

Als Unica mit dem Briefpacket zu dem Baron in den Gartensalon gewiesen wurde, hatte dieser sich in eine Zeitung vertieft. Bei ihm befand sich die Baronin, ebenfalls in einer mit Modekupfern durchschossenen Zeitschrift blätternd. Ersterer erzeugte den Eindruck eines vornehmen Herrn, der seine Tagesstunden nach einem bestimmten System pünktlich ablebt. Der Langeweile wurden ebenso gut ihre Rechte eingeräumt, wie den Unterhaltungen dieser oder jener Art, und trotz der erlittenen schweren Verluste war seine Lebensstellung ja immer noch eine solche, daß nichts ihn hinderte, frei über seine Zeit

zu verfügen. Auch an ihm waren die Zeiten nicht spurlos vorübergegangen, aber er verstand es, die äußere Mahnung daran auf ein geringeres Maß zu beschränken. Weiße Haare, zu viele, um sie noch länger beseitigen zu können, schimmerten zwar zwischen dem glänzend braunen Kopfhaar und in dem starken Vollbart gleicher Farbe, allein so sorgfältig geölt, daß sie auf den ersten Blick kaum zu unterscheiden. Den sichtbaren Theil seines hageren Antlitzes bedeckte dagegen eine eintönige gelbliche Farbe, wie eine solche vorzugsweise Leberleidende kennzeichnet. Darauf durfte auch wohl ein eigenthümlicher Zug der Verdrossenheit, sogar Verbitterung zurückgeführt werden, welcher dasselbe charakterisirte. Trotzdem bot er noch immer eine stattliche Erscheinung, zumal er zu jeder Tagesstunde mit peinlicher Sorgfalt, man hätte es Gefallsucht nennen mögen, gekleidet einherging.

Weniger gut hatte seine Frau die Jahre überdauert. Die Merkmale früherer Schönheit waren allerdings noch vorhanden, allein mehr verblüht, als sie selbst für möglich hielt. Wie bei den meisten hysterischen Frauen, ruhte auch auf ihrem Antlitz das Gepräge der Unzufriedenheit und einer beinah theatralischen Ergebung in's Unvermeidliche.

Als Unica eintrat, hatten die beiden Gatten einen flüchtigen Blick über die Zeitungen hinweg auf die jungfräulich sittige Gestalt geworfen, die mit vollendetem Anstande und kleidsamer selbstbewußter Ruhe sich einherbewegte. Deren höflichen Gruß beantworteten sie, wie auf Verabredung, durch kaum bemerkbares Neigen des

Digitized by Google

Hauptes, und weiter lasen sie, als wäre das Uebersehen eines Buchstabens ein Verlust für sie gewesen.

„Eingetroffene Briefschaften, Herr Baron," bemerkte Unica, indem sie sich dem zwischen den beiden Gatten stehenden Tisch näherte. „Eben erst gab der Postbote sie in der Schmiede ab und ich beeilte mich, sie hierher zu tragen," und sich leicht verneigend überreichte sie das Packet.

„Lege es da hin," antwortete der Baron nachlässig, ohne aufzusehen.

Unica leistete der Aufforderung Folge.

„Unica," fuhr der Baron fort, wie die Worte träumerisch von der Zeitung ablesend, „es wäre wünschenswerth, klopftest Du vor Deinem jedesmaligen Eintritt."

Die Angeredete richtete sich ein wenig höher auf. Ihr Antlitz glühte.

„Das geschah, Herr Baron," antwortete sie mit bebenden Lippen.

„So?" hieß es gedehnt zurück, „da mag ich's wohl überhört haben. Brauchst die Postsachen übrigens nur draußen abzugeben."

Eine Erwiderung schwebte auf Unica's Lippen. Sie kämpfte indessen ihre Bestürzung nieder, verneigte sich höflich, obwohl sie unbeachtet blieb, und schritt mit der ihr eigenthümlichen Grazie der Thüre wieder zu. Die Baronin spähte ihr argwöhnisch nach. Sie entdeckte leicht, daß die Gluth der Entrüstung ihr bis unter das üppige Haar hinaufgestiegen war. Sobald die Thür sich hinter der Scheidenden geschlossen hatte, kehrte sie sich mit einer matten Bewegung ihrem Gatten zu.

Digitized by Google

„Eine unleidliche Person," bemerkte sie, wie in einer Anwandlung von Schwäche das Haupt auf die Schulter neigend, und auf ihren welken Zügen prägte sich Verachtung aller Derer aus, die sich noch der Jugend und der Schönheit erfreuten. „Ich glaube gar, sie beansprucht auf Grund ihres Schulbesuchs wie eine Dame von Stande behandelt zu werden."

„Um so nothwendiger, daß sie von Zeit zu Zeit in ihre Schranken zurückgewiesen wird," las der Baron anscheinend wieder gleichmüthig aus der Zeitung. „Aber das sind die natürlichen Folgen, wenn der Handwerker seinen Kindern eine Erziehung angedeihen läßt, die weit über ihre Sphäre hinausreicht. Wollten die Menschen doch bedenken, daß sie dadurch das Glück ihrer Nachkommen am wenigsten fördern. Höchstens erwecken sie deren Sehnsucht nach Unerreichbarem. Man trachtet vergeblich, in bessere Kreise einzudringen, und die nächste Folge ist, daß man sich in den angestammten nicht mehr heimisch fühlt."

„Ueberhaupt räthselhafte Verhältnisse," meinte die Baronin mit wahrer Duldermiene, „bald heißt's, der Schmied sei der jungen Person Vater, bald wieder der Onkel."

„Wird wohl keins von beiden sein," erklärte der Baron gelangweilt, „die reichen Geldmittel, welche den Leuten augenscheinlich zu Gebote stehen, lassen ganz andere, und gerade nicht die delikatesten Deutungen zu."

„Wollte Joachim doch endlich den Verkehr mit ihnen aufgeben. Was man Kindern gerne nachsieht, kann für Erwachsene keine Geltung mehr haben."

Digitized by Google

„Joachim ist ein Cavalier. Er wird wissen, wie weit er gehen darf. Ihm den Umgang mit den beiden alten Spielkameraden ganz zu verbieten, halte ich nicht für klug. Es würde vor allen Dingen seinen Widerspruchsgeist wecken."

„Bis er sich endlich mit der jungen Person zu tief eingelassen hat," warf die Baronin schneidend ein.

„Jugend will austoben," versetzte der Baron oberflächlich; „über deren kleine Sünden wächst Gras, und die größeren —" er runzelte die Brauen — „nun, bittere Erfahrungen, wie wir sie leider an ihm machten, können sich ja nicht mehr wiederholen." Er sah nach der Uhr, griff nach den Postsachen und erhob sich.

„Kommt heut noch Jemand?" fragte die Baronin seufzend.

„Ich weiß es nicht," lautete die kalte Antwort, „auf alle Fälle stehe ich Dir zu einer Abendspazierfahrt zu Diensten."

Die Baronin senkte die Blicke auf ein Modebild und langsam schritt ihr Mann hinaus. —

Das Arbeitszimmer des Barons lag im zweiten Stockwerk und zwar auf dem schattigen Mitternachtsgiebel, wo er, sobald er allein zu sein wünschte, die wenigste Störung zu befürchten hatte. Ziemlich geräumig und durch zwei große Fenster erhellt, bot es einen überaus behaglichen Zufluchtsort, zumal bei dessen Einrichtung nicht auf einen bestimmten Styl, sondern mehr auf Bequemlichkeit Rücksicht genommen worden war. Doch auch das Auge fand seine Weide in einer gewissen Ueberhäufung der verschieden-

Digitized by Google

artigsten Gegenstände, welche ihr Vorhandensein weniger der Nutzbarkeit, als irgend einer von Sparsamkeit unabhängigen Laune verdankten. Sein Tuskulum nannte der Baron das mit Jagd- und Sporttrophäen reich geschmückte Gemach, und zu diesem hatte außer ihm selber nur sein erprobter Kammerdiener Wiedehopf Zutritt, dem allein auch die Säuberung oblag.

Schon bei des Barons Vater hatte Wiedehopf gedient und dessen vollstes Vertrauen sich zu erwerben gewußt. Dies Vertrauen vererbte sich darauf von dem Vater auf den Sohn, und vielleicht in noch höherem Grade, weil Wiedehopf von Alters her über alle Familienverhältnisse genau unterrichtet war und durch große Ordnungsliebe hervorragte. So hatte er sich auch heut, während der Baron seiner Frau Gesellschaft leistete, mit Putzkasten und Lederlappen hinaufbegeben, um die glänzenden Messingbeschläge an Thüren und Fenster noch ein wenig blanker zu poliren. Dieser beinah übertriebene Ordnungssinn offenbarte sich schon allein in seiner äußeren Erscheinung. Jeder große silberne Wappenknopf an dem grünen Leibrock blitzte förmlich — die rothe Weste verschwand hinter der hoch hinaufreichenden blauen Schürze — nicht minder die kleineren an den rehfarbigen Gamaschen, welche den schwarzen Plüschbeinkleidern bis an die Kniee nachbarlich entgegenkamen. So hätte man sich auch in den langen breiten Schuhen, so weit sie unter den Gamaschen hervorragten, spiegeln können, so blank waren sie gewichst. Doch was war dies Alles im Vergleich mit dem weißen Tuch, welches den ansehnlichen Hals bis zum Würgen umschlang

und in dessen einzelnen, mit mathematischer Genauigkeit geschlagenen Fältchen eine Welt der Gewissenhaftigkeit und der Treue zu wohnen schien. Dasselbe ließ sich von den zahlreichen Falten in dem glattrasirten, vor demuthvoller Würde beinah ausdruckslosen Gesicht behaupten, von den breiten, dienstbeflissen zusammengekniffenen Lippen, von der fleischigen stumpfen Nase mit den gespreizten Nüstern, von den meergrünen, etwas zu weit vorquellenden Fischaugen, ja, von jedem einzelnen, borstenartig emporstehenden kurzen grauen Haar auf seinem Haupte, welches noch besonders durch einen spitzen Hinterkopf bevorzugt worden. —

Nachdem Wiedehopf seine lange knochige Gestalt geräuschlos in des Barons Arbeitszimmer hineingeschoben hatte, stellte er den Putzkasten auf das nächste Fensterbrett, den kreidigen Lederlappen legte er daneben, worauf er der geöffneten Thür bedachtsam eine Stellung gab, daß sie für jedes von unten heraufdringende Geräusch gewissermaßen einen Schallleiter bildete. Einige Sekunden betrachtete er die Fensterbeschläge, die so blank, wie sie nur werden konnten. Ihm selbst mochte erneutes Poliren überflüssig erscheinen; denn nachdem er flüchtig auf den Korridor hinausgelauscht hatte, trat er vor den Schreibtisch hin. Ein Blick aus den meergrün schillernden Augen glitt langsam über die mancherlei Briefschaften, die wohlgeordnet unter verschiedenen Briefbeschwerern lagen; dann zog er ein Bund kleiner Schlüssel aus der Tasche, und einen derselben auswählend, öffnete er mit sicherem Griff die geräuschlos spielende Hauptthür des hohen Aufsatzes.

Sechs Fächer, mehr oder minder gefüllt, reihten ſich vor ihm übereinander. In einem befanden ſich Werthpapiere, in dem anderen Drahtkörbchen mit hartem Gelde und Scheine, in jenem ſorgfältig verſchnürte Akten, wieder in anderen Rechnungsbücher und auseinander geſchlagene übereinander geſchichtete Briefe und Dokumente.

Zuverſichtlich, als hätte die Einſicht mit zu ſeinen Obliegenheiten gehört, betrachtete Wiedehopf die Fächer eins nach dem andern. Vertraut mit der Lage jedes kleinſten Papierſtreifens, überzeugte er ſich leicht, daß ſeit ſeiner letzten Prüfung nichts Neues hinzugekommen war. Wie um dennoch die Gelegenheit auszunutzen, griff er nach dem Hauptrechnungsbuch, und es geſchäftsmäßig öffnend, unterrichtete er ſich über die Eintragungen der letzten Tage. Dabei verharrte ſein Geſicht fortgeſetzt in einer eigenthümlichen, an ſtumpfe Theilnahmloſigkeit grenzenden Ruhe. Nur die dicken Augäpfel ſchwankten leiſe in ihren Höhlen. Der Baron ſelber hätte mit keinem ausgeprägteren Ausdruck der Berechtigung in dem Buch blättern können. Nur einmal wuchſen ſeine zuſammengepreßten Lippen erheblich in die Breite, und das geſchah, als er mit geübtem Blick die Summen überſchlug, welche einfach als Vermögensverluſte eingetragen worden waren, für ihn aber die Marke „Junker Joachim“ führten. Und erhebliche Summen ſtanden da verzeichnet, Summen, die in ihrer Geſammtheit ein ſtattliches Vermögen darſtellten.

Als gewandter Kopfrechner verglich er die Verluſte mit dem urſprünglichen Vermögensbeſtande, worauf er das Facit mit einem karpfenmaulähnlichen Zuſpitzen der

Lippen gleichsam grüßte. Was sonst in seinem Inneren vorging, hätte der gewiegteste Menschenkenner nicht aus seinen Zügen zu enträthseln vermocht; nicht ob er Theilnahme oder Schadenfreude empfand, nicht ob Neugierde ihn bei seinem Thun leitete oder eigennützige Zwecke. Nach wie vor schaute er stumpf darein, stumpf und unveränderlich, wie der chinesische Porzellangötze auf dem nahen Rauchtisch, welcher, wenn einmal angestoßen, mit unwandelbarer Miene Kopf und Hände feierlich wiegte. Und doch hätte auf der Treppe und in den Korridoren kein Sandkorn unter einer Schuhsohle knirschen können, ohne von den henkelartig vom Kopf abstehenden Fledermausflügeln gehört zu werden.

Endlich legte er das Buch auf seine alte Stelle zurück. Behutsam schloß er die Thür, unhörbar versenkte er die Schlüssel in die Tiefe seiner Tasche; dann sah er vor sich auf den Tisch nieder. Wo nur immer die von den Beschwerern zusammengepreßten Papiere in jüngster Zeit Zuwachs erhalten hatten, entdeckte er es sofort, und ohne Säumen ging er an's Werk, die betreffenden Schriftstücke hervorzuziehen, zu lesen und wieder zurückzulegen. Ob das eine oder das andere seine Theilnahme in höherem Grade wachrief, war nicht ersichtlich. Eine wichtigere Verfügung prüfte er mit derselben Ausdruckslosigkeit, wie eine Rechnung über gelieferten Hafer oder Ausbesserung eines Halfters.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wittwe.

Novelle

von

C. Fischer-Sallstein.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Stadtrath Formann nahm eine Prise, trat an das Fenster der kleinen, ärmlich möblirten Stube und sann dort umsonst über weitere Trostworte nach, welche die blutjunge, verzweifelnde Wittwe aufrichten könnten.

Was sind Worte in Anbetracht eines solches Leides! Vor wenigen Stunden hat man ihr den Gatten aus diesem Stübchen hinaus, nach einem Orte getragen, von wo es keine Rückkehr mehr gibt; ein kleines Plätzchen auf dem Kirchhofe barg das Theuerste, was sie besaß, den Gatten, der für seine Liebe in's Elend gegangen war.

Sie saß auf ihrem Stuhle regungslos da und starrte vor sich hin; die letzten Worte des Herrn Formann schien sie nicht verstanden zu haben. Der kleine liebliche Knabe auf ihrem Schoße hatte das Gesichtchen an die Brust der Mutter gedrückt und war eingeschlafen.

„Weinen Sie sich satt, Frau Neumann, dann aber denken Sie an sich und Ihr Kind. Die Zeit heilt alle

275319A

Wunden, glauben Sie mir, ich ſpreche aus Erfahrung, und wer etwas Religion ſich erhalten hat, wer ein guter Menſch iſt, findet auch ſchließlich Troſt in jedem Leid."

Dem alten Herrn ſchien hier die Brille feucht geworden zu ſein, er nahm ſie ab und putzte haſtig, mit abgewandtem Geſichte, die Gläſer.

„Das iſt ausgemacht," fuhr er nun fort, „es muß etwas gethan werden, denn Sie können für's Erſte weder ſich ernähren, noch den kleinen prächtigen Jungen da. Wie alt iſt das Kind?"

„Ein Jahr," ſchluchzte die Wittwe.

„Regen Sie ſich nur nicht auf, Frau Neumann, ſonſt wacht der Kleine auf, und das wäre ſchade, er ſchläft ſo ſüß. Ich werde mich für Sie verwenden, es ſoll und muß Ihnen geholfen werden. Nun aber eine Frage: warum läßt ſich denn gar Niemand von Ihrer Familie blicken?"

„Ich habe weder Eltern noch Geſchwiſter, Herr Formann, aber mein armer Mann —"

„Ah, ich vermuthe, die Angehörigen Ihres Mannes haben ſich von dieſem abgewandt? Die alte Geſchichte! Wenn erſt Anverwandte zu Feinden geworden ſind, da verſöhnt ſie oft nicht einmal der Tod."

Auf dem kleinen Tiſche lag ein Buch. Mit zitternder Hand ſchlug die Wittwe das Buch auf, nahm zwiſchen deſſen Blättern einen Brief hervor und reichte ihn dem Stadtrath hin. Es kam dabei kein Wort über ihre Lippen.

Herr Formann nahm das Schreiben, entfaltete es

Digitized by Google

und las zuerſt den gedruckten Firmenkopf an der Stirne des Briefbogens.

„Anton Neumann, Maſchinenfabrik," las er erſtaunt und ſchien auf einmal in eine gewiſſe Aufregung zu gerathen. „Wenn mich nicht Alles trügt, habe ich da das Schreiben eines alten lieben Freundes in Händen."

„Meines Schwiegervaters."

„Wenn das iſt, dann hätten wir die Armenkommiſſion nicht nöthig! Wie ſeltſam es doch in der Welt zugeht! Aber entſchuldigen Sie, Frau Neumann, wenn ich die ganze Angelegenheit etwas ſchwer begreiflich finde. Der alte Neumann zählt zu den reichſten Leuten Magdeburgs."

Er wartete indeß keine Antwort ab, ſondern trat mit dem Briefe an's Fenſter und las:

„An Frau Neumann in Berlin.

Sie theilen mir mit, daß mein einziges Kind, mein verblendeter Sohn Robert, der leider Gottes Ihr Gatte geworden, geſtorben iſt. Ich habe meinem Sohne einſt die Wahl zwiſchen mir und Ihnen gelaſſen, er wählte Sie und das Elend. Ich will nicht mit dem Verſtorbenen rechten, auch nicht mit Ihnen, mögen Sie es verantworten, was Sie mir und meinem Sohne gethan, aber daß Sie es wagen, mich um eine Unterſtützung anzugehen, an die Mildherzigkeit des Mannes zu appelliren, dem Sie ſeine Freude, ſeinen Stolz, die Stütze und das Glück ſeiner alten Tage geraubt, das überſteigt alle meine Begriffe. Ich habe wahrlich keine Urſache, mit Ihnen heute mehr Mitgefühl zu haben, als Sie ſeiner Zeit mit

mir hatten, da Sie mir meinen Sohn nahmen. Sie sprechen von meinem Enkelkinde. Lassen Sie sich sagen, daß Jemand, der keine Kinder hat, auch keine Enkel haben kann.

Anton Neumann."

Gedankenvoll faltete der Stadtrath das Schreiben zusammen und legte es wieder zwischen die Blätter des Buches hinein.

„Das sind harte Worte für eine am Grabe ihres so früh dahingeschiedenen Gatten weinende Wittwe. Aber gerade daran erkenne ich meinen alten Anton wieder; eine ehrliche Haut, treu und bieder, aber streng und hart wie Eisen. Ich glaube, er hätte sich lieber die Hand abgehackt, als daß er sie einem Freunde wieder gereicht haben würde, mit dem er einmal sich verfeindet."

Herr Stadtrath Formann ging einige Zeit nachsinnend im Zimmer auf und ab. Die Wittwe folgte jeder seiner Bewegungen mit einer sichtbaren Unruhe. Sie schien zu fürchten, daß nun sich am Ende auch Herr Formann, der Freund ihres unversöhnlichen Schwiegervaters, von ihr abwenden könnte.

Eine Fülle düsterer Gedanken, der eine immer trostloser als der andere, drängte sich ihr im Kopfe zusammen. Inniger preßte sie ihr schlafendes Kind an die Brust und schien sich auf einmal vor der Entscheidung des Stadtrathes zu fürchten. Schon begann sie es zu bereuen, daß sie sich an ihn, den Eigenthümer des großen Hauses, in dem sie die schwersten Stunden ihres Lebens an sich vorübergehen sah, in ihrem grenzenlosen Leid ge-

wandt hatte. Reiche Leute haben so selten ein Herz, sie hatte es ja erfahren an dem Großvater ihres eigenen Kindes.

Der Stadtrath blieb jetzt vor der Wittwe stehen und blickte sinnend den kleinen allerliebsten Jungen auf dem Schoße seiner schwergeprüften Mutter an.

„Wenn er dieses Kind sehen könnte, dann würde sich vielleicht der starre Sinn Anton Neumann's beugen. Kinderaugen haben schon manches Herz gerührt. Hm, da hätte ich auch gleich eine ganz gesunde Idee, und ich denke, ehe man viel hin und her kalkulirt, probirt man's lieber gleich."

Die Wittwe sah dem ehrwürdigen alten Herrn in's Angesicht und war außer Stande, den Sinn seiner Worte zu errathen.

„Es wird Ihnen schwer fallen, Frau Neumann, herauszubringen, was ich meine. Nun, ich denke, wir wollen einmal den allerliebsten Jungen von seinem Großvater bewundern lassen."

Erschrocken fuhr die Wittwe auf.

„Um Gottes willen, Herr Stadtrath, bedenken Sie doch, der Mann, der die Briefe seines sterbenden Sohnes nicht einmal erwiedert, er sollte sich von den Augen dieses Kindes rühren lassen?"

„Das Menschenherz ist manchmal ein seltsames Ding, ich kann darüber sprechen, ich habe es erfahren. Ich habe ja selber Enkel, und weiß daher recht gut, welche Bewandtniß es mit einem solchen alten Großvaterherzen hat. Auch möchte ich's nicht riskiren, den Namen meines

alten Freundes auf eine Armenliſte zu bringen, ohne ihm zuvor geſagt zu haben: Hör 'mal, Alter, ſo und ſo liegen die Karten, wir müſſen etwas für die Hinterlaſſenen Deines Sohnes thun. — Kurz und gut, Frau Neumann, je mehr ich über den Plan nachſinne, um ſo glücklicher erſcheint er mir."

„Aber Sie können doch nicht wollen, Herr Formann, daß ich mit meinem Kinde dem harten Manne unter die Augen trete? Ich bin jetzt nicht ſtark genug, um den Augenblick ſtandhaft überwinden zu können, wo er mich und mein Kind von ſich ſtößt. Nein, lieber möchte ich —"

„Nein, nein," fiel ihr der Stadtrath in's Wort, „das ſollen Sie auch nicht, Frau Neumann. Mein alter Freund erhebt ſo ſchwere Anklagen in ſeinem Briefe gegen Sie, daß ich von Ihrer Mitwirkung bei meinen Plänen ein- für allemal abſehen muß. Wollen Sie nun einmal aufmerkſam zuhören?"

„Gewiß, Herr Stadtrath."

„Ich will ſchon morgen meinen alten Freund in Magdeburg aufſuchen; er wird ſich freuen, mich 'mal wieder zu ſehen. Zu dieſer kleinen Reiſe möchte ich den kleinen Jungen da mitnehmen. Seien Sie ohne Sorgen. Mein alter Diener iſt beſſer wie ein Kindermädchen, es ſoll dem Kleinen an nichts fehlen, und ich denke, eine kleine Reiſe wird dem jungen Weltbürger nichts ſchaden."

„Iſt das Ihr Ernſt, Herr Formann?"

„Nun, warum denn nicht? Es iſt unter allen Umſtänden nöthig, daß mein Freund ſeinen Enkel ſieht. Der

Digitized by Google

Kleine ſoll mir mit ſeinen Augen das Herz des Großvaters glühend machen, und ich werde alsdann ſchon etwas herausſchmieden, darauf können Sie ſich verlaſſen; habe in meinem Leben ſchon manches harte Herz weich gehämmert."

Frau Neumann warf einen heißen Blick auf ihr ſchlummerndes Kind und flüſterte dann: „Sie würden es beſchützen vor ihm —"

„Seien Sie verſichert, daß ſich dem Kinde nur Menſchen nahen, die es gut mit ihm meinen. Empfängt aber der Großvater ſeinen Enkel nicht, wie er ihn empfangen ſollte, dann bin ich ganz der Mann dazu, um ihn zurecht zu weiſen! Wie aber, wenn er ſich in den hübſchen Jungen verliebte, ihn am Ende als Erſatz für ſeinen Sohn behalten möchte? Eine ſolche Möglichkeit dünkt mir ſo einfach und natürlich, daß wir gut thun, ſchon jetzt mit einem ſolchen Ausgang zu rechnen. Würden Sie dem Großvater ſeinen Enkel überlaſſen wollen?"

„Glauben Sie mir, Herr Stadtrath, der Vater meines armen Mannes wird ſich niemals nach ſeinem Enkel ſehnen. Ich habe ſein Gemüth und ſein Herz kennen gelernt — o, auf eine ſo grauſame Art kennen gelernt, daß ich mich nun vor dem Gedanken entſetzen muß, mein Kind in ſeinen Händen zu wiſſen. Es iſt für mich ein großer Troſt darin zu finden, daß ein ſolcher Fall nicht eintreten wird; Herr Neumann wird ſeinen Enkel ebenſo wenig ſehen wollen, wie alle die Jahre her ſeinen Sohn."

„Hat denn ihr Gatte es verſucht, den Vater zu verſöhnen?"

„O, so oft, nur um die Zukunft seines Kindes sicher zu stellen. Noch wenige Tage vor seinem Tode suchte er das Herz des harten alten Herrn zu rühren, aber keine Antwort kam zurück. Ich wußte wohl, daß es trotz alledem einen Weg gab, meinen Mann mit seinem Vater zu versöhnen —"

Die Wittwe brach hier ab und schwieg.

„Nennen Sie mir diesen Weg, vielleicht läßt sich etwas darauf hin versuchen."

„Mein Mann sollte sich von mir und meinem Kinde trennen," rang die Wittwe hervor. „Wie sollte es nun auf einmal möglich sein, daß dieser Herr mit dem steinernen Herzen nach dem kleinen Wesen Verlangen trüge, das er von dem Herzen seines Vaters reißen wollte?"

Herr Formann zuckte die Schulter. „Quälen wir uns nicht mit Möglichkeiten, Frau Neumann, wir müssen uns in dieser Sache schon auf's Probiren verlegen. Ich werde Alles versuchen und sicherlich ein Resultat erzielen. Daß Ihr Söhnchen, Frau Neumann, seinen Großvater besuchen darf, damit sind Sie einverstanden?"

Die Wittwe nickte mit dem Haupte, wobei sich ihre Augen von Neuem mit Thränen füllten.

„Gut, so halten Sie morgen um die achte Vormittagsstunde den jungen Neumann reisefertig. Ich schicke meinen alten Diener, den Klemm, herauf und lasse mir den jungen Herrn abholen. Daß diese Fahrt ihre guten Folgen haben wird, darauf können Sie sich verlassen."

Schon im Begriffe, das ärmliche Stübchen zu verlassen, wandte er sich nochmals an Frau Neumann.

Digitized by Google

„Das Wichtigſte hätte ich beinahe vergeſſen,“ ſagte er, mehr zu ſich ſelber als zur Wittwe ſprechend, und zog ſeine Börſe. „Frau Neumann, ich trage kein Bedenken, Ihnen ein Darlehen von hundert Mark zur Verfügung zu ſtellen. Sind einmal andere Zeiten in's Land gekommen, dann geben Sie mir den Betrag zurück; die Idee, mit der Armenkommiſſion zu verhandeln, geben wir vorläufig, und wohl auch für immer, auf.“

Er hatte inzwiſchen eine Anzahl Goldſtücke auf den Tiſch gezählt, warf nochmals einen freundlichen Blick auf den allerliebſten ſchlafenden Jungen und verließ, ehe die Wittwe ihren Dank ſtammeln konnte, die Stube.

Eine Treppe hoch im Vorderhaus bewohnte Herr Formann eine geräumige Wohnung. Seine einſt ſo zahlreiche Familie war ſchon ſeit Jahren in alle Welt zerſtreut, und ſeine Söhne und Töchter hatten bereits alle ihren eigenen Herd gegründet. Seit dem Tode ſeiner Frau lebte er mit ſeinem alten Diener Klemm, der ſeine Laufbahn als Bureauburſche und Markthelfer begonnen und ſich nun zum Leibdiener, Portier und ſogar zum Vertrauten des Stadtrathes Formann emporgeſchwungen hatte, zuſammen.

Klemm, der ſeinen Herrn bereits ſeit einer Stunde vermißte, ohne in Erfahrung bringen zu können, wohin ſich dieſer gewandt habe, ſah ihn nun aus dem Hinterhauſe kommen und eilte ihm ſofort entgegen.

„Das iſt hübſch, daß ich Dich da gleich bei der Hand habe,“ redete der Stadtrath ihn vergnügt an, „morgen machen wir zuſammen eine Spritzfahrt nach Magdeburg.“

Digitized by Google

„Das Wetter ist hübsch," antwortete Klemm, „diese Reise wird Ihnen gesund sein, aber warum soll ich, wenn auch nur für einen Tag, aus Berlin hinaus müssen? Vermuthlich reisen doch die Enkelkinder des Herrn Stadtrath mit?"

„Ganz gewiß ein Enkelkind, denn ohne dies scheint bei mir eine kleine Reise nun einmal nicht mehr möglich zu sein, aber diesmal handelt es sich um das Enkelkind anderer Leute, und Du wirst Dich daher bequemen müssen, die Reise mitzumachen. Nebenbei mußt Du mir aber auch Deine Geschicklichkeit als Kindermädchen bei dieser Reise beweisen; es gilt einen einjährigen Jungen unterwegs zu warten. Ich bin überzeugt, Du verstehst Dich schließlich auch auf Milchflasche und Lutschbeutel?"

„Darauf verstehe ich mich wie Einer," versicherte Klemm, „habe auch meine Zeiten gehabt."

„Nun, das trifft sich ja herrlich, ich fürchtete schon, Du wärest zu dem Geschäfte nicht zu verwenden."

„Der Klemm versteht sich auf Alles, Herr Stadtrath."

Am folgenden Morgen hielt eine Kutsche vor dem Hause. Klemm näherte sich alsbald, einen kleinen Jungen, welcher munter und vergnügt in die Welt hineinblickte, auf dem Arme tragend, dem Wagenschlag und stieg sofort ein. Bald darauf erschien auch Herr Formann, der es etwas eilig zu haben schien, unter dem Thore, eilte aber alsdann wieder zurück; offenbar hatte er irgend etwas Wichtiges vergessen.

Digitized by Google

Auf dem Hausflur ſtand Frau Neumann. Als ſie den alten Herrn wieder zurückkommen ſah, begann ſie zu ſchluchzen.

„Iſt Edmund unruhig geworden?“ fragte ſie haſtig. „O Gott, wenn doch nur dieſer Tag ſchon vorüber wäre!“

„Ich kam nur zurück, Frau Neumann, um Sie nochmals zu bitten, ſich zu faſſen, und vor allen Dingen darauf bedacht zu ſein, daß Niemand im Hauſe von der ganzen Angelegenheit etwas erfährt; es iſt dies zwar ſchwer durchzuführen, aber immerhin muß es verſucht werden.“

„Ich ſchließe mich jetzt in meine Stube ein und verlaſſe ſie nicht, bis Sie wieder zurückkommen.“

„Gut, gut, alſo auf Wiederſehen! Denken Sie an meine Worte von geſtern: gute Menſchen finden Troſt in jedem Leid.“

Er eilte bei dieſen Worten hinweg, hinaus nach dem Wagen, ſtieg ein, und ſofort ſetzte dieſer ſich in Bewegung.

Die Reiſe nach Magdeburg wurde ohne irgend welche bemerkenswerthen Zwiſchenfälle zurückgelegt. Der Enkel des großen Fabrikbeſitzers legte während der Fahrt eine Ruhe und Würde an Tag, welche die Bewunderung des Herrn Stadtrath und Klemm's in hohem Grade erregte.

In Magdeburg angekommen, fuhr man direkt nach dem Hotel. Klemm erhielt hier für ſich und den kleinen Neumann ein Zimmer angewieſen, während Herr Formann im Gaſtzimmer einen Imbiß zu ſich nahm und ſich alsdann auf den Weg begab, um ſeinen alten hartherzigen Freund aufzuſuchen.

Dessen Wohnung war bald gefunden. Herr Formann trat in's Haus, gab seine Karte ab und wurde ohne Verzug von dem Fabrikanten empfangen. In einem reich möblirten Zimmer, mit vergoldetem Stuck an den Decken und Wänden, mit werthvollen Gemälden geschmückt und kostbaren Teppichen, begegneten sich seit vielen Jahren wieder die alten Freunde.

Sich in diesem Zimmer umblickend, dachte der Stadtrath unwillkürlich an das ärmliche Stübchen, in welchem der Sohn und Erbe dieses Hauses aus dem Leben schied. Wie unsagbar mußte er nicht jene Frau geliebt haben, die jetzt an seinem Grabe weinte, um das Elend an ihrer Seite diesen Reichthümern vorzuziehen. —

Herr Neumann war eine gedrungene, kräftige Männererscheinung von etwa zwei- bis vierundfünfzig Jahren. Sein fast schneeweißes Haupthaar ließ ihn älter erscheinen, als er in der That war. In seinem bartlosen Angesichte hatten schwere, kummervolle Lebensstunden ihre Spuren unvergänglich zurückgelassen.

„Willkommen, alter Freund," rief er dem Stadtrath zu und streckte ihm beide Hände entgegen, „Gott sei Dank, daß ich gerade jetzt wieder einen lieben Bekannten aus der schönen alten Zeit zu Gesicht bekomme. Nein, mein bester Wilhelm, so schön ist die Welt nicht mehr als damals! Man war seinem Freund ein wirklicher Freund, die Kinder liebten die Eltern, der kräftig emporwachsende Sohn war die Freude, der Stolz und die Stütze seines Vaters. — Und heute, alter Freund, wie sieht es heute aus? Du hast Deinen Sohn mehr wie Dich selbst geliebt,

Digitized by Google

eine große Zukunft hast Du auf den Schultern des kräftigen Jungen aufgebaut und Dein und sein Lebensglück ist fertig; da lockt eines Tages irgend ein Frauenzimmer, die nichts besitzt auf Gottes weiter Welt, als ihre verführerischen Augen, und der Junge sagt sich vom Vater los, geht mit ihr fort und kommt im Elend um!"

Der Fabrikant hatte feuchte Augen bekommen und trocknete sie sich hastig ab, als schäme er sich dieser Thränen. Dann zog er die Klingel und setzte sich mit seinem Freunde auf das Sopha nieder.

Ein Diener trat in's Zimmer.

„Franz, Du bescheidest meine Schwester sofort hierher. Es sei ein alter lieber Freund angekommen, meldest Du ihr. Dann besorgst Du Rheinwein und Cigarren; bei Gott, wir wollen heute einen lustigen Tag wie in den alten Zeiten haben."

Herr Formann fühlte klar aus den Worten des Fabrikanten heraus, daß dessen Abneigung gegen die Schwiegertochter unbesiegbar sei. Er war zu klug, um jetzt sofort den Versuch zu machen, diesem den Enkel vor die Augen zu bringen.

„Du hast Recht," begann er, „das ist jetzt eine schlimme Welt geworden. Aber ich denke, es nützt wenig, darüber Klage zu führen, sondern ich lebe der Ansicht, daß es klüger ist, wenn jeder brave Mann Hand anlegt zu guten Werken, damit die Welt nach und nach wieder besser wird."

„Wie schlecht Du die Welt kennst, Wilhelm, trotzdem Du in einer Weltstadt lebst! Gib Hab und Gut, ja

Dich ſelber hin, und Du machſt ſie um keinen Deut beſſer.“

Eine elegant gekleidete Dame von etwa vierzig Jahren trat ein. Es war die ledige Schweſter des Fabrikanten. Herr Formann hatte ſie als junges blühendes Mädchen gekannt. Wie ſehr hatte ſie ſich verändert! In dem länglichen Geſichte war auch nicht eine Spur der ehemaligen Schönheit zurückgeblieben.

Während man ſich begrüßte, trug der Diener Wein und Kuchen auf.

„Wir ſind Ihnen ſehr dankbar, Herr Stadtrath, daß Sie die Reiſe hierher nicht ſcheuten, um mich und den Bruder in unſerem Schmerze, in unſerer Verzweiflung zu tröſten.“

„Haben Sie Trauer?“ fragte der Angeredete und ſchien erſtaunt und verwundert zu ſein.

„Wie, Du weißt es nicht, daß mein Sohn Robert geſtorben iſt?“ rief Herr Neumann aus.

„Aber, Kinder, ich erhielt ja keine Anzeige. Ich kam in dieſes Haus, um einmal die alten Erinnerungen aufzufriſchen. Dein Sohn iſt alſo geſtorben, Dein einziger Sohn?“

„Eigentlich war er für mich ſchon geſtorben,“ antwortete der Fabrikant in dumpfem Tone, „als er vor zwei Jahren ſich von mir wandte. Doch es iſt vorbei, ſchließen wir dieſes Buch ab und ſchweigen wir über die ſehr ſchmerzliche Angelegenheit. Trinken wir, ſeien wir fröhlich und tröſten wir uns mit dem Gedanken, daß wir das Alles nicht verſchuldet haben.“

Der Fabrikant füllte die Gläſer, und während beide Herren mit den Gläſern anſtießen, begann auf einmal Fräulein Neumann bitterlich zu weinen.

„Ich kann meinem Bruder nicht beipflichten, denn der Schmerz iſt zu groß, er raubt mir die Hälfte meines Lebens. Ich werde immer das Bild vor Augen haben, wie Robert von uns hinwegging. Er ſagte mir Lebewohl und weinte, auf ſeiner Stirne ſtand der Todesengel — o, nur ich ſah ihn, nur ich wußte, daß er nimmermehr zurückkehren würde. Das Geſchöpf, welches ſich in ſein edles Herz einzuſchleichen wußte, die ihn mit unbegreiflicher Gewalt an ſich kettete, war nicht damit zufrieden, ihn in's Elend geführt zu haben, ſondern ſie raubte ihm auch noch das Leben. Wie wird ſie das Alles vor dem himmliſchen Richter verantworten können?“

„Sei verſichert, liebe Schweſter, ſolche Fragen ſtellt die ſich nicht.“

„Gewiß thut ſie das nicht, denn dazu gehört ein Gewiſſen, und ein ſolches hat ſie nicht. Sie wird nun mit Sehnſucht auf die Stunde harren, wo mein ſchwergeprüfter Bruder in die Grube fährt, und ſie in einer reichen Erbſchaft für ſich und ihr Kind den Lohn für ihr Streben gewinnt.“

Der Fabrikant gerieth hier in Aufregung.

„Sie ſoll ſich verrechnet haben! Habe ich nicht meinen Stolz und meine Hoffnung vor ihr retten können, ſo werde ich doch mein Geld zu wahren wiſſen! Ich ſchrieb ihr, was ſie zu erwarten hat, und werde den Beweis liefern, daß ich der Mann bin, mein Wort zu

halten. Keine Macht der Welt soll mich zwingen, ihr auch nur ein Stück Brod zuzuwenden. Sie ist in meinen Augen eine Verbrecherin, der Tod meines Sohnes kommt auf ihr Conto — und Verbrecherinnen unterstützt man nicht. Mögen sie zu Grunde gehen."

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Stadtrath. Er sah nun klar ein, daß in diesem reichen Hause nichts zu gewinnen sei, um der armen Wittwe auch nur eine einzige Thräne zu trocknen. Er führte das Glas an die Lippen, und in diesem Augenblicke stieg ein Gedanke in ihm auf, der sein ganzes niedergedrücktes Wesen gleichsam elektrisirte.

„Es ist für mich schwer, in diesen Dingen meine Meinung zu äußern," sagte er, „denn ich habe den verstorbenen jungen Mann nicht gekannt; aber auf der anderen Seite bin ich doch auch der Ansicht, daß Freunde sich gegenseitig mit Rath und That unterstützen sollten."

„Ganz mein Prinzip, lieber Formann! Du bist und bleibst der Alte."

„So erlaube mir," fuhr der Stadtrath fort, „Dir einzugestehen, daß ich an Deiner Stelle gerade so handeln würde. Ich würde der Wittwe keinen Pfennig meines Vermögens zukommen lassen, denn mir scheint, sie hat das nicht verdient. Möge sie sich und ihr Kind schlecht und gerecht ernähren und den lieben Vater im Himmel bitten, daß er ihr einst ihre Sünden verzeiht."

„Diese Strafe wird hart sein," antwortete Fräulein Neumann, der die Worte des Stadtrathes ganz aus dem Herzen gesprochen waren, „aber sie ist gerecht. Ver-

Digitized by Google

brecherinnen unterstützen, heißt sich zum Mitschuldigen machen. Sie war erbarmungslos gegen uns, warum sollen wir nun, nachdem sie ihr Werk vollbracht, mit ihr Barmherzigkeit haben? Fast auf meinen Knieen bat ich sie einst, unserem Robert zu entsagen. Ich rief ihr zu, daß, wenn sie ihn wirklich liebe, sie ihm entsagen müsse, um ihn nicht in's Unglück zu stürzen, denn der höchste Ausdruck der Liebe sei Entsagung. Alles umsonst — das Geschöpf wollte ihr Opfer haben, und sie erhielt es."

Es kostete dem Stadtrath Mühe, diesen Ausführungen des Fräuleins gegenüber ruhig zu bleiben. Wie gerne hätte er der vornehmen Dame, die sich so sehr ereiferte, zugerufen: „Gehe hin zu der armen Wittwe und lerne von ihr die Bedeutung des Wortes Liebe kennen!"

„Ich wäre damit," sagte er statt dessen laut, „daß die junge Frau auf nichts zu rechnen hat, nicht einmal zufrieden, sondern würde ihr den Beweis liefern, daß wildfremde Menschen meinem Herzen näher ständen, als Diejenige, die sich so schwer an mir und meinem Sohne versündigt hat. Die Welt würde mich zwar für einen hartherzigen Mann erklären, denn es steht kaum zu erwarten, daß man es begreiflich findet, wie ich meine Schwiegertochter in Kummer und Noth weiter vegetiren ließe; aber ich würde diese üblen Nachreden dadurch todtmachen, daß ich noch zu meinen Lebzeiten mein Vermögen gemeinnützigen Zwecken widmete, oder —" der Stadtrath machte hier eine kleine Pause, „ich würde es machen wie mein Nachbar, der Hopfenhändler Rochner. Der Mann hatte eine einzige Tochter; diese Tochter ging eines Tages

mit einem jungen Manne nach Amerika durch. Nach einigen Monaten gehen dem jungen Pärchen, das sich inzwischen hat trauen lassen, die Geldmittel aus, und natürlich wollen sie nun wieder zum Papa kommen. Dieser aber dankte für das fernere Vergnügen, ging in's Waisenhaus, holte sich dort einen prachtvollen Jungen und gewann in ihm einen Sohn und Erben, wie er sich besser keinen wünschen konnte."

Fabrikant Neumann und seine Schwester blickten überrascht einander an.

„Es ist ganz merkwürdig," erwiederte Fräulein Neumann, „daß Sie gerade heute einen Gedanken aussprechen, den ich schon vor zwei Jahren meinem Bruder nahe gelegt habe. Es fehlt uns Jemand, den wir lieben, für den wir sorgen und streben können."

„Aber, liebe Schwester, wie konnten wir denn damals einen solchen Entschluß fassen, wo wir nicht mit Sicherheit sagen konnten, ob Robert nicht doch noch zur Vernunft kommen und zu seinem Vater zurückkommen würde."

„Und Du hast alsdann," erwiederte Fräulein Neumann, „auf eine schmerzliche Art einsehen müssen, wie thöricht es von Dir war, Deinen Sohn nochmals zu rufen."

„Aber wozu in Erinnerungen wühlen, die so unerquicklicher Natur sind," warf Herr Formann ein, „ich wollte ja keine Vorschläge machen, sondern nur sagen, was ich im gleichen Falle thun würde. Ich gebe ja dabei unumwunden zu, daß meine Meinungen und Rath-

Digitized by Google

ſchläge in gewiſſem Sinne von den humanen Intereſſen und Beſtrebungen geleitet werden, die meine Eigenſchaft als Mitglied des Waiſenhauskuratoriums mit ſich bringt. Es iſt eine ſchöne Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß die elternloſen Kinder in guten Familien untergebracht und zu tüchtigen Menſchen erzogen werden. Dieſe Pflicht führt mich ſogar heute ſeit vielen Jahren wieder einmal hierher, wo ich nun leider meinen alten Freund ſo ſehr in Trübſal verſenkt vorfinden ſollte. Gewiß dürfte es beſonders für Fräulein Neumann intereſſant ſein, zu erfahren, daß ich die Reiſe von Berlin hierher in Geſellſchaft meines Dieners und eines kleinen Jungen zurücklegte."

„Iſt es möglich!" rief Fräulein Neumann aus.

„Berufspflichten, verehrtes Fräulein, die den Vortheil haben, daß es ſchöne und humane Pflichten ſind. Eine ſehr wohlhabende deutſch-amerikaniſche Familie wird den einjährigen prächtigen Jungen adoptiren und mit ihm über den Ocean gehen. Ich habe ſelten ein ſo ſchönes Kind geſehen, und ließ es mir daher nicht nehmen, den zukünftigen Amerikaner ſelbſt in die Arme ſeiner Adoptiveltern zu legen. Nun hatte ich leider in ſo weit Pech, daß ich die Familie im Hotel, wo ſie mich erwarteten, nicht angetroffen habe. Offenbar haben ſie ſich in Dresden, wohin ſie von Berlin aus reisten, verſpätet und treffen erſt im Laufe des Nachmittags hier ein; nun, ich kann ja noch ein paar Stunden warten."

„Aber wo ließen Sie inzwiſchen das Kind, Herr Stadtrath?"

„Im Hotel blieb es unter der Aufsicht meines alten Klemm zurück. Seien Sie unbesorgt, Fräulein Neumann, der Junge ist gut aufgehoben. Wenn ich übrigens ein Maler wäre, dann würde ich das Kind für mich behalten haben, nur damit ich diesen allerliebsten Kinderkopf, wie ihn nur ein Murillo malen konnte, jeden Augenblick abkonterfeien könnte."

„Sie reizen meine Neugierde, Herr Stadtrath, ist der Kleine wirklich so hübsch?"

„Es hat ihm noch keine Dame in's reizende Gesichtchen gesehen, ohne von dem Verlangen überwältigt zu werden, das Kind zu küssen und an's Herz zu drücken."

Fräulein Neumann war auf einmal ganz aufgeregt.

„Ich möchte das Kindchen sehen," sagte sie jetzt, sich erhebend, „Herr Formann, Sie müssen mich das reizende Kindchen sehen lassen."

„Recht gerne, vorausgesetzt natürlich, daß die amerikanische Familie nicht inzwischen angekommen ist."

„Ich will sofort den Wagen anspannen lassen, wir wollen nach dem Hotel fahren."

Herr Formann schien zu zögern.

„Das könnten wir uns bequemer machen, wenn wir das Kind mitsammt meinem alten Klemm hierher kommen lassen. Ich bin müde und möchte nicht gerne von der Seite meines alten Freundes und seines vortrefflichen Weines eher hinweggehen, als es dringend nothwendig ist. Doch vielleicht schläft der Kleine, und es wäre grausam —"

„Gewiß wäre das grausam," rief Fräulein Neumann

Digitized by Google

eifrig, „es iſt ja nicht weit zum Hotel. Ich werde anſpannen laſſen.“

Sie eilte bei dieſen Worten aus dem Zimmer. Herr Fabrikant Neumann, welcher ſich daran gewöhnt zu haben ſchien, ſich in vielen Dingen den Anordnungen ſeiner Schweſter, die dem Hausweſen ſeit dem Tode ſeiner Frau vorſtand, zu fügen, hatte keine Einwände gegen den Beſuch im Hotel zu machen.

Der Stadtrath rieb ſich heimlich vergnügt die Hände. Er zweifelte nicht, daß der Kleine ſich das Herz des Fräuleins ſofort erobern werde. Alles Uebrige würde ſich alsdann ſchon von ſelbſt finden.

Der Wagen fuhr vor und unverzüglich fuhr man nach dem Hotel.

Klemm hatte inzwiſchen im Schweiße ſeines Angeſichtes ſich redlich bemüht, den kleinen Herrn in guter Laune zu erhalten. Und als ob es dieſer gewußt hätte, daß nun die Stunde gekommen ſei, wo ſein kaum begonnenes Leben an einem bedeutſamen Wendepunkt angekommen war, zeigte er ſich heiter und guter Dinge, und blickte ſo luſtig in die Welt, daß Klemm ſich nicht enthalten konnte, ihm ein Lied vorzuſingen.

Bei dieſem Vortrag wurde er von ſeinem Herrn, von Herrn und Fräulein Neumann überraſcht.

„Welch' ein reizendes Kind!“ rief die Dame aus und eilte mit ausgebreiteten Armen auf dieſes zu, „welch' ein Engel!“

Klemm ließ ſofort den Kleinen in die Arme der Dame hinüber klettern und drückte ſich aus dem Zimmer hinaus.

Der Kleine war merkwürdig zutraulich. Er fingerte neugierig an Fräulein Neumann's Broche herum, blickte ihr mit seinen großen dunklen Augen bis in's Herz hinein, und gewann sich dieses Herz im Fluge.

Das Auge des Fabrikanten war unverwandt auf das Kind gerichtet. Er schien dabei im Geiste sich zurückversetzt zu haben in eine längst vergangene Zeit. Hatte er die Züge seines eigenen Sohnes im Antlitz des Kindes entdeckt?

„Wie ich diese amerikanische Familie beneide," seufzte die Schwester des Herrn Neumann, „dieses reizende Kindchen soll über den weiten Ocean hinüber müssen!"

„Die Sterblichkeit unter den Kindern während der Ueberfahrt aus der alten in die neue Welt," begann der Fabrikant, sich an seinen Freund wendend, „soll oft siebenzig Prozent betragen."

„Um Gottes willen!" rief Fräulein Neumann.

„Nehmen wir an, daß diese Angaben sehr übertrieben sind, so müssen wir doch von der Thatsache Akt nehmen, daß diese amerikanische Familie bereits zum vierten Mal den Versuch macht, ein Kind glücklich über den Ocean zu bringen. Drei Kinder sind ihr bereits auf der Ueberfahrt gestorben."

In diesem Augenblicke begann der Kleine bitterlich zu weinen.

„Das Kind hat Todesahnungen," rief Fräulein Neumann aus, „es klammert sich an mich an, es will von mir gerettet sein! Herr Stadtrath, welche Rechte kann die amerikanische Familie an das Kind geltend machen?"

Der Angeredete ſchien über dieſe Frage ſehr erſtaunt zu ſein.

„Von Rechten kann jetzt noch keine Rede ſein, aber warum fragen Sie?“

„Wäre das denn ſo ſchwer zu errathen, Herr Stadtrath? Ich möchte dieſen kleinen Engel beſitzen, er ſoll die Freude unſeres Alters ſein, wir wollen ſein Glück gründen. Herr Formann, machen Sie mir keine Schwierigkeiten, Sie werden Mittel und Wege finden, damit ich im Beſitze des ſüßen Weſens bleiben darf. Ich denke, meine Wünſche dürften vom Waiſenhauskuratorium ſo gut berückſichtigt werden, wie die der amerikaniſchen Familie. Hilf mir bitten,“ wandte ſie ſich an ihren Bruder, „damit Herr Formann uns das Kind überläßt.“

„Das bietet ja Alles keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, Fräulein Neumann; ſchließlich wird die amerikaniſche Familie zu tröſten ſein; aber ich befürchte, es könnte einmal die Stunde kommen, in der Sie es bereuen, ſich des Kindes angenommen zu haben.“

„Darüber beruhige Dich, mein Freund,“ antwortete der Fabrikant, „was ich und meine Schweſter thun, das bereuen wir nie.“

„Das war ein Manneswort, und ich habe nun keine Gründe mehr, mich gegen die edlen Wünſche des Fräuleins zu ſträuben. Ich überlaſſe Ihnen das Kind gerne zur Erziehung. Will mein alter Freund es einſt adoptiren, dann ſteht auch dieſem Wunſche nichts im Wege. Die nöthigen Papiere, welche die Rechte und Verpflichtungen der Pflege-Eltern regeln, ſowie alle übrigen Angelegen-

heiten ordnen wir ſpäter. Fräulein Neumann, auf Ihrem Werke wird reicher Segen ruhen, und wahrlich, Sie werden dafür große Freude ernten."

Mit aufrichtiger Freude reichte er dem Fräulein die Hand und klopfte alsdann dem Fabrikanten vertraulich auf die Schulter.

„Du haſt einen Sohn verloren, hier empfängſt Du einen anderen wieder. Sei guten Muthes, das Glück, welches Dir Dein erſter Sohn verweigerte, wird Dir der zweite gewähren. Dieſes Kind möge durch ſeine Liebe und Treue, durch ſeine Dankbarkeit einſt Deine Güte vergelten."

Stumm drückten ſich die Männer die Hand.

Kaum fünf Minuten ſpäter ſaß Fräulein Neumann, das Kindchen zärtlich im Arme haltend, neben ihrem Bruder in der Kutſche. Der Stadtrath ſtand am Wagenſchlage und verſicherte ſeinem alten Freunde, daß er in den nächſten Tagen wieder kommen werde, um die Angelegenheit endgiltig zu ordnen.

Nun trat er von dem Wagen zurück und zog den Hut. „Auf Wiederſehen!" kam es aus dem Wagen heraus, und dann rollte die Kutſche davon.

Klemm ſtand unter der Thüre des Hotels und blickte dem Wagen nach. Herr Formann trat auf ihn zu.

„Klemm," redete der Stadtrath dieſen an, „wir haben heute ein gutes Werk vollbracht. Es kommt mir faſt wie ein Wunder vor, daß mir dieſer Streich gelang. Aber nun auch ja reinen Mund halten. Ich weiß, daß ich mich in dieſem Punkte auf meinen Klemm verlaſſen kann."

Digitized by Google

„Kein Wort kommt über meine Lippen, Herr Stadtrath.“

„Rüste Alles zur Heimkehr, wir reisen mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurück.“

2.

Erst gegen die zehnte Abendstunde erreichte der Stadtrath mit Klemm wieder seine Wohnung. Der alte Leibdiener und Portier wollte sich, da er sehr ermüdet war, sofort in seine Portierstube zurückziehen, aber Herr Formann ersuchte ihn, noch ein paar Minuten in seiner Gesellschaft zu bleiben.

„Klemm, ich gestehe Dir offen ein, daß ich mich vor der Scene fürchte, die mir die Wittwe Neumann heraufbeschwören wird. Klemm, weißt Du mir einen guten Rath, wie sie am leichtesten zu beruhigen wäre?“

„Herr Stadtrath, ich würde ihr ruhig sagen, daß der Junge sein Glück gemacht hat, und wenn sie eine richtige Mutter ist, dann wird sie darin einen Trost finden. Ich denke, daß Hintenherumreiten taugt hier nichts, und wenn Sie es erlauben, will ich die Angelegenheit selber in Ordnung bringen.“

Herr Formann ging einige Augenblicke hindurch mit sich zu Rathe.

„Nein, Klemm, es wird schon besser sein, ich spreche selbst mit ihr und zwar noch jetzt. Darin hast Du übrigens Recht, sie muß einen Trost darin finden, daß der Junge sein Glück gemacht hat. Klemm, Du wirst die Wittwe bitten, zu mir herunter zu kommen, denn

wahrlich, ich bin zu ermüdet, um jetzt noch im Hinterhause vier Treppen hoch hinaufklettern zu können."

Der Portier eilte fort und kehrte schon nach kaum fünf Minuten mit Frau Neumann zurück. Sie schien ruhiger und gefaßter zu sein, als Herr Formann erwartet hatte.

„Herr Stadtrath, mein Edmund ist in Magdeburg geblieben?"

„Klemm hat Ihnen bereits den Stand der Dinge mitgetheilt? Jawohl, der junge Herr hat sich das Herz seines Großvaters im Sturme erobert, und wir können sagen, daß er sein Glück gemacht hat; ein Mutterherz kann keinen heißeren Wunsch als den haben, das Glück ihres Kindes gegründet zu sehen. Setzen Sie sich hier auf den Stuhl nieder, Frau Neumann, und weinen Sie nicht, denn ich glaube, wir haben eher Ursache, vergnügt zu sein."

Stumm setzte sich die Wittwe auf einen Stuhl nieder und faltete die Hände in ihrem Schoße.

„Ich habe zu einer List meine Zuflucht nehmen müssen," fuhr Herr Formann fort, „und ich denke, es wird mir dies einst nicht als ein Verbrechen angerechnet werden. An eine Versöhnung war nicht zu denken, und Sie müssen sich daran gewöhnen, den unberechtigten Haß Ihres Schwiegervaters weiter zu tragen."

Frau Neumann wurde unruhig.

„Sie wissen nicht, die unbarmherzigen Verwandten meines Mannes, daß Edmund mein Sohn ist?"

Der Stadtrath schüttelte den Kopf.

Digitized by Google

„Sie wissen es nicht und dürfen es nie erfahren. Ich muß sogar von Ihnen das feierliche Versprechen verlangen, daß Sie niemals irgend einem Menschen verrathen, daß das Kind, welches im Hause des Fabrikanten Neumann in Magdeburg erzogen wird, Ihr Söhnchen ist. Können Sie mir dieses Versprechen nicht geben, dann ziehe ich mich von der Sache zurück."

„Darf aber eine Mutter ihr Kind so in die Welt hinausgeben?"

„Es bleibt uns kein anderer Weg übrig, meinen Freund gleichsam wider seinen Willen zu nöthigen, seine Pflicht gegen seinen Enkel zu thun. Ich glaube nicht, Frau Neumann, daß Ihr Mann seinem Vater den Sohn vorenthalten würde, wenn dieser nach ihm verlangt hätte; Sie würden also nur im Sinne Ihres Mannes handeln, wenn Sie mich in meinem Bestreben unterstützten. Es wird einst die Zeit kommen, wo man mir nachsagen wird, daß ich nicht schlecht gehandelt habe. Es wäre ja ein Unrecht, wenn Ihrem Sohne durch seinen eigenen Großvater sein Erbe auf irgend eine Weise entzogen würde. Freilich, für Sie, Frau Neumann, wird diese Trennung nicht leicht zu ertragen sein. Es gehört eine große Willenskraft dazu, sein Kind an sich vorübergehen zu sehen, ohne ihm auch nur die Hand reichen zu dürfen. Ueberlegen Sie sich daher die ganze Angelegenheit, Frau Neumann, prüfen Sie sich und sagen Sie mir morgen Ihre Antwort. Finden Sie sich nicht stark genug, dann sollen Sie Ihr Söhnchen wieder erhalten."

„Ich kann Ihnen meine Antwort sofort geben, Herr

Stadtrath," sagte Frau Neumann mit einer ergreifenden Festigkeit. „Wenn Sie glauben, daß ich im Sinne meines armen Mannes handle, wenn ich unser Kind dem Großvater überlasse, dann soll mir das ein Heiligthum sein, und wenn mir auch das Herz darüber bricht."

„Das Herz bricht nicht so leicht. Das Bewußtsein, daß das Kind wenigstens glücklich ist, dürfte dafür ein wirksames Gegenmittel sein. Nun aber heißt es vor allen Dingen schweigen gegen Jedermann. Nur ich, Klemm und Sie wissen um das Geheimniß."

„Wenn man mich aber fragt, wo mein Kind sei?"

„Thut dies eine amtliche Person, dann sagen Sie ganz ruhig, es befinde sich bei Anverwandten außerhalb Berlins auf Besuch. Außerdem verweisen Sie auf mich, ich werde die nöthigen Aufschlüsse geben."

Damit war die Unterredung zu Ende, vor der sich der Stadtrath so sehr gefürchtet hatte. Wenn auch die Augen der Wittwe noch feucht waren, so verließ sie doch gefaßt und ruhig die Wohnung. Klemm begleitete sie bis in den dunklen Flur des Hinterhauses und kehrte alsdann wieder zu seinem Herrn zurück.

„Das wäre vorüber, Herr Stadtrath," meinte er und rieb sich vergnügt die Hände, „habe ich nun gut gerathen, oder habe ich schlecht gerathen?"

Der Stadtrath lächelte vergnügt und zog seine Taschenuhr auf.

„Dein Rath war so klug, daß Du mir nächstens noch mehr Rath ertheilen sollst in dieser Sache, denn es gibt da noch manche harte Nuß zu knacken. Nun aber geh'

Digitized by Google

zur Ruhe, Klemm, für heute wollen wir es nun genug sein lassen."

Aber der Angeredete schien noch etwas von Wichtigkeit auf dem Herzen zu haben.

„Nun, Klemm, hast Du noch etwas zu bemerken?"

„Frau Neumann muß morgen die Wohnung im Hinterhaus verlassen, sie schuldet zwei Monat Miethe und dafür nehmen wir die Möbel in Faustpfand."

„Bist Du des Teufels?"

„Es ist nur wegen der Ordnung in meinem Buche. Wer nicht die Miethe zahlen kann, muß ziehen. Die kleine Wohnung ist außerdem bereits vermiethet. Ich nehme mein Amt als Hausverwalter ernst, wer die Miethe nicht zahlen kann, muß das Quartier räumen. Das ist mein Grundsatz und der muß gehalten werden!"

„Aber hier hättest Du doch eine Ausnahme machen können. Bis morgen Mittag um zwölf Uhr mußt Du für Frau Neumann eine andere Wohnung gemiethet haben. Ich verlasse mich darauf, Klemm, natürlich darf es uns nicht einfallen, die wenigen Habseligkeiten der Wittwe zurückhalten zu wollen."

Klemm machte ein sehr vergnügtes Gesicht.

„Ich weiß eine kleine Wohnung in der Nachbarschaft, in der Frau Neumann sich bald heimisch fühlen wird. Ich werde die Wohnung für sie miethen und ihr bei dem Umzug behilflich sein. Es schadet nichts, wenn die arme Frau so bald wie möglich aus einem Quartier hinauskommt, in welchem so vieles Leid über sie hereingebrochen ist."

Digitized by Google

„Da haſt Du ganz recht, auch iſt es beſſer, wenn die Wittwe in einem anderen Hauſe wohnt, denn wer weiß, ob nicht der Fabrikant Neumann daraus einen gewiſſen Argwohn ſchöpfen könnte.“ — —

Am folgenden Morgen in aller Frühe pochte Klemm an die Wohnung der jungen Frau an. Sie hatte die Nacht ſchlaflos verbracht und ſchon bei dem erſten Tagesgrauen ſich vom Lager erhoben. Als ſie jetzt Klemm die Thüre öffnete, lag jener ſtille trauernde Friede in ihrem Angeſichte, der ſich nach ſchweren Gemüths- und Herzensbewegungen herausbildet.

„Nun, Frau Neumann, eine gute Nacht gehabt?“

Die Angeredete ſchüttelte ſchwermüthig das Haupt.

„Es iſt ſo furchtbar, allein ſein zu müſſen, Herr Klemm.“

„Daran gewöhnt man ſich, ich kenne das aus Erfahrung. Möchte heute überhaupt Niemand um mich haben. Der Menſch muß ſich ſelber ein guter Geſellſchafter ſein können.“

Klemm war inzwiſchen in die Stube getreten, ſetzte ſich nun auf einen Stuhl und blickte ſich aufmerkſam im Zimmer um.

„Wir müſſen heute ausziehen, Frau Neumann, der neue Miether kommt noch heute Nachmittag mit Sack und Pack.“

Trauernd faltete die Wittwe die Hände.

„Ich weiß mir keinen Rath, Herr Klemm,“ flüſterte ſie, und eine wahre Schamröthe lag in ihrem hübſchen Angeſichte, „ich habe keine andere Wohnung.“

Digitized by Google

„Dafür iſt ſchon geſorgt. Ich weiß ein hübſches Quartier in der Nachbarſchaft, und in zwei Stunden ziehen wir dort ein. Packen Sie einſtweilen, in einer Stunde komme ich zurück, bringe Wagen und Ziehleute mit und dann geht's im Trab in die neue Wohnung. Die rückſtändige Miethe will der Hauswirth ſtreichen."

Dankbar drückte Frau Neumann dem braven Klemm die Hand.

„Was würde ich beginnen, wenn nicht ſo edle Menſchen ſich meiner annehmen würden."

„Nichts iſt ſo ſchlimm, daß es nicht noch ſchlimmer ſein könnte," verſetzte Klemm, „nun aber heißt es die Möbel transportfähig zu machen, die Wirthſchaft aufrollen — in einer Stunde bin ich alſo wieder da."

Mit geſchäftiger Eile verließ er die Stube und Frau Neumann begann ſofort ihre wenigen Habſeligkeiten zuſammenzupacken.

Welch' eine Aufgabe! Wo ſie hinblickte, was ihre Hand berührte, überall traf ſie auf die unvergänglich ſcheinenden Spuren von Gatten und Kind. So tapfer ſie auch gegen das tiefe Weh in ihrem Herzen ankämpfte, zuletzt ſah ſie ſich doch von einem unbeſchreiblichen Schmerze überwältigt, und ſtill weinend ſank ſie zwiſchen den aufgerückten Möbeln nieder.

Ob wohl der reiche Mann in Magdeburg Mitleid mit der hinterlaſſenen Wittwe ſeines Sohnes empfunden haben würde, wenn er ſie hier ſchmerzdurchwühlt hätte liegen ſehen? Kaum! Vielleicht würde er eine gewiſſe Genug-

thuung empfunden und ihr Leid als eine Strafe des Himmels angesehen haben.

In dieser Stellung traf sie Klemm an, als er nach Verlauf einer Stunde mit zwei kräftigen Männern zurückkam, denen die Aufgabe zufiel, die wenigen Habseligkeiten auf den Wagen hinunter zu transportiren.

Diesen Männern gegenüber schämte sich die Wittwe ihres Leides, hastig raffte sie sich auf und trocknete sich die Augen. Unverzüglich griffen die Arbeiter die Möbel an und schleppten sie fort. Stumm schaute die Wittwe ihnen zu.

Nachdem der geschäftige Klemm den Arbeitern die nöthigen Befehle ertheilt hatte, trat er, einen Miethskontrakt aus der Tasche nehmend, auf Frau Neumann zu.

„Darf ich Sie bitten, den Kontrakt zu unterzeichnen? Ich werde Alles in Ordnung bringen, und Sie sollen sich über nichts Sorgen machen müssen."

Die Wittwe unterzeichnete den Miethvertrag über eine Wohnung, die sie noch nie gesehen, und sagte dann: „Ich würde mich freuen, Herr Klemm, wenn Sie die Räumung der Wohnung überwachen wollten, damit ich jetzt, ehe ich das Haus verlasse, dem Herrn Stadtrath meinen Dank sagen kann."

„Sie treffen gerade jetzt meinen Herrn bei dem Frühstück, und das ist die Stunde seiner besten Laune."

Die Wittwe verließ nun die vier Wände, welche so viele Thränen und so vieles Leid gesehen hatten, um nie wieder dorthin zurückzukehren. Auf der Treppe begegneten ihr die neuen Miether. Ein bleicher Mann, ein

blaſſes Weib gingen ſtumm an ihr vorüber. Vielleicht hofften ſie, daß es ihnen hier wohler ſei, daß ſie hier glücklicher werden würden, als in der alten Wohnung. Sie hofften das von einer Stube, deren Dielen noch feucht waren von den Thränen einer verzweifelten Wittwe.

Stumm ſchlich dieſe die vier Treppen des Hinterhauſes herab. Keine Thüre öffnete ſich ihr, kein freundliches Geſicht bot ihr auch nur einen Gruß; es gibt keine theilnahmvolle Nachbarſchaft in einem Berliner Hinterhauſe.

An der Wohnung des Hausherrn im Vorderhauſe zog ſie ſchüchtern die Klingel. Das Hausmädchen öffnete ihr die Thüre und führte ſie in das Zimmer des Stadtrathes.

„Ich bin im Begriffe, die Wohnung zu verlaſſen, und kam, um Ihnen meinen Dank zu ſagen —“ begann ſie befangen.

„Aber, Frau Neumann, bringen Sie mich doch nicht mit Dankesbezeugungen in Verlegenheit,“ lautete die lächelnd gegebene Antwort. „Uebrigens trifft es ſich gut, daß ich Sie ſprechen kann. Ich erhielt heute eine etwas unklare Poſtkarte aus Magdeburg, aus der ich glaube herausleſen zu müſſen, daß Ihr Herr Schwiegervater mir heute einen Beſuch zugedacht hat. Dieſer Beſuch iſt mir ſchon deshalb etwas bedenklich, weil ich fürchte, daß Ihr Herr Schwiegervater auch Ihnen einen Beſuch zugedacht hat. Wer garantirt uns dafür, daß er nicht den Einfall bekommen ſollte, ſeinen Enkel ſehen zu wollen?“

„Wie ich den Vater meines Mannes kenne,“ ant-

wortete Frau Neumann, „steht dergleichen nicht zu befürchten."

„Darauf möchte ich mich nicht verlassen. Aber mag es auch kommen, wie es immer kommen will, heute und morgen dürfen Sie für Ihren Schwiegervater nicht zu sprechen sein."

„Ich werde mich weigern, ihn über meine Schwelle kommen zu lassen; hat er mich doch selber einst von der seinigen hinweggejagt."

„Ganz recht, so wollen wir es halten, Frau Neumann, und sorgen wir auch dafür, daß er niemals auf den Verdacht gerathen könnte, das Waisenkind, welches sein Herz gewonnen, könnte sein Enkel sein. Gelingt uns dieses, dann wird sich alles Uebrige von selber ergeben."

„Sie haben Recht, Herr Stadtrath, leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl, Frau Neumann."

Wenige Stunden später empfing Herr Formann den Freund mit gewohnter Herzlichkeit, nahm ihm selber Hut und Ueberzieher ab und führte ihn nach dem Sopha.

„Du hast keine Ahnung, wie herzlich mich Dein Besuch freut," sagte er. „Vor allen Dingen zünde Dir eine Cigarre an, und dann laß uns plaudern."

Der Fabrikant schien etwas nachdenklich und betreten zu sein.

„Weißt Du, Freund," bemerkte er endlich, „als ich die Hausnummer Deines palastartigen Grundstückes las, gerieth ich in große Aufregung."

„Du machst mich neugierig?"

Digitized by Google

„In dieſem Hauſe,“ verſetzte der Fabrikant in gepreßtem Tone, „muß mein Sohn geſtorben ſein.“

„Das iſt ganz unmöglich,“ verſetzte der Stadtrath raſch. „In dieſem Falle müßte ja die Wittwe noch im Hauſe ſein? — Oder ſollte ſie ſich unangemeldet hier aufhalten? Es wohnen mehr als vierzig Familien in meinem Anweſen, es wäre dies alſo immerhin möglich. Ich will ſofort nachforſchen laſſen, und Du ſollſt mich begleiten. Freund, Du ſollſt da ein Stück Berlin kennen lernen!“

„Du wirſt es begreiflich finden, daß ich auf dieſe Vermuthung kommen mußte, weil ich ja noch vor wenigen Tagen von der Perſon, die ſich meinen Sohn angeeignet hat, auf ihrer Zuſchrift die Adreſſe Deines Hauſes fand. Hier ſieh' Dir die Adreſſe dieſes Briefes an.“

Herr Neumann hatte einen Brief hervorgeholt, welcher von der Hand der Wittwe herrührte. Wer dieſe mit zitternder Hand niedergeſchriebenen Worte las, mußte ein Herz von Stein haben, wenn es nicht tief ergriffen werden ſollte. Als Nachſchrift des ungemein demüthigen Briefes war die Adreſſe angegeben: „Sophie Neumann, M.-Straße, Hof, 2 Treppen.“ Offenbar hatte ſich die Aermſte geſchämt, dem großen Fabrikherrn zu bekennen, daß ſein einziger Sohn und Erbe vier Treppen hoch unter dem Dache aus dem Leben geſchieden ſei.

„Es iſt gar kein Zweifel, daß ſich die Frau unangemeldet bei einer anderen Familie aufhalten muß. Ich will ſofort nachſehen, denn das dulde ich nicht und darf ich nicht dulden. Mein Freund, Du könnteſt mich begleiten und —“

Digitized by Google

Draußen wurde die Klingel gezogen und gleich darauf hörte man die Stimme Klemm's.

„Mein Portier. Nun wird sich die Sache aufklären lassen. Klemm!"

„Herr Stadtrath, ich komme schon."

Der Portier trat in die Stube, erkannte den Fabrikanten, wußte, daß es sich nun darum handle, klug zu sein, und verstand auch sofort den heimlichen Wink seines Herrn.

„Klemm, wer wohnt zwei Treppen hoch im Hinterhaus?"

„Gradezu wohnt Meiselmann, rechts wohnt Schulz und links Bendicke."

„Wohnt vielleicht eine Wittwe Neumann dort ein?"

„Davon weiß ich nichts."

„Ist ein junger Mann im Hause gestorben?"

„Nein, Herr Stadtrath. Den letzten Todten hatten wir vor drei Monaten; es war dies der alte Schneider Nelich."

„Dann sieh einmal auf der Stelle nach, ob sich im Hinterhause eine Wittwe Neumann mit ihrem Kinde aufhält und bringe mir sofort Nachricht, denn die Sache ist von Wichtigkeit."

Der Portier ging eilig aus dem Zimmer. Ueber diese Mittheilungen Klemm's schien der Fabrikant sehr verwundert zu sein.

„Welche Gründe," fragte er nun den Stadtrath, „konnte die Frau meines Sohnes gehabt haben, mir eine falsche Adresse anzugeben? Jedenfalls wirft diese Thatsache ein böses Licht auf ihren Charakter; ich habe sie

Digitized by Google

immer für eine Perſon gehalten, die vor keiner Unwahrheit zurückſchreckt, und ich befürchte auch, ſie wird mir und meiner Schweſter noch manche Sorge machen."

„Dieſe Befürchtung ſcheint mir allerdings ſehr begründet zu ſein. Aber deshalb haſt Du keine Urſache, unruhig zu werden, ſchließlich wirſt Du ſie doch bezwingen."

„Das iſt gerade der Hauptgrund, welcher mich hierher führt. Es iſt gar nicht zu beſchreiben, wie glücklich wir, ich und meine Schweſter, durch das Kind geworden ſind, welches Du uns zum Geſchenk gemacht haſt. Bei Gott, Du haſt uns gerade das zugeführt, was uns immer fehlte; nur fürchtet ſich meine Schweſter immer noch vor der amerikaniſchen Familie."

„Die junge Frau iſt in Dresden ſchwer erkrankt und wünſcht nun ſelber, daß das Kind bis auf Weiteres im Waiſenhauſe bleibe. Es iſt alſo gar nicht möglich, daß der Beſitz Dir ſtreitig gemacht werden könnte."

Neumann drückte ſeinem Freunde innig die Hand.

„Welch' einen vergnügten Abend uns der Kleine geſtern noch gemacht hat! Im Anfang verlangte er öfter nach ſeiner Mama, das thun übrigens alle Kinder, dann fand er in meiner Schweſter ſeine Mama; Du kannſt Dir kaum denken, wie glücklich ſie das macht. Sie hat es ſich aber auch ein Stück Geld koſten laſſen, damit es dem drolligen Jungen an nichts gebricht. Ich glaube, meine Schweſter wird ihn wie einen jungen Prinzen erziehen. Eine Wärterin kam noch geſtern in's Haus, dann eine koſtbare Kinderbettſtelle, ein Kinderwagen, Betten, Wäſche, kurz,

Digitized by Google

und gut, der Junge koſtet uns heute ſchon ein kleines Kapital. Aber das ſoll uns keinen Skrupel machen, die Freude, die er uns dafür bereitet, wiegt Alles auf! Aber gerade darum, weil uns das Kind ſo glücklich macht, quält mich die Sorge um die unliebſame Hinterlaſſenſchaft meines Sohnes um ſo mehr. Es kann uns nicht gleichgiltig ſein, daß eine Perſon in der Welt umher geht, die von ſich ſagen kann und es ſicherlich auch überall ſagen wird, daß ſie meine Schwiegertochter ſei."

„Das iſt richtig," pflichtete Herr Formann bei und war außerordentlich auf die weiteren Ausführungen ſeines Freundes geſpannt.

„Ich habe mich geſtern mit meiner Schweſter — wir ſaßen dabei vor der Wiege des Kleinen — bis tief in die Nacht über dieſen Punkt berathen, und wir ſind darüber einig geworden, daß es am beſten iſt, wenn wir uns mit ihr auseinander ſetzen, ſo zu ſagen von ihr und ihrem Kinde loskaufen. Ich bin überzeugt, daß Du mir auch in dieſer Frage Deinen Beiſtand nicht verſagen wirſt?"

„Gewiß nicht, Du kannſt in allen Dingen auf mich rechnen. Ich finde es auch gar nicht übel, daß Du Dich mit ihr einigen willſt, und würde mich freuen, wenn ich erfahren dürfte, wie das geſchehen ſoll?"

Der Fabrikant ſtieß nachſinnend die Aſche ſeiner Cigarre an der Querſtange des Aſchenbechers ab, blickte dann fragend zu dem Angeſichte des Freundes empor und ſagte: „Vielleicht ließe ſie ſich bewegen, mit ihrem Kinde nach Amerika auszuwandern?"

Digitized by Google

„Eine hilfloſe Wittwe ſollte man nicht nach Amerika ſchicken.“

„Ich werde ſie genügend mit Geldmitteln ausſtatten. Die Perſon iſt nicht ohne perſönliche Vorzüge, und ſo dürfte die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen ſein, daß ſie ſich in der neuen Welt wieder verheirathet. Meine Schweſter hält eine Heirath der Wittwe für die glücklichſte Löſung der unangenehmen Sache, und ich muß ihr darin vollſtändig beipflichten. Hat ſie einen anderen Mann, dann führt ſie, was uns beſonders angenehm wäre, nicht mehr unſeren Familiennamen.“

Der Stadtrath begann hier laut zu lachen.

„Mein beſter Freund,“ ſagte er dann und klopfte dem Fabrikanten auf die Schulter, „wenn Ihr — Du und Deine Schweſter — ſo empfindlicher Natur ſeid im Punkte des Familiennamens, dann muß ich befürchten, daß Euch der Umſtand Sorge macht, daß der allerliebſte Junge der jüngſte von neun Geſchwiſtern iſt, die Alle den Namen Neumann führen. Ich habe den alten Kanzleiſchreiber Neumann ſelber gekannt. Er war eine brave, ehrliche Haut und ſtarb in ſeinem fünfzigſten Jahre, nachdem ihm ſeine Frau kurz zuvor vorhergegangen war. Was doch manche Leute für ſeltſame Anſichten über Familiennamen haben! Und nun gar Du, mein alter Neumann! Schlage doch den Adreßkalender nach und Du wirſt allein in Berlin mehr denn hundert Neumanns vorfinden.“

„Aber ſo werde doch nicht ausfallend! Ich verſichere Dich, Du haſt mich total falſch verſtanden. Ich würde mich ja lächerlich machen, wenn ich mir einbilden wollte,

den Namen Neumann allein in Erbpacht zu haben; ich wollte damit nur ſagen, daß meine Schwiegertochter und ihr Kind durch eine Heirath einer anderen Familie angehören würden, und mithin alle Verbindungen zwiſchen mir und ihr ſo ziemlich gelöst ſeien. Indeſſen ich ſehe, Du biſt etwas verſtimmt, und das thut mir aufrichtig leid, wir wollen daher lieber den Gegenſtand fallen laſſen."

Die etwas laut gewordene Unterhaltung wurde durch den Eintritt des Portiers unterbrochen. Klemm berichtete, daß Frau Neumann nicht im Hauſe wohne, aber in Frau Bendicke eine Freundin beſitze, die ſchon Briefe für ſie in Empfang genommen habe.

„Sie verleugnete alſo mir die richtige Adreſſe meines Sohnes?"

„Das ſoll ihr nichts nützen," beruhigte ihn Herr Formann, „dieſe Adreſſe werden wir ſchon ausfindig machen. — Es iſt gut, Klemm, Du kannſt nun wieder gehen."

Der Portier verließ das Zimmer. Der Stadtrath ergriff die Hand ſeines Freundes.

„Du wirſt es mir kaum verübeln können, wenn ich mich nicht gerne um Angelegenheiten bekümmern möchte, von denen ich ſagen muß, daß es nicht meine eigenen Angelegenheiten ſind. Am Ende kommt doch noch einmal die Zeit, wo Du Deiner Schwiegertochter die Hand reichen wirſt, und dann würde ich für meine Bemühungen ſchlechten Dank ernten."

„Sei verſichert, dieſe Zeit kommt nie."

„Wir ſind Menſchen," verſetzte Herr Formann, „und können unmöglich wiſſen, welche Gefühle und Geſinnungen

nach zwanzig Jahren unſer Thun und Laſſen beſtimmen. Ich möchte Dir ſogar rathen, Deine Schwiegertochter ruhig ihre Straße ziehen zu laſſen. Kommt einmal die Zeit, wo ſie unliebſam und zudringlich gegen Dich wird, dann kannſt Du ja noch immer Stellung nehmen."

„Gewiß, gewiß! Doch laſſen wir ſie jetzt und kommen auf den Kleinen zurück. Meine Schweſter wünſcht nämlich, daß das Kind meinen Familiennamen trägt."

„Da kommt Euch ja der Zufall ganz brillant zu ſtatten."

„Ah, richtig, ich vergaß es ganz, der kleine Edmund iſt ja auch ein Neumann. Meine Schweſter wird ſich nun dabei beruhigen können."

„Jawohl, beruhigt Euch darüber, und jetzt komm zu Tiſche."

Einige Tage ſpäter ſaß der Stadtrath Formann in ſeinem Arbeitszimmer und grübelte darüber nach, ob es wohl ein Kapitalverbrechen ſein könnte, daß er im Drange der Geſchäfte den Geburtsſchein des kleinen Edmund Neumann mit dem eines anderen kleinen Neumann aus dem Waiſenhauſe verwechſelt habe? — Sein Freund, der Fabrikant, verlangte für ſeinen Zögling ein ſolches Papier, es ſchien ein Glück zu ſein, daß der Geburtsſchein eines anderen gleichalterigen kleinen Neumann zu erlangen war, denn ſonſt würde man ihm bei dem Anblicke von Edmund's wirklichem Geburtsſchein das Kind wohl ſofort zurückgeſchickt haben.

Solche Verwechſelungen können unter Umſtänden ſchwer-

wiegende Folgen nach sich ziehen. Um diesen vorzubeugen, verfaßte Herr Formann ein Protokoll, ließ dieses von Klemm als Zeugen unterzeichnen und bewahrte das Schriftstück sorgfältig in seinem Kassenschrank auf, wo er alle wichtigen Dokumente aufzubewahren pflegte.

„In welch' ein Lügengewebe ich mich da hinein geredet habe," sagte er zu sich selbst, „und wie ich immer weiter lügen muß, damit mir nicht das Dach dieses windigen Hauses über dem Kopfe zusammenfällt. Nun meinetwegen, schön ist der Streich doch — mein Freund erzieht seinen Enkel. Mögen sie einst dem alten Formann nachsagen, daß er, so gewissenhaft er auch sonst im Amte war, in dieser Sache bedenklich gehandelt habe, ich will es gerne tragen."

Klemm trat nun in das Gemach. Als Zeichen seiner Würde trug er heute einen Hausschlüssel in der Hand.

„Klemm, ich habe Dir was zu sagen."

„Herr Stadtrath?"

„Wegen der Neumann'schen Geschichte werden wir einst alle Beide gehenkt. Lache mich nicht aus, es ist mein bitterer Ernst. Du kommst vielleicht als Verführter besser weg, aber ich — sicherlich, ich muß baumeln."

„Fehlgeschossen, Herr Stadtrath, einen Lorbeerkranz wird man Ihnen einst auf's Haupt setzen und alle Welt wird sagen: Der Herr Stadtrath ist ein braver Mann!"

3.

Sechs Jahre sind seit den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen vergangen. Wir treffen Frau Neumann als Inhaberin eines Putzgeschäftes wieder.

Digitized by Google

Ihr Laden in der Friedrichſtraße wirkt wie ein Magnet auf die elegante Damenwelt, denn ſie bietet ihren zahlreichen Kundinnen ſtets das Feinſte und Preiswürdigſte.

Das kleine Kapital, welches ihr einſt durch den Stadtrath Formann ausgezahlt worden iſt, hat reiche Früchte getragen. Die arme Wittwe iſt eine geachtete Geſchäftsinhaberin geworden und es hat an Männern nicht gefehlt, die der alleinſtehenden Wittwe Herz und Hand zum ehelichen Bündniſſe entgegenbringen wollten.

Sie aber lehnte alle Anträge ab. Sie war von ihrem Gatten geliebt worden wie ſelten ein Weib, dieſe Liebe konnte ihr Niemand erſetzen; ſie lebte nur ſeinem Andenken und dem — ihres Sohnes.

Ihres Sohnes? Die Ladenfräule'n der Frau Neumann und wer immer der Wittwe ſeit Jahren nahe kam, hatten keine Ahnung, daß ſie einen Sohn habe. Wie ſchwer war es ihr nicht geworden, das einſt dem Stadtrath Formann gegebene Verſprechen zu halten! Wenn das Mutterherz zu ſtürmiſch nach ihrem Kinde verlangte, dann übergab ſie ihren Laden der Direktrice, kleidete ſich in einen weiten Regenmantel und fuhr heimlich hinüber nach Magdeburg.

An dem Zaune des kleinen geſchmackvollen Vorgartens ſtand ſie alsdann Stunden lang und wartete, bis ein munterer lockiger Knabe mit ſeinem Reifen und dem braunen Jagdhunde aus dem vornehmen Hauſe heraus kam, um ſich mit jugendlichem Ungeſtüm umherzutummeln.

Das war ihr Sohn, ihr Edmund! Welch' ein Bild

von Jugendfrische und Gesundheit. Was hätte sie darum gegeben, ihn an's Herz zu reißen, ihn küssen zu dürfen!

In solchen Augenblicken fragte sie sich, ob das Opfer nicht doch zu groß sei, das sie dem Glücke ihres Kindes bringe.

Als sie öfter und öfter an dem vergoldeten Gitter erschien, wurde der Knabe auf sie aufmerksam. So kam er einmal auf sie zugegangen, musterte sie eine Weile und fragte alsdann, warum sie immer an die Mauer herankomme, wenn er mit seinem Reifen spiele?

„Ich möchte Dich gern einmal küssen, mein süßer kleiner Junge."

Sie reichte bei diesen Worten die Hand durch's Gitter und blickte dem Kinde in die etwas erstaunt aufgeschlagenen Augen. Es war ihr dabei zu Muthe, als blicke ihr Gatte sie an. Ihre Hand zitterte, als der Kleine vertrauensvoll seine weiche Hand in die ihrige legte.

„Edmund, Edmund!" ertönte jetzt eine schrille Stimme und gleich darauf tauchte Fräulein Neumann, aus einem Laubgange hervortretend, vor den Augen der Wittwe auf.

Diese ließ die Hand des Knaben los, wandte sich hastig ab und ging davon.

„Mama," wandte sich nun der Knabe an Fräulein Neumann, „diese Frau wollte mich küssen."

„Unvorsichtiges Kind, in welche Angst Du mich versetzest," rief das Fräulein aus und nahm den Knaben zärtlich an der Hand, „Du darfst nicht wieder einer fremden Person die Hand reichen. Solche Frauen verbinden mit ihren Freundlichkeiten immer irgend welche Absichten,

Am Ende iſt es eine verkleidete Zigeunerin und will Dich Deiner guten Mama rauben."

„O, ich fürchte mich nicht," entgegnete Edmund entſchloſſen, „und dann iſt ja auch der Hektor da — und der wird mir ſchon beiſpringen."

„Dein Muth nützt Dich gar nichts einer Zigeunerin gegenüber! Doch komm mit mir in die Laube, ich will Dir eine Geſchichte von einem Zigeunerweibe erzählen, die einer Mama ihr Kind raubte."

Während Fräulein Neumann dem Knaben eine grauſige Geſchichte erzählte, um dieſen von der Nothwendigkeit zu überzeugen, ſich künftighin vor der geheimnißvollen Frau zu flüchten, irrte die Wittwe mit einem Herzen voll Weh und Schmerz dem Bahnhofe zu. Sie war tief verſchleiert, und Niemand ſah die Thränen, die unaufhaltſam ihr über die Wangen rollten.

Manches bekannte Geſicht, das in früheren ſchöneren Tagen ſich ihr freundlich zugewandt, kam an ihr vorüber und erkannte in ihr nicht das reizende Mädchen von ehedem, welches dadurch eine Berühmtheit der Stadt wurde, als der einzige Sohn des Fabrikanten Neumann ihr ſeine unwandelbare Liebe geſchenkt hatte. Ach, wie theuer hatte er dieſe Liebe bezahlen müſſen!

Mit ſolchen Erinnerungen und Betrachtungen beſchäftigt fuhr die Wittwe nach Berlin zurück.

Es ſollte ihre letzte heimliche Reiſe nach Magdeburg zu ihrem Sohne geweſen ſein. Als ſie eben den Bahnhof verlaſſen wollte, ſtand auf einmal, wie aus der Erde gezaubert, der Stadtrath Formann vor ihr.

Digitized by Google

Der edelmüthige Herr hatte ſich in den letzten ſechs Jahren nicht nur nicht verändert, er war nicht älter geworden, ſondern die Zeit ſchien eine verjüngende Kraft auf ihn ausüben zu wollen, er war rüſtiger denn je.

Die Wittwe glaubte nicht, daß er ſie in dem Regenmantel, unter dem dichten Schleier erkennen würde, und wollte an ihm vorübereilen. Doch ſie ſollte ſich täuſchen, Formann vertrat ihr den Weg.

„Sie waren in Magdeburg, Frau Neumann? Endlich komme ich dahinter. Ei, ei! Was machen Sie mir für Geſchichten! Wie leicht iſt das Glück Ihres Kindes untergraben. Ich habe mich zu Schritten entſchließen müſſen, um den Enkel in das Haus ſeines Großvaters bringen zu können, von denen ich wünſchen möchte, daß ſie nicht bekannt würden. Bedenken Sie doch, Frau Neumann, daß Sie auch mich bloßſtellen könnten!“

„Seien Sie nicht unbarmherzig, Herr Stadtrath, die Sehnſucht nach meinem Kinde hatte mich wieder einmal überwältigt; ich werde von jetzt ab ſtärker ſein und nie wieder gehen.“

Sie reichte ihm die Hand.

„Ich weiß längſt, was Ihnen fehlt,“ fuhr der Stadtrath freundlich fort, „und ich hätte Ihnen längſt einen Vorſchlag gemacht, wenn mich nicht immer der Gedanke geſtört hätte, daß Sie vielleicht ſich doch wieder entſchließen könnten, einem zweiten Manne Herz und Hand zu reichen.“

„Niemals, Herr Formann!“

„Bleiben Sie ganz ruhig, das habe ich nun auf-

gegeben." Er blickte ihr hier prüfend eine Weile in's Angeſicht und fuhr dann fort: „Sie ſind wohl jetzt nicht in der Faſſung, ein Lebensbild ſich anzuſehen, welches das Herz auf das Tiefſte erſchüttern muß?"

Die Wittwe verſtand ihn nicht.

„Kommen Sie, Sie ſind ſtark. Wer durch eine ſolche Schule gegangen iſt, verfällt nicht einer Ohnmacht bei dem Anblicke eines fremden herzerſchütternden Leides. Sie haben einſt ſchwere Stunden an ſich vorüberziehen ſehen, und nun will ich Ihnen den Beweis liefern, daß das nur ein alltägliches Geſchick war, welches damals über Sie kam."

Herr Formann nahm einen Wagen und fuhr mit der Wittwe davon. Vor einem palaſtartigen Gebäude ſtieg er mit Frau Neumann aus. Der Kutſcher erhielt die Ordre, auf die Rückkehr ſeiner Fahrgäſte zu warten.

Sie traten in ein prächtiges Treppenhaus. Werthvolle Läufer, von dicken Meſſingſtangen in den Winkeln der Stufen feſtgehalten, bedeckten die breiten Stiegen. Eleganz und Reichthum ſprach aus jedem Winkel dieſes fürſtlichen Hauſes.

Verwundert blieb die Wittwe auf der unterſten Stufe der Treppe ſtehen und blickte den Stadtrath an.

„Laſſen Sie es gut ſein, Frau Neumann, ich weiß ſchon, was Sie mich fragen wollen. Laſſen Sie ſich nicht durch dieſen Luxus blenden und nehmen Sie die Ueberzeugung hin, daß Sorge und Noth nicht nur in den Hinterhäuſern Einkehr hält. Vor Jahresfriſt hat ſich in dieſem Hauſe ein junges Paar, von London kommend, wie

man ſagte, ſein Neſt gebaut. Der junge Gatte war ein guter Pianiſt, das junge Weibchen eine rührende Schönheit. Die Mittel, die ſie mitgebracht, reichten gerade hin, die große Wohnung auszuſtatten und einige Zeit zu leben. Aber die großen Hoffnungen des Künſtlers verwirklichten ſich nicht. Vielleicht hatte er ſeine Talente überſchätzt. Er kam, um eine Berühmtheit der Weltſtadt zu werden, und — nun, das Ende vom Liede iſt gleich geſungen: droben in der Beletage liegt das Künſtlerpaar, Mann und Weib, von einem Tode umfangen, den ſie ſelbſt geſucht. Sie laſſen ein Kind, ein Mädchen von einem Vierteljahre zurück, eine Erbſchaft für das Waiſenhaus."

Frau Neumann begann laut zu ſchluchzen. Sie gedachte eines Abends, wo auch ſie ſchon Arm in Arm mit ihrem jungen Gatten vor einem ſolchen Tode ſtand.

„Ich kann ſie nicht liegen ſehen, nein, nein," wehrte ſie ab.

„Es iſt dies auch gar nicht nöthig, ängſtigen Sie ſich nicht," beſänftigte ſie der Stadtrath. „Laſſen Sie mich nur eine Frage an Sie ſtellen: Möchten Sie nicht das verwaiste Kind ſehen?"

Frau Neumann errieth jetzt die Abſichten ihres Gönners.

„O, von Herzen gerne!"

„Gut, ich glaube, wir verſtehen uns, und das iſt für jetzt die Hauptſache. Sie ſollen nicht nöthig haben, in das Trauerzimmer zu treten, erwarten Sie mich hier."

Er ſtieg die Treppe empor. Oben trat ihm ein Arzt entgegen.

Digitized by Google

„Es iſt gut, daß Sie kamen, Herr Stadtrath, für das Kindchen müßte ſo ſchnell wie möglich ein Unterkommen gefunden werden. Sie ſagten heute früh, daß Sie Rath wüßten.“

„Iſt Alles beſorgt, mein beſter Doktor, die zukünftige Mutter des Kindes iſt gefunden.“

Frau Neumann hörte dieſe Unterredung von unten mit an. Bald darauf kam der Stadtrath mit dem Arzt die Treppe herab. Letzterer trug in eine blauſeidene Steppdecke eingehüllt das verwaiste Kind.

Die Wittwe eilte auf ihn zu und nahm ihm das Kind vom Arme. Sanft ſchlug ſie nun die Decke zurück und blickte der elternloſen Kleinen in das liebliche Geſichtchen.

„Nun, Frau Neumann, wird die Kleine ſich Ihrer Gönnerſchaft erfreuen dürfen?“

„O, Sie wußten, was mir fehlt, Herr Stadtrath, und doch, mich quält der Gedanke, daß die Anverwandten des Kindes mir eines Tages meinen Liebling nehmen könnten.“

„Wenn eine ſolche Möglichkeit auch nicht ausgeſchloſſen iſt, ſo gehört ſie doch jenen fernliegenden Möglichkeiten an, mit denen man überhaupt nicht rechnen ſollte. Die Eltern waren Ausländer und kamen angeblich aus London. Aber wer ſagt uns denn, ob ſie überhaupt in England heimathberechtigt waren? Es ſind Zugvögel geweſen, die aus weiter Ferne kamen und ſicherlich einſt wieder dahin zurückgekehrt wären.“

Aehnlich äußerte ſich der Arzt, und Frau Neumann ließ alsbald alle Bedenken fallen und eilte mit dem Kinde nach der Kutſche hinaus. Ohne die Begleitung

Digitized by Google

des Stadtrathes fuhr sie nach ihrer Wohnung. Mit einem kleinen Kinde auf dem Arme kehrte sie von ihrer letzten Reise nach Magdeburg zurück.

Von diesem Tage an sollte der kleine Edmund die freundliche Frau, die ihn küssen wollte, nicht wieder sehen. —

Einige Tage später saß Edmund im Zimmer seines Pflegevaters und versuchte es umsonst, den Fabrikanten durch sein kindliches Geplauder in eine etwas heitere Stimmung zu versetzen.

Fräulein Neumann, die dem Bruder gegenüber saß und dann und wann dem lebhaften Knaben einen Ordnungsruf ertheilte, beobachtete mit steigender Unruhe das schwermüthige Insichversunkensein des Bruders.

Was mochte ihm fehlen? Er hörte kaum auf das kindliche Geplauder des Kleinen, sondern starrte stumm in dessen lebhafte, sprechende Augen. Was mochte für den harten unbeugsamen Mann in diesen Kinderaugen geschrieben stehen?

Fräulein Neumann, die ihn schon lange unruhig betrachtet hatte, erhob sich, nahm den Knaben an der Hand, führte ihn aus dem Zimmer und übergab ihn der Wärterin. Dann kam sie zurück und setzte sich ihrem Bruder gegenüber.

„Anton," begann sie, „mir will es scheinen, als ob Du nicht mehr der eiserne Charakter mit dem unbeugsamen Willen wärest, als welchen ich Dich immer bewundert und verehrt habe. Wie ich vor dem Gedanken zittere, daß eine Umwandlung in Deinem Innern sich

vorbereiten könnte und Du andere Anſichten über gewiſſe Dinge faſſen könnteſt!"

„Welche Dinge meinſt Du?"

„Ich fürchte, Du könnteſt eines Tages milder über die Wittwe Deines Sohnes urtheilen."

„Nein wahrlich, das wäre das Letzte, auf das ich verfallen würde! Dieſe Frau ſtahl mir meinen Sohn, die Freude meines Lebens, die Stütze meines Alters! Und über ſie ſollte ich jemals milder urtheilen können? Möge ſie mit ihrem Kinde dahin gehen, wo mein Sohn hingegangen iſt. — Und doch will mir es in letzter Zeit ſcheinen, als ob genoſſene Rache nicht glücklich machen könnte."

Fräulein Neumann erhob ſich vom Seſſel, trat auf den Bruder zu, legte ihre Hand auf ſeine Schulter und blickte ihm in's Angeſicht.

„Anton, täuſche ich mich, wenn ſich mir nachgerade die Ueberzeugung aufdrängen will, daß der Umgang mit unſerem kleinen Edmund Stimmungen und Gefühle in Dir wachruft, die nicht gut für Dich ſind? Mit einem Kinde wird man ſo leicht ſelber zum Kinde. Es wäre ein Unglück, wenn Du jetzt anfangen wollteſt, Dich mit Selbſtvorwürfen zu quälen. Was könnteſt Du Dir denn auch vorzuwerfen haben? Warſt Du nicht der Leidende dieſer Frau gegenüber, die ſich Deine Schwiegertochter nennt?"

„Ich war es, ja. Aber Du ſagteſt vorhin, daß der Umgang mit unſerem kleinen Edmund mich weicher ſtimme. Darin haſt Du vollkommen Recht. Der Augenaufſchlag eines Kindes, dem wir zugethan ſind, ſchmilzt nach und

nach wie ein milder Sonnenſtrahl das Eis unſeres Herzens. Du ſelbſt, Hedwig, haſt dieſe Erfahrung an Dir gemacht, ſonſt könnteſt Du dem Kleinen nicht ſo gut ſein.

„Aber das könnte Dich doch nicht ſo düſter ſtimmen. Ich fürchte, Du haſt ein Geheimniß, Anton. Du verbirgſt mir etwas. Hat Stadtrath Formann Dir Mittheilungen über Deine Schwiegertochter gemacht, die Dich beunruhigen?“

„Im Gegentheil, mein Freund Formann ſchrieb mir, er ſei überzeugt, daß ſie mit ihrem Kinde aus Berlin verſchwunden wäre. Vielleicht hat ſie unſeren Lieblingswunſch erfüllt und ging hinüber nach Amerika. Sie war hübſch und jung, und eine Wittwe mit einem Kinde kann in der neuen Welt immer noch ihr Glück machen. Du wirſt daher einſehen, Hedwig, daß wir keinen Grund haben, beſorgen zu müſſen, daß ſie uns unbequem würde. Was mir aber ſchon ſo manche ſchlafloſe Nacht in letzter Zeit bereitet hat, war ein Traum.“

„Wie kann man ſich durch einen Traum die Ruhe rauben laſſen!“

Das Angeſicht des Fabrikherrn klärte ſich für einen Augenblick auf, und er lächelte, wie man über eine eigene Schwäche lächelt.

„Jede Periode des Lebens hat ihre Eigenthümlichkeiten. Wenn wir uns dem Alter nähern, beſchäftigen wir uns mit dem Gaukelſpiel der Träume mehr wie in der Jugend. Mir träumte, mein Sohn und ſeine Frau ſeien zu mir gekommen. Sie ſahen leichenblaß aus. Auf einmal warfen ſie ſich mir zu Füßen.“

Digitized by Google

„Nun, ich bin überzeugt, Du biſt Dir auch in dieſem Traume treu geblieben, haſt keine Schwäche gezeigt und ihnen zugerufen: ‚Geht, Ihr habt es ſo gewollt!‘“

Der Fabrikant nickte mit dem Kopfe.

„Sie kamen, um ſich mit uns zu verſöhnen. Mein Sohn flehte mich an, ihm zu verzeihen, ſeine Frau hob flehend ihr kleines Kind zu mir empor, und das ſtreckte die Händchen nach mir aus.“

Dieſe Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf Fräulein Neumann.

„Und was ſagteſt Du?“

„Ihr habt es ſo gewollt —“

In dieſem Augenblicke ſchrie der kleine Edmund im Nebenzimmer laut auf. Er war auf einen Stuhl geklettert und mit dieſem auf den Teppich hingefallen.

Erſchrocken eilten Fräulein Neumann und ihr Bruder in's Nebenzimmer, und als ſie fanden, daß Edmund mit dem bloßen Schrecken davon gekommen war, drückten ſie einander ſtumm die Hände und blickten zum Himmel auf. Sie dankten Gott. Ob wohl da droben der Vater des Kindes dieſe Scene belauſcht hat?

4.

Edmund war zweiundzwanzig Jahre alt geworden. Dem Fabrikanten und ſeiner Schweſter vergingen dieſe Jahre wie eine Reihe glücklicher Frühlingstage.

Der kleine reizende Junge von damals war zum ſtattlichen jungen Manne herangereift. Dank ſeiner erfreulichen Charaktereigenſchaften hatte er ſich die Liebe ſeiner

Pflege-Eltern in vollem Maße zu erhalten gewußt. Edmund war der strebsamste junge Mann in dem Bureau des Fabrikbesitzers.

Das Geschwisterpaar — die Haare waren ihnen mit den Jahren schneeweiß geworden — betrachtete den Pflegesohn als die Säule, an die sie sich in ihren alten Tagen anlehnen und so ruhig ihren letzten Lebensstunden entgegensehen konnten. Der Gedanke, daß er nach seinem Ableben eine Kraft hinterlasse, die das fortsetze und vollende, was er unvollendet liegen lassen mußte, bereitete dem alten Herrn glücklichere Stunden, als er sie überhaupt, selbst in seinen jungen Tagen, erleben durfte.

Der Stadtrath Formann selber war es, der seinem alten Freunde die Idee nahe legte, die Erziehung seines vortrefflichen Pflegesohnes damit zu vollenden, daß er ihn einige Zeit in einem größeren Geschäfte Berlins unterbringe, wo ihm Gelegenheit geboten sei, jenen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen zu sammeln, ohne die in unseren Tagen ein Kaufmann im großen Style nicht bestehen kann.

„Ich habe Verbindungen genug, um Edmund vortheilhaft unterbringen zu können," schrieb Herr Formann, „aber dazu ist es vor allen Dingen nöthig, daß Dein Sohn nach Berlin übersiedelt und den Ort seiner Thätigkeit selber auswählt. Dadurch vermeiden wir, daß er in irgend ein Geschäft hineingerathen könnte, in welchem es ihm nachher nicht behagt. Ich habe bereits ein passendes möblirtes Zimmer in der Markgrafenstraße ausfindig gemacht. Schicke mir also Edmund zu und überlasse ihn ganz meiner Fürsorge."

Digitized by Google

Gern willigte Herr Neumann in den Wunſch des Freundes und reiste mit ſeinem Pflegeſohn nach Berlin.

Als Edmund, zum erſten Mal ſich ſelbſt überlaſſen, als freier Mann in ſeinem eleganten Zimmer auf und ab ging, befiel es ihn wie ein Rauſch. Ein Verlangen und Wollen, hinauszuſtürmen in das Menſchengewühl der Straße, mit dem Strome fortzuſchwimmen, einerlei wohin, kam über ihn.

Wer zu lange in den ängſtlichen beengenden Feſſeln allzugroßer elterlicher Fürſorge gelegen, über den werden, wenn er eines Tages den goldigen Glanz der Freiheit leuchten ſieht, ſolche berauſchenden Stunden kommen. Wohl ihm, wenn er in ſeinem eigenen Selbſt eine Säule hat, um die er den Arm ſchlingen und ſich feſthalten kann.

Er ging an dieſem Tage früh zu Bette, konnte aber vor Aufregung den Schlaf nicht finden. Der Straßenlärm der nahen Hauptverkehrsadern der Weltſtadt, der ſelbſt des Nachts nicht zur Ruhe kommt, regte ihn auf. Vor ſeinem geiſtigen Auge zogen die blendendſten Zukunftsbilder vorüber, und er war noch zu jung, um nicht ohne Bedenken die Süßigkeit dieſer Jugendilluſionen mit vollen Zügen genießen zu ſollen.

Er ſchlief erſt ein, als gegen Morgen die Straßenfegerkolonne, die mit ihren gleichmäßigen Beſenſtrichen das Aſphaltpflaſter der Markgrafenſtraße bearbeitet hatte, abgezogen war. Er ſchlief geſund bis gegen die achte Stunde, kleidete ſich an und ordnete ſeine Bücher.

In dieſer Beſchäftigung traf ihn ſeine Wirthin, eine äußerſt liebenswürdige Frau, welche ſich dem neuen

Miether in einer mit Stickereien verzierten Schürze und blüthenweißer Morgenhaube präsentirte.

„Guten Morgen, Herr Neumann," redete sie ihn mit großer Herzlichkeit von der Thüre aus, an der sie stehen geblieben, an, „wie haben Sie die erste Nacht in Berlin verbracht?"

Edmund erwiederte den Gruß und berichtete, daß er sehr gut geschlafen habe.

„Ich fürchtete schon, Sie würden in der ersten Nacht umsonst den Schlaf suchen. Man muß sich erst an die Berliner Luft, an das Berliner Leben gewöhnt haben, bis man sich eines ungestörten Schlafes erfreuen kann. Ich selbst habe das an mir erfahren. Ist Ihr Herr Papa, der Herr Kommerzienrath, noch gestern Abend nach Magdeburg zurückgefahren?"

„Wie leicht man doch in Berlin Kommerzienrath wird," dachte Edmund, und erwiederte der artigen Wirthin, daß der Papa in der That noch gestern zurückgereist sei.

„Ich erwarte indessen heute Vormittag den Besuch einer Dame, welche meine Wohnung und auch Sie, Frau Heiser, kennen lernen will," fügte er hinzu.

„Welch' eine Ehre! Nun gilt es, sich zu sputen, damit die Dame Alles in bester Ordnung findet. Sie werden dieselbe doch am Bahnhofe abholen? Lieschen könnte alsdann die freie Zeit benützen, um das Zimmer hier in Ordnung zu bringen."

„Nein, ich habe die Weisung erhalten, meinen Besuch hier zu erwarten. Das Mädchen soll sich indessen nicht geniren und ruhig seine Schuldigkeit thun."

Digitized by Google

„Lieschen genirt ſich nicht," antwortete Frau Heiſer, „aber es muß doch für Sie unangenehm ſein, Zeuge des Reinmachens zu werden. Wiſſen Sie was, Herr Neumann, nehmen Sie den Kaffee für heute in meiner guten Stube ein und ſehen Sie ſich dabei einmal meine Kupferſtiche an."

Edmund nahm alſo den Kaffee in der guten Stube ſeiner Wirthin ein, bewunderte dabei eine Mappe guter Stahlſtiche, während inzwiſchen die Wirthin mit ihrem Dienſtmädchen das Zimmer in Ordnung brachte.

Gegen elf Uhr kam Fräulein Neumann aus Magdeburg am Hauſe vorgefahren. Edmund empfing ſeine Tante — ſo nannte er ſie ſeit vielen Jahren — drunten auf dem Trottoir und geleitete ſie in's Haus. Hier wurde die Frau Kommerzienrath — billiger that es einmal Frau Heiſer nicht — von dieſer mit erdrückender Liebenswürdigkeit empfangen und in das neue Heim Edmund's geführt.

Fräulein Neumann war mit der Ausſtattung des möblirten Zimmers ſowie mit der Wirthin vollſtändig zufrieden und bat Letztere um eine Unterredung.

Frau Heiſer begleitete die Anverwandte ihres Miethers in ihre gute Stube und ſetzte auch ſie den Kupferſtichen gegenüber.

„Meine gute Frau Heiſer, ich habe meine ſpeziellen Gründe, wenn ich gewiſſe Beſorgniſſe um meinen Neffen hege. Er beſitzt Alles, was ihn in den Augen eines weiblichen Weſens beſonders begehrenswerth machen könnte; er iſt nicht ohne perſönliche Vorzüge —"

„Ich ſah niemals einen hübſcheren jungen Mann," verſicherte Frau Heiſer.

„Ich darf alſo vorausſetzen, daß Sie mich verſtehen. Ich möchte Sie ſo gerne als die Beſchützerin meines Neffen begrüßen. Ein heißblütiger junger Mann iſt leicht verführt, und mein Bruder hat gerade in dieſer Beziehung eine recht ſchmerzliche Erfahrung machen müſſen. Ich bitte Sie herzlich, von dem jungen Manne Alles fern zu halten, was ihn ſtören und beunruhigen könnte."

„Gewiß, Frau Kommerzienrath, und ich werde ſehr ſtreng ſein, wenn ich weiß, daß mich die Anverwandten des jungen Herrn in meinem Beſtreben unterſtützen; ohne dieſe Unterſtützung jedoch dürften meine Bemühungen fruchtlos ſein."

„Daran laſſen wir es niemals fehlen und was unſere Dankbarkeit für Ihre Bemühungen anbetrifft, Frau Heiſer, ſo kann ich Ihnen verſichern, daß wir uns immer und in jeder Beziehung erkenntlich zeigen werden. Nun geſtatten Sie mir die Frage: Wohnen Familien mit erwachſenen Töchtern im Hauſe?"

„Welch' eine Frage!" dachte Frau Heiſer, „als ob es möglich wäre, in Berlin ein Haus zu finden, in dem keine heirathsfähigen Töchter ſind."

„Gott bewahre," antwortete ſie dann laut, „mir wenigſtens iſt keine derartige Familie bekannt. Neben dem jungen Herrn wohnt der Doktor Meier, ein älterer Herr, welcher eine Zeitung herausgibt, und eine Treppe höher ſeit kurzer Zeit Herr Windiſchmann, ein alter, ehrwürdiger Herr, der weiter nichts thut, als den ganzen Tag lange Pfeife rauchen. Drei Treppen hoch befindet ſich das Atelier eines Malers, und unten Parterre wohnt ein

großer Metallwaarenfabrikant. — Ja richtig, das hätte ich beinah vergeſſen, unter uns lebt eine Wittwe, die einen großen Putzladen in der Friedrichſtraße beſitzt. Daß ſie Familie hat, glaube ich kaum, werde mich aber erkundigen."

„Thun Sie das, Frau Heiſer, und ſchreiben Sie mir ſofort. Ich intereſſire mich für Alles, was meinen Neffen angeht. Ich betrachte Sie von dieſer Stunde an als meine Freundin und bin überzeugt, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen werden."

Beide Damen reichten ſich die Hände. Fräulein Neumann trank bei der freundlichen Wirthin eine Taſſe Chokolade und unternahm alsdann an dem Arme ihres Neffen eine Promenade durch die Leipzigerſtraße.

Fräulein Neumann hatte die Abſicht, bei dieſer Gelegenheit einige Einkäufe von Bändern und Spitzen zu beſorgen. Es gab indeſſen auf dieſer Promenade ſo Vieles zu ſehen und zu bewundern, daß ſie, wie dies ja in der Regel zu gehen pflegt, darüber das Wichtigſte vergaß und ſich erſt dann wieder an ihre Einkäufe erinnerte, als ſie bereits auf dem Bahnhof auf den Zug wartete, mit dem ſie nach Magdeburg zurückfahren wollte.

„Ich habe meine Einkäufe ganz vergeſſen, lieber Edmund. Wie ſchade, daß Du mich nicht erinnerteſt."

„Ich hatte ja keine Ahnung."

„Es war mir, als ob ich davon geſprochen hätte. Nun, das läßt ſich jetzt nicht mehr ändern, ich darf den Zug nicht verſäumen. Gib mir Dein Notizbuch, ich will Dir meinen Bedarf notiren. Es kann Dir bei einiger

Aufmerksamkeit nicht schwer halten, das Richtige auszuwählen. Aber ich bitte Dich, nur ein Putzgeschäft ersten Ranges zu besuchen."

Edmund reichte der Tante sein Notizbuch und diese beschrieb ein Blatt Papier, riß dieses aus dem Buche heraus und reichte es ihrem Neffen hin.

„Jede Verkäuferin wird Dir sofort auf diese Notizen hin das Gewünschte aushändigen."

„Schön, Tante, ich werde sofort Deinen Auftrag ausführen."

Edmund nahm Abschied von seiner besorgten Tante und begab sich nach der Friedrichstraße, um den Auftrag sofort auszuführen.

Nahe der Leipzigerstraße fand er endlich einen Putzladen, mit besonders imponirenden Schaufenstern. Das Geschäft machte einen durchaus reichen und ebenso soliden Eindruck. Die Ausstellungen von Spitzen, Bändern und Hüten waren in beiden Schaufenstern mit Geschick und Geschmack angeordnet.

Auf den riesigen Scheiben des Schaufensters glänzte in Goldbuchstaben die Firma „Frau F. Neumann, Wittwe".

Kurz entschlossen trat Edmund in den Laden ein.

Ein bärtiger Portier in brauner Livree hatte ihm die Thüre geöffnet und bot ihm nun einen gepolsterten Stuhl an. Etwas befangen setzte er sich nieder und bewunderte die großartig ausgestatteten Räume dieses Ladens.

Man beobachtete ihn kaum. Eine Anzahl Damen stand vor den Ladentischen und unterhielt sich flüsternd mit den Verkäuferinnen. Man bewunderte Hüte, Spitzen

Digitized by Google

und ähnliche Dinge. Die Käuferinnen mußten offenbar den höchſten Ständen angehören, denn aus der geflüſterten Unterhaltung klang hie und da ein ehrerbietiges Frau Fürſtin oder Frau Gräfin hervor.

In nächſter Nachbarſchaft Edmund's, nahe an der Thüre, befand ſich ein geſchmackvoller Glaspavillon, welcher die Aufſchrift „Kaſſe" trug. Eine ältere Dame ſaß hier und beſchäftigte ſich damit, Goldſtücke zu zählen.

Endlich waren die Damen bedient.

„Mein Herr, mit was kann ich Ihnen dienen?" wurde nun Edmund von einer jungen Dame angeredet.

Edmund erhob ſich, trat an den Ladentiſch, nahm die von der Tante erhaltenen Notizen hervor und machte ſeine Beſtellung. Mit einer wunderbaren Fixigkeit wurde das Gewünſchte hervorgeſucht, abgemeſſen und in Seidenpapier eingeſchlagen. Nun bekam Edmund ein kleines Blättchen Roſapapier in die Hand, auf welches die Zahl 80 niedergeſchrieben wurde, und mit einem liebenswürdigen, verbindlichen Lächeln fand ſich Edmund alsbald mit dem kleinen Zettel an den Zahlpavillon adreſſirt.

Wer kann es einem jungen Manne zum Vorwurf machen wollen, daß er von ſeidenen Spitzen und Bändern weniger Kenntniſſe hat, als von ruſſiſchen Cigaretten? Edmund war überzeugt, daß das zierliche Packetchen, welches eine Taube forttragen konnte, höchſtens einen Werth von achtzig Pfennigen in ſich berge. Er zog daher ſeine Börſe und legte neben dem Roſablättchen mit ſeiner verhängnißvollen Zahl 80 einen Thaler auf die Zahlplatte.

Erstaunt blickte die Dame im Pavillon zu ihm auf.

„Es sind achtzig Mark gemeint, mein Herr.“

Edmund bekam einen Schrecken. Er hatte kaum dreißig Mark in der Börse. Eine große Verlegenheit ergriff ihn und einen Augenblick hindurch stand er rathlos da; dann faßte er sich, legte seine ganze Baarschaft auf die Zahlplatte, das kostbare Packetchen daneben und flüsterte der Dame im Pavillon zu: „Ich habe diese Einkäufe im Auftrage meiner Tante ausgeführt, und vergaß dabei, mich zu erkundigen, welchen Preis ich dafür zu zahlen haben könnte. Entschuldigen Sie mich nur zehn Minuten, ich kehre sofort mit dem Betrage zurück.“

Wie mit Blut übergossen stürmte er aus dem Laden hinaus.

Die untere Hälfte des Ladens war mit einer Teppichportière abgeschlossen. Zwischen den etwas zurückgenommenen Falten der Portière stand eine ältere Dame, die mit seltsamem Interesse den verlegenen jungen Mann an der Kasse beobachtet hatte.

Sie trat in den Laden.

„Was brachte den jungen Mann so sehr in Verlegenheit?“ fragte sie, an die Kasse herantretend.

„Das Geld dieses Herrn reichte zur Begleichung der Rechnung von achtzig Mark nicht hin, Frau Neumann; er wird wiederkommen.“

„Wie kommt ein so junger Mann dazu, echte Spitzen zu kaufen?“

„Ich glaube, er kaufte sie im Auftrage seiner Tante.“

Voll Ungeduld wartete Frau Neumann auf die Rück-

kehr des jungen Mannes. Ihr ſonſt ſo gemeſſenes ruhiges Benehmen war wie umgewandelt. Unruhig ging ſie im Laden auf und ab.

Endlich kehrte er zurück Er war erhitzt, als habe er im Sturmſchritt einen Stunden langen Weg zurückgelegt.

„Ich hatte mich in den Straßen verirrt," entſchuldigte er ſich, „und es hat mir viele Mühe gekoſtet, den Laden wieder zu finden."

Edmund lieferte bei dieſen Worten einen Hundertmarkſchein an die Kaſſirerin ab.

Frau Neumann war inzwiſchen an die Seite des jungen Mannes getreten.

„Sie ſind noch fremd in Berlin?"

Edmund wandte ſich zu der Frageſtellerin um und blickte ihr in's bleiche, erregte Angeſicht — Mutter und Sohn ſtanden einander gegenüber.

„Ich bin erſt ſeit geſtern hier und wohne Markgrafenſtraße, bei Frau Heiſer."

Der Ton ſeiner Stimme durchzitterte ihre Seele wie Muſik. Sie ſtand vor ihrem Sohne, ſie wußte es ja von Herrn Formann, daß er dort wohnen werde. Hatte der alte Herr doch mit Abſicht den jungen Mann in ihrem Hauſe einquartiert.

Ein beinah mädchenhaftes Erröthen färbte ihre ſonſt ſo blaſſen Wangen, ſie blickte ihm tief, tief in die Augen, als wolle ſie alle Geheimniſſe ſeines Herzens ergründen. Es wandelte ſie die Luſt an, ihn an der Hand zu faſſen, mit ihm zu plaudern, fort und immer fort.

Das Benehmen der Prinzipalin machte Senſation

unter den Ladenmädchen. Frau Neumann bemerkte das Aufsehen, welches sie erregte, noch zu rechter Zeit und zwang ihr armes, aufjauchzendes Herz zur Ruhe.

Auch Edmund glaubte diese ungemein freundliche Dame schon irgendwo einmal gesehen zu haben. Aber er dachte eher an alles Andere als daran, daß es jene Frau sein könnte, die an dem Gitter des Gartens so oft gestanden, um ihm zuzusehen, wie er sich auf dem Rasen tummelte.

Frau Neumann suchte nach einem Vorwande, ihn im Laden wenigstens noch ein paar Minuten festhalten zu können. Oder wenn sie ein Mittel fände, ihn zu nöthigen, daß er wieder komme, jeden Tag, immer.

„Mama," rief jetzt eine glockenreine Stimme, und gleich darauf schlug eine kleine rosige Hand die Falten der Portière zurück und ein junges, etwa siebenzehnjähriges Mädchen trat in den Laden.

Voll Verwunderung blickte Edmund zu der jungen Dame hinüber, die mit einem bestrickenden Lächeln bald zu der Mama, bald zu dem interessanten jungen Manne aufsah. Es lag etwas Süßes in der bescheidenen kindlichen Manier, in der sie ihre Verwunderung zum Ausdruck brachte.

„Monsieur Malterre hat wieder entsetzlich viel wirres Zeug in seinem Geschäftsbriefe aus Paris geschrieben. Es ist mir kaum noch möglich, seine Briefe klar zu übersetzen. Er empfiehlt eine Chenillestickerei, soviel ich herauslesen kann. Der Zusatz aber ist mir unverständlich. Will er damit irgend eine Neuheit erläutern, oder hat er

wieder etwas ganz Anderes gemeint, als in ſeinem Briefe zu leſen ſteht?“

Frau Neumann trat unwillkürlich einen Schritt zur Seite und ſah ſich die beiden jungen, blühenden Menſchen an. Es zuckte dabei etwas in ihrem Herzen, und als ſie jetzt dem ſtattlichen jungen Manne in's Auge ſah, das plötzliche Erröthen ihrer Pflegetochter bemerkte, fand ſie, daß das Mittel gefunden ſei, ihren Sohn, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, an ſich zu feſſeln.

„Du thuſt mir leid, mein Kind,“ antwortete Frau Neumann, „gerade an dieſem Schreiben war mir beſonders viel gelegen. Ich möchte die Chenille-Neuheiten beſtellen.“ Sie lächelte hier ungemein freundlich Edmund an. „Vielleicht wird uns dieſer Herr einen guten Rath geben können?“

Edmund verbeugte ſich.

„Ich würde mich glücklich ſchätzen, Ihnen mit meinem Wiſſen gefällig ſein zu können.“

In den Augen der jungen Dame funkelte es. „Ich werde den Brief holen.“

„Vielleicht werden Sie hier im Laden zu oft geſtört,“ verſetzte Frau Neumann, „darf ich Sie bitten, mit uns in's Bureau zu kommen?“

Ehe es ſich Edmund verſah, befand er ſich hinter der Portière in dem denkbar eleganteſten Bureau von der Welt. Die kleinen Pulte waren mit Schnitzereien verſehen. Die Arbeitsſtühle trugen rothſeidene Polſter. Vorn am Fenſter ſaß eine ältere Dame und arbeitete eifrig an einem Contobuch. Sie blickte nicht auf, als die Prinzi-

palin mit ihrer Tochter und dem fremden jungen Herrn in's Bureau trat.

Einige Augenblicke später saß die junge Dame vor einem der zierlichen Pulte über das Schreiben des Pariser Geschäftsfreundes gebeugt und bemühte sich, für Edmund die fragwürdigen Punkte des Schreibens festzustellen.

Dieser beugte sich über die Lehne des Sessels hinüber und versuchte es, dem reizenden Wesen über die Schulter hinweg in den Brief zu sehen. Etwas seitwärts stand Frau Neumann, die Hand auf's Herz gepreßt, eine Thräne im Auge, und blickte bald das liebliche Mädchen, bald ihren Sohn an.

Endlich war das Schreiben des Herrn Malterre entziffert, und Edmund empfing herzlichen Dank von Frau Neumann und ihrer reizenden Tochter. Dann verließ er das traute Bureau, in dem er hätte ewig arbeiten mögen, und verabschiedete sich im Laden von der so außerordentlich liebenswürdigen Frau Neumann.

In seiner Wohnung angekommen, warf er sich mit seinem Päckchen Spitzen auf's Sopha und dachte über das soeben erlebte Abenteuer nach.

„Die Tage in Berlin fangen gut an," lachte er vor sich hin, und dachte seltsamer Weise in diesem Augenblicke mehr an Frau Neumann, als an ihre Tochter.

Wie dankbar er der Tante für den Auftrag war, den sie ihm ertheilt hatte, und wie sehr wünschte er, daß sie ihm von nun ab recht viele ähnliche Aufträge ertheilen möge!

Frau Neumann hatte bei dem Abschied ganz klar den Wunsch ausgesprochen, ihn recht bald wieder zu sehen;

Digitized by Google

aber eine ſolche Einladung pflegen geſchäftskundige Damen an jeden Kunden ergehen zu laſſen. Er hielt es für ganz unmöglich, ohne Vorwand oder ohne irgend etwas einkaufen zu müſſen, den Laden wieder zu betreten.

Edmund ſchrieb nun einen langen Brief an ſeine Tante und bat ſie zum Schluſſe, falls ſie mit dem beifolgenden Einkauf von Spitzen und Bändern zufrieden ſei, ihm bald wieder neue Aufträge — wenn möglich umgehend — zu ertheilen, er werde dieſe mit wahrer Freude ſofort ausführen. Dieſen Brief ſchloß er dem Päckchen bei, adreſſirte es und übergab es dem Dienſtmädchen ſeiner Wirthin, damit ſie es auf die Poſt befördere. Dann verließ er ſein Zimmer, begab ſich nach der Friedrichſtraße und machte eine ganze Stunde hindurch der hübſchen Tochter der Ladenbeſitzerin Fenſterpromenaden.

5.

Der Stadtrath Formann war heute in der beſten Laune von der Welt. Vergnügt ging er in ſeinem Zimmer auf und ab und rieb ſich die Hände. Hätte Klemm ſeinen Herrn hier jetzt einherwandeln ſehen, dann würde er ſicherlich in ſich hinein gemurmelt haben, daß heute 'mal wieder dem alten Herrn etwas Glückliches über den Weg gelaufen ſein müſſe.

Und ſo verhielt es ſich auch. Als Edmund geſtern kaum den Laden der Frau Neumann in der Friedrichſtraße verlaſſen hatte, eilte die Ladenbeſitzerin ſofort zu ihrem edlen Beſchützer, um ihm zu berichten, daß ſie ihrem Sohne bereits gegenüber geſtanden habe.

Der Alte ergriff die Hand der Wittwe und ſchüttelte ſie.

„Um ſo beſſer. Eine ſchöne Sache macht ſich doch faſt immer von ſelbſt, vorausgeſetzt, daß man ſie zuvor geſchickt in Fluß gebracht hat. Man ſoll nichts halb thun, das iſt mein Wahlſpruch, und mein alter Freund Neumann ſoll in kurzer Zeit etwas erleben, das er ſich nicht träumen läßt.“

„Herr Stadtrath, ich möchte meinen Sohn öfter ſehen. Könnte nicht irgend ein Vorwand gefunden werden, unter deſſen Schutze er bei mir aus und ein gehen könnte?“

„Werde Rath zu ſchaffen wiſſen, aber bedenken Sie, daß Sie eine reizende Pflegetochter haben.“

„Er ſah ſie ſchon,“ flüſterte die Wittwe, und erzählte Herrn Formann von Edmund's Thätigkeit als Ueberſetzer.

„Sie wären natürlich nicht abgeneigt, Frau Neumann, dieſem angenehmen jungen Manne die Hand Ihres Pflegekindes anzuvertrauen,“ forſchte Herr Formann lachend.

„Nein, wahrlich nicht! Der Himmel ſelbſt nur kann ihn mir ſo zugeführt haben.“

„Ja, ja, wenn Ihr Weiber nur Heirathen ſtiften könnt, damit ſeid Ihr gleich bei der Hand! Nun, wir werden ja ſehen, was daraus wird.“

Herr Stadtrath Formann beſuchte mit Edmund in den nächſten Tagen einige bedeutende Firmen und ſie kamen dabei auch durch die Friedrichſtraße. Als Beide vor dem imponirenden Laden der Wittwe Neumann ſtanden, wollte es Edmund erſcheinen, als ob der alte Herr ihn abſichtlich hierher geführt habe. Einen Augenblick hin-

durch lebte er ſogar der Befürchtung, daß der Herr Stadtrath mit ihm eintreten könnte, was ihm, es war ihm ſelber nicht klar weshalb, fatal geweſen wäre. Indeſſen dachte Herr Formann nicht daran.

„Hier alſo haben Sie neulich Ihre Einkäufe gemacht?“ begann er nun und blieb mit Edmund vor einem der Schaufenſter ſtehen, „vielleicht haben Sie auch Gelegenheit gehabt, die Beſitzerin des Geſchäftes zu ſehen?“

„Ich habe dieſe Dame kennen gelernt.“

„Das freut mich von ganzem Herzen. Aber ich möchte Ihnen auch die Geſchichte dieſer hochachtbaren Dame deshalb erzählen, weil das ein ſchlagender Beweis dafür iſt, daß in unſerer Zeit nicht nur dem ſtrebſamen Manne Gelegenheit geboten iſt, ſich empor zu ringen, ſondern daß auch eine ſchwache, hilflos in der Welt daſtehende Frau durch Fleiß und Ausdauer ſich auf eine glänzende Stufe in der Geſchäftswelt emporarbeiten kann.“

Herr Formann ließ den Arm des jungen Mannes los und ergriff dafür mit Wärme deſſen Hand.

„Es wäre zu wünſchen,“ fuhr er fort, „daß Sie dieſe Dame ſcharf in's Auge gefaßt hätten, damit Sie dieſes Angeſicht niemals vergeſſen. Vor vielen Jahren lebte dieſe Dame in einer kleinen Wohnung vier Treppen hoch in einem Hinterhauſe. Sie ſind kein Berliner und werden ſich daher kaum eine Vorſtellung machen können, was das zu beſagen hat. In dieſem elenden Quartier ſtarb ihr der Mann hinweg, und ſie ſtand allein mit ihrem Kinde in der Welt. Sie beſaß kaum ſo viel Mittel, um den Gatten beerdigen laſſen zu können.“

„Das ist ja ganz entsetzlich!“ rief der junge Mann aus.

„Aus dieser Lage rang sich die Wittwe empor bis zu jener Stellung, in der sie heute vor Ihnen steht. Sie begann ihre Laufbahn als gering bezahlte Arbeiterin für ein Putzgeschäft. Ich möchte die Nächte nicht zählen, die sie einsam und angestrengt arbeitend hinter ihrer Lampe verbracht. Sie hat mit allen Widerwärtigkeiten gekämpft, die über eine verlassene Wittwe kommen können, und sie alle besiegt! Ja, sie war tapferer als hundert Männer. Und wie weit hat sie es nicht gebracht! Fürstinnen besuchen ihr Geschäft, sie genießt die volle Hochachtung der höchsten Gesellschaftskreise.“

Jetzt hätte Edmund den Laden wieder betreten mögen, nur um nochmals die Frau zu bewundern, von welcher der alte Herr mit wahrer Begeisterung sprach. Aber Herr Formann war ermüdet. Er winkte eine Droschke heran, stieg mit seinem jungen Freunde ein und fuhr nach seiner Wohnung zurück.

Eine passende Stelle war für Edmund am heutigen Tage nicht gefunden worden, aber Herr Formann tröstete diesen beim Abschiede mit der Zuversicht, daß sie in den nächsten Tagen sicher das gewünschte Ziel erreichen würden.

Auf dem Wege nach seiner Wohnung dachte Edmund fortwährend über Frau Neumann nach. Wie er diese Frau bewunderte! Er empfand auf einmal ein tiefes Verlangen, sie zu sehen, und machte zu diesem Zwecke einen weiten Umweg, um nochmals am Laden in der Friedrichstraße vorüber zu kommen, mit der stillen Hoff-

Digitized by Google

nung, ſie zu Geſicht zu bekommen. Dieſe Hoffnung erfüllte ſich indeß nicht.

Dagegen fand er am anderen Morgen auf dem Tablet, auf welchem ihm Frau Heiſer den Kaffee zu ſerviren pflegte, ein Billet des Stadtraths Formann. Der alte Herr erklärte ihm darin zu ſeinem großen Erſtaunen, daß er um elf Uhr in der Privatwohnung der Wittwe Neumann ſein werde, und fügte den Wunſch hinzu, daß Edmund ihn dort beſuchen möge.

Nichts konnte Edmund willkommener ſein, als dieſe Einladung. In dem Schreiben war die Adreſſe der Ladenbeſitzerin mit beſonderer Sorgfalt angegeben. Er ſah daraus zu ſeiner Verwunderung, daß Frau Neumann mit ihrer reizenden Tochter im gleichen Hauſe — eine Treppe unter ihm — in der Beletage wohne. Das kleine Schildchen an der Klingel hatte er dort wiederholt geleſen, ſich aber in keiner Weiſe etwas dabei gedacht.

Nun aber ſtürmten tauſend Fragen auf ihn ein. Es war gar nicht anders denkbar, als daß der Stadtrath ein näheres Intereſſe an Frau Neumann haben müſſe. Das Loblied, welches er geſtern dieſer Dame ſang, erſchien ihm nun in einer etwas anderen Beleuchtung. Vielleicht gehörte der alte Herr zu den Anverwandten der Geſchäftsinhaberin.

Mit Ungeduld erwartete er die elfte Vormittagsſtunde. Endlich rückte dieſe heran. Edmund hatte mit beſonderer Sorgfalt Toilette gemacht. Nicht ohne Herzklopfen zog er, in die Beletage herabgekommen, die Klingel.

Ein Dienſtmädchen öffnete ihm die Thüre und ge-

leitete ihn nach einem elegant ausgestatteten Empfangszimmer. Dort traf er den Stadtrath Formann an und reichte ihm die Hand.

„Wir haben," begann Herr Formann, „gestern umsonst nach einer passenden Stellung gesucht. Die großen Bureaux taugen nicht so ganz für Sie. Nun hat sich so zu sagen über Nacht für Sie ein ganz vorzüglich passender Posten gefunden. Ich erzählte Ihnen gestern von Frau Neumann?"

Edmund versicherte dem alten Herrn, daß er sich die halbe Nacht mit der Geschichte dieser Dame beschäftigt habe.

„Ich erfuhr nun gestern, daß diese," setzte der Stadtrath seine Ausführungen fort, „einen tüchtigen jungen Mann für ihr Geschäft engagiren möchte. Da hätten wir so ganz das gefunden, was wir vorläufig nur immer wünschen können, vorausgesetzt, daß Sie Lust haben, den Posten anzunehmen. Ich selbst könnte Ihnen dazu nur mit gutem Gewissen rathen, denn Frau Neumann ist die beste und dankbarste Prinzipalin von der Welt."

Mit sichtbarer Freude erklärte sich Edmund bereit, den Posten anzunehmen. Was konnte ihm auch erwünschter sein? Die beglückende Aussicht, Seite an Seite mit Helene die ja bereits begonnene Thätigkeit fortzusetzen, hatte etwas Berauschendes für ihn.

„Erklären Sie der Dame," erwiederte Edmund in der Freude seines Herzens, „daß ich meine ganze Kraft einsetzen werde, um jedes Vertrauen, das man mir entgegen bringt, voll und ganz zu rechtfertigen."

Digitized by Google

Mit der Hilfe Edmund's erhob ſich der alte Herr, welcher heute etwas angegriffen zu ſein ſchien, und trat mit dieſem in ein anſtoßendes Gemach. Dort empfing Frau Neumann und ihre Tochter Helene die Eintretenden.

„Es freut mich von ganzem Herzen," redete der Stadtrath die Dame des Hauſes an, „Ihnen hier für die vakante Stelle einen ganz beſonders tüchtigen jungen Mann empfehlen zu können — Herr Edmund Neumann aus Magdeburg."

„Das iſt reizend! Ich habe mir ſchon große Sorgen gemacht, Herr Edmund Neumann iſt uns indeſſen nicht mehr fremd."

„Gewiß nicht, Herr Stadtrath," rief Helene, „Herr Neumann war bereits ſo liebenswürdig, mir in einer recht ſchwierigen Aufgabe beizuſtehen."

„Er wird es auch fernerhin thun," verſicherte der Angeredete, und dabei leuchtete die helle Freude aus ſeinen Augen.

Die jungen Leute ſahen ſich an und errötheten. Frau Neumann engagirte nun den jungen Mann in aller Form und ſprach zum Schluſſe den Wunſch aus, daß dieſer ſofort ſeine Thätigkeit beginnen möge.

Mit Vergnügen erklärte ſich Edmund dazu bereit. Er wollte ſich ſofort nach der Stätte ſeines zukünftigen Wirkens in der Friedrichſtraße verfügen, wurde aber mit einer liebenswürdigen Einladung, am Frühſtück theilzunehmen, für's Erſte zurückgehalten.

Das Eſſen wurde aufgetragen und man ſetzte ſich am Tiſche nieder. Helene ſaß neben Edmund. Mit reizender

Digitized by Google

Befangenheit reichte sie ihm die Schüssel, und Frau Neumann sowie der Stadtrath beobachteten sie heimlich und tauschten verständnißinnige Blicke.

Nach dem Frühstück verabschiedete sich Edmund, um sich nach dem Bureau in der Friedrichstraße zu begeben. Einige Zeit später folgte ihm Helene dahin nach, um neben Edmund den gewohnten Platz einzunehmen.

Nun saßen sich Herr Formann und die Wittwe allein gegenüber.

„Welch' eine Unruhe mich bei dem Gedanken ergreift, daß am Ende doch noch der Vater meines armen Mannes den schönen Traum vernichten könnte. Wenn er doch nur jetzt sich mit mir versöhnen wollte!" sagte Letztere.

„Seien Sie versichert, daß er nicht mehr der Alte ist. Die Jahre haben ihm und seiner Schwester manche nützliche Lehren beigebracht. Wenn ich seine jüngsten Briefe richtig verstanden habe, so scheint sich etwas in seiner Brust zu regen, was uns bei unserem Werke nur förderlich sein kann. Wenn man mit den Jahren immer näher dem offenen Grabe zuschreitet, treten so manche Fragen an uns heran, die wir nun ganz anders beantworten, als damals, wo uns das Blut heiß durch die Adern rann. Verlassen Sie sich darauf, das hübsche Stück, welches ich da gedichtet habe, bringe ich zu einem befriedigenden Ende."

Die Wittwe drückte ihrem Gönner innig die Hand.

„Ich habe vorläufig das erreicht, wonach mein Herz sich ganz besonders sehnte. Mein Sohn geht bei mir ein und aus. Ich will, getreu den Wünschen meines

Digitized by Google

Mannes, Alles verſuchen, ſeine Anverwandten zu verſöhnen; gelingt es mir nicht, dann bin ich aber auch entſchloſſen, meinen Sohn nicht wieder von mir ziehen zu laſſen. Ich habe genug errungen, um es Edmund leicht zu machen, auf jenes Vermögen nöthigenfalls zu verzichten, das ihm von Rechtswegen zukommen müßte. Ich kann nun mein Herz nicht mehr bezwingen, Herr Stadtrath, ich will meinen Sohn zurück haben."

„Und Sie ſollen ihn haben, bald wird die liebende Mutterhand wieder für den Sohn ſorgen dürfen. Ich fand geſtern Abend in meiner Wohnung eine Poſtkarte Ihres Schwiegervaters vor, in welcher er mir die Mittheilung macht, daß er im Laufe des heutigen Tages bei mir eintreffen werde, um eine Stelle für Edmund ſuchen zu helfen."

Frau Neumann wurde unruhig.

„Welch' eine Scene wird es geben, wenn er Edmund bei mir findet, welch' einen Sturm wird das in ſeiner Bruſt hervorrufen! Ich bedaure den alten Herrn, denn er war niemals glücklich in ſeinem Leben."

„Vielleicht gelingt es uns, ihn jetzt glücklich zu machen. Ich bin entſchloſſen, meinen Freund heute noch ſeiner Schwiegertochter und ſeinem Enkel gegenüber zu ſtellen. Eine ſolche Stunde muß einmal kommen, je eher ſie kommt, um ſo beſſer für alle Theile. Ich hoffe Sie heute Nachmittag in Ihrem Geſchäfte zu treffen."

„Ich werde gewiß da ſein, Herr Stadtrath."

„Gut denn, auf Wiederſehen im Laden; alles Uebrige überlaſſen Sie getroſt mir."

Er verabschiedete sich von Frau Neumann und fuhr nach Hause.

Dort angekommen, öffnete Klemm selbst den Wagenschlag und geleitete seinen Herrn mit ungeheuer wichtigem Gesichte in's Haus. Man sah es dem braven Alten schon von ferne an, daß er eine Neuigkeit von großer Bedeutung mitzutheilen habe.

„Was gibt es, Klemm?" fragte der Stadtrath.

„Wenn man lang lebt, Herr Stadtrath, erlebt man viel," antwortete der Portier beinahe salbungsvoll.

„Das bezweifelt kein Mensch, Klemm."

„Herr Neumann aus Magdeburg ist schon eine geschlagene Stunde auf Ihrem Zimmer. Er hat wieder sehr abgenommen, mir will es scheinen, als ob er jeden Tag ein ganzes Jahr älter würde."

Als Herr Formann auf sein Zimmer kam, trat ihm der Fabrikant, auf seinen Stock gestützt, entgegen. Klemm hatte Recht, der Mann sah heute sehr leidend aus.

„Nun, altes Haus, Du wirst doch nicht unwohl sein?" fragte der Stadtrath besorgt und reichte ihm die Hand.

„Das kommt vielleicht daher," antwortete dieser und ließ sich seufzend in einen Sessel nieder, „daß ich in letzter Zeit viel von Träumen gequält werde, die mich hart mitnehmen. Seitdem Edmund von mir weg ist, fehlt mir die Nachtruhe."

„Dummes Zeug, Alter, wer gibt etwas auf Träume!"

„Das verstehst Du nicht. Vielleicht hast Du keine Ursache, irgend etwas im Leben zu bereuen. Dann kannst

Du von Glück ſagen; ich aber habe meinen Sohn zu Grunde gehen laſſen. Wenn ich des Nachts die Augen ſchließe, ſteht er vor mir und ſcheint mich anzuklagen. Das iſt hart.“

„Du bereuſt alſo jetzt Deine Härte?“

„Offen geſtanden, ja. Dazu kommt, daß ich die Dinge nun ganz anders anſehe, als damals, und deshalb mit meiner Schweſter ſelbſt in Unfrieden lebe. Nimm mir es nicht übel, alter Freund, aber ich muß Dir das Geſtändniß machen, daß ich in den letzten Tagen ſo manches Mal gewünſcht habe, Du wäreſt damals nicht mit dem kleinen Waiſenkinde zu mir gekommen.“

„Wie, was?“

„Verſtehe mich nicht falſch, alter Freund. Du haſt uns damals einen Troſt in's Haus gebracht, wofür wir Dir immer dankbar ſein werden; aber die Bitterkeiten kommen hinten nach. Ich kann mich auf einmal nicht darüber hinaus ſetzen, daß Edmund, ſo ſehr er auch immer mein Stolz und meine Freude war, am Ende doch nur ein fremder Menſch iſt. Bande des Blutes verknüpfen uns nicht mit einander. Werde nicht ungehalten, ich will Dir einmal meinen Gemüthszuſtand ſchildern, und das kann mir nur allein Erleichterung gewähren.“

„Gut, ſetze Deine Klagen nur fort, ich höre Dich gerne an.“

„Hätteſt Du mir damals den Jungen nicht in's Haus gebracht, dann würden ſich vielleicht doch Mittel und Wege gefunden haben, mich meiner Schwiegertochter zu

nähern; sie besitzt mein Enkelkind. Lieber Freund, sei mir nicht böse, wenn ich Dir heute sage, daß Deine Lehren von damals sich nicht bewährt haben. Edmund ist ein achtbarer, edler junger Mann, aber es ist nicht mein Sohn — nicht mein Enkel. Ach, alter Freund, man muß einen solchen Traum gehabt haben, wie sie mich jede Nacht ängstigen, um begreifen zu können, was ich damit sagen will. Du weißt nicht, was in dem Gesichte meines verstorbenen Sohnes zu lesen ist, wenn er in diesen Träumen vor mir steht. Hätte ich mich doch wenigstens seines Weibes und seines Kindes angenommen!"

Er ließ das Haupt auf die Brust sinken und saß eine Weile regungslos da, wie ein an Geist und Leib gebrochener Mann.

Wie ganz anders sah es im Herzen und im Gemüthe des Stadtrathes aus. Freudig erregt ging er im Zimmer auf und ab und nahm eine Prise nach der anderen. Ja, das war das richtige Fahrwasser, auf das er gewartet hatte. Nun konnte er sein Stück zu einem gedeihlichen Ende führen.

Nach einer Weile blieb er vor dem verzweifelnden Freunde sinnend stehen und sagte dann: „Die Vorwürfe, die Du mir da machst, könnten mich schwer treffen, wenn ich mir nicht das Zeugniß geben dürfte, daß ich es damals gut gemeint habe. Was würdest Du mir wohl geantwortet haben, wenn ich Dir die Zumuthung gestellt hätte, anstatt des Waisenkindes Dein Enkelkind in's Haus zu nehmen?"

Der Angeredete seufzte.

Digitized by Google

„Du konnteſt das damals nicht thun; und doch, wie dankbar wäre ich Dir geweſen, wenn Du es dennoch gethan hätteſt. O wie blind ich war — wie vom Haſſe verblendet!“

„Und jetzt iſt Dein Haß verflogen?“

„Ich würde meine Schwiegertochter auf der Stelle aufſuchen, wenn ich nur wüßte, daß ſie mir verzeihen könnte. O, wo mögen ſie die Wogen des Lebens hin geſchleudert haben.“

„Das weiß ich ganz genau, Du alter Sünder,“ platzte jetzt Herr Formann heraus. „Du kannſt ruhig ſein, ſie iſt nicht untergegangen; ich kenne ſie und ihren Sohn.“

„Ihren Sohn?“ rief der Fabrikant mit bebender Stimme aus, „der Sohn meines Sohnes! Formann, ſei barmherzig mit mir, Du ſiehſt, wie ich leide, mir zittern alle Glieder! Täuſcheſt Du Dich auch nicht? Es wäre mir ſchrecklich, wenn Du Dich geirrt hätteſt. Bedenke, es gibt Tauſende von Perſonen, die dieſen Namen führen!“

„Ich irre mich nicht; darüber kannſt Du Dich beruhigen. Es kommt ganz auf Dich an, heute noch Deinen Enkel an die Bruſt zu ſchließen. Aber was ſoll aus Edmund werden,“ ſetzte er dann mit einem verſchmitzten Lächeln hinzu, „ich muß doch nicht befürchten, daß Du mir den Waiſenknaben jetzt wieder zurückgibſt?“

Der Fabrikant hatte ſich erhoben und hielt ſich an der Lehne des Seſſels feſt.

„Wo denkſt Du hin? Es würde mir wahrlich ſchwer werden, mich von Edmund zu trennen, und es wäre ja auch ein Unrecht. Ich werde für ſeine Zukunft ſorgen,

es soll ihm an nichts fehlen. Er ist tüchtig genug, um seine Carrière zu machen. Auch einen Theil meines Vermögens wird er erben. Freilich — der größte Theil gehört meinem Enkel!"

„Das ist hübsch gesprochen, altes Haus, so gefällst Du mir wieder. Wie schade, daß Du nicht schon vor zwanzig Jahren die gleichen Grundsätze hattest. Indessen, und das mag Dir ein Trost sein, es ist immer noch nicht zu spät."

Stumm drückte der Fabrikant dem Freunde die Hand.

„Wenn Du übrigens einwilligst, so ist die Carrière für Edmund fertig. Der Junge hat wirklich Glück. Ich habe ihn in ein brillantes Geschäft gebracht, und kaum ist er recht im Hause, so hat sich, wenn ich mich nicht gewaltig täusche, auch schon die einzige Tochter, ein wunderhübsches Mädchen, in ihn verliebt. Ich denke nun, Du läßt ihn heirathen und bist aller Sorgen für seine Zukunft ledig?"

„Gewiß, wenn Du mir die Parthie empfiehlst."

„Mit gutem Gewissen, Alter. Und was dabei das Beste ist, er braucht keinen Pfennig Vermögen; seine Schwiegermutter nimmt ihn, wie er ist. Diese Dame sieht nicht auf Vermögen bei der Wahl ihres Tochtermannes, sondern auf dessen Tüchtigkeit."

„Dann findet sie in Edmund was sie sucht. Doch jetzt laß uns ihn aufsuchen."

Klemm mußte einen Wagen holen. Er half den beiden alten Herren einsteigen und sagte dem Kutscher selbst, wohin die Reise gehe: natürlich nach der Friedrichstraße.

Der Fabrikant saß schweigend und in sich gekehrt im

Wagen. Dafür ging es aber um so lebhafter in seinem Inneren zu. Mit einem seltsamen Vergnügen malte er sich die düstere Spelunke aus, in der er seine Schwiegertochter und seinen Enkel zu finden wähnte.

Alle Noth wird jetzt für sie ein Ende haben. Mit vollen Händen wird er sein Geld über sie streuen und immer bestrebt sein, das wieder gut zu machen, was er an ihnen gesündigt hat.

Da hielt jetzt der Wagen still. Erstaunt blickte Herr Neumann durch die Fenster des geschlossenen Wagens in die Friedrichstraße hinein.

„Wohnt hier meine Schwiegertochter?"

„Aussteigen, alter Freund, und selbst sehen, das ist die Hauptsache!"

Der Portier des Neumann'schen Ladens öffnete selbst den Wagen und half den beiden Herren beim Aussteigen. Der Stadtrath nahm den Freund dann am Arme und führte ihn in den Laden.

„Wo aber, um des Himmels willen, führst Du mich denn hin?"

„Hast Du denn schon wieder vergessen, was wir vereinbart haben? In diesem Geschäfte befindet sich Edmund."

Die Ladenfräulein hatten die beiden Herren, welche sie offenbar für Käufer hielten, einige Augenblicke mit ihren Fragen umschwärmt, zogen sich aber, als Frau Neumann ihnen von ihrem Platze hinter der Portière einen Wink ertheilte, sofort zurück.

Beinah feierlich schritten die beiden Alten auf den

trennenden Vorhang zu. Der Stadtrath ſchob die Portière zurück und führte ſeinen alten Freund in das kleine Bureau. Welch' ein Anblick bot ſich ihm hier.

Vor einem Pulte ſtand Edmund. Ihm gegenüber Helene und an deren Seite hochaufgerichtet — die Wittwe Neumann.

Dem Fabrikanten entfuhr ein Ruf des Erſtaunens. Dann ſchien ihn die Scene zu überwältigen. Raſch ſchob ihm Herr Formann einen Stuhl hin, auf welchen er niederſank.

„O mein Gott, welch' ein Wiederſehen!" kam es zitternd von ſeinen Lippen.

Mit zitternder Hand fuhr er ſich über die Stirne und verſuchte umſonſt, ſich aufzurichten.

Frau Neumann trat auf den alten Herrn zu und ergriff ſeine Hand.

„Herr Neumann," ſagte ſie, ſichtbar bewegt, „als ich meinem Gatten die Augen ſchließen mußte, gab ich das feierliche Verſprechen, Alles zu verſuchen, Sie wieder zu verſöhnen. Es iſt mir bisher nicht gelungen. Sollte nicht jetzt die Stunde gekommen ſein, wo Sie die dargereichte Hand der Frau nicht zurückweiſen, die Ihr einziger Sohn ſo unſagbar geliebt hat?"

Krampfhaft nahm er die dargereichte Hand und drückte ſie. Immer wieder verſuchte er zu ſprechen, doch kein Wort entrang ſich ſeiner Kehle.

Beſorgt legte Frau Neumann den Arm um ſeine Schultern.

Endlich fand er Worte. „Die Stunde der Verſöhnung

iſt nun gekommen, meine — Tochter. Sie kam ſpät, aber ſie kam. Nichts ſoll uns mehr trennen. Vergeſſen ſei Alles, was hinter uns liegt. Wir ſind nur ſchwache Menſchen. Verzeihe meine Härte. Wo iſt mein Enkel?“

Da konnte ſich die Wittwe nicht länger halten. Mit ausgebreiteten Armen eilte ſie auf Edmund zu und ſchloß ihn an das Herz.

„Verzeihen Sie mir, Herr Stadtrath,“ jubelte ſie, „ich kann mein verlangendes Herz nicht länger bezwingen. Laſſen Sie es mich in alle Welt hinausſchreien: hier iſt Edmund, mein Sohn!“

„Edmund — Ihr Sohn?“ rief der Fabrikant außer ſich vor Erſtaunen und blickte ſeltſam erregt zu ſeinem Freunde empor.

Jetzt pflanzte ſich der Stadtrath vor ſeinem Freunde auf und ſchickte ſich an, dieſem eine ernſte Anſprache zu halten.

„Ich verſtehe Deine Fragen, Alter, und werde natürlich nicht die Antwort ſchuldig bleiben. Als Du mir heute die bitteren Vorwürfe machteſt, trat mir ſo recht Deine damalige Verfaſſung vor die Augen. Es war nicht Zufall, daß ich Dich damals aufſuchte, ſondern ich kam, nachdem ich erfahren, daß der junge Mann, welcher ſo früh in meinem Hauſe ſtarb, Dein Sohn war, um Dich zu erſuchen, Dich der hilflos in der Welt ſtehenden Wittwe und ihres Kindes anzunehmen. Ich brachte den kleinen Jungen gleich mit, mußte aber einſehen, daß Du ſelbſt den alten Freund mit ſeinem Anliegen abweiſen würdeſt. Nachdem ich Deine Herzensmeinung gehört, verfiel ich auf

die Idee, Dir den eigenen Enkel als Waisenkind in's Haus zu geben."

„Formann, Formann, Du haſt groß und edel gehandelt! Welche Centnerlaſt nimmſt Du mir vom Herzen!"

„Dafür kann ich nicht. Indeſſen laß Dir nur ruhig Deinen Enkel zuführen; es iſt Dein Blut, was in ſeinen Adern rollt."

Edmund machte ſich ſanft aus der Umarmung ſeiner Mutter los und kniete vor dem überglücklichen Großvater nieder.

Frau Neumann trat mit dem Stadtrath etwas zur Seite.

„Nun, Frau Neumann, habe ich nicht mein Stück gut durchgeführt?"

„Sie ſind der edelſte und beſte Mann, den ich je geſehen!" rief die Wittwe unter Thränen aus.

Nach einer Weile trat Edmund an die Seite der Mutter. Er ſah plötzlich ganz blaß aus, ergriff zitternd ihre Hand und flüſterte ihr zu: „Helene iſt alſo meine Schweſter, Mama?"

Die Mutter verſtand den Sohn, ſie wußte in ſeinem Herzen zu leſen. Mit einer beinahe kindlichen Geberde legte ſie ihren Mund an ſein Ohr und flüſterte ihm zu: „Helene iſt mein Pflegekind, aber ich werde ſie dann mit Freuden meine Tochter nennen dürfen, wenn Du ihr Herz gewonnen haſt; und wahrlich, Edmund, ſie iſt es werth!"

Sie eilte auf das reizende Mädchen zu und küßte ſie zärtlich auf Stirne und Wangen.

* * *

Digitized by Google

Der Stadtrath Formann sollte noch die Freude erleben, sehen zu dürfen, wie sein schönes Stück — wie er zu sagen beliebte — mit einer Hochzeit abschloß.

Unmittelbar nachdem es gelungen war, auch Fräulein Neumann mit der nun so glücklichen Wittwe zu versöhnen, kam es zwischen Helene und Edmund zur Erklärung. Die Liebenden hatten keine Hindernisse zu überwinden, wie sie so mancher Liebe bereitet werden. Viele Hände waren bereit, ihnen den Weg in den Glückshafen der Ehe zu ebnen.

Am Hochzeitstage schmückte das junge Paar die Stirne des greisen Stadtrathes mit einem mächtigen Lorbeerkranz. Und wahrlich, der merkwürdige Poet hatte diesen Kranz verdient: sein Stück war gut!

Frau Neumann verkaufte später ihr Geschäft in Berlin und siedelte nach Magdeburg über, um da ganz ihren Kindern zu leben.

Digitized by Google

Ein arabischer Weltreisender.

Charakterbild aus dem 14. Jahrhundert.

Von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Einer der unermüdlichsten Reisenden, die je gelebt haben, ist ein Araber, gewöhnlich Ibn-Batuta genannt, mit seinem vollständigen Namen Abu Abdallah Muhamed Ibn Abdallah El Lawati, geboren 1302 zu Tanger in Marokko. Die ungeheure Summe von Meilen, die derselbe auf dreißigjährigen Reisen (1324 bis 1354) zurückgelegt hat, ist wohl kaum von einem anderen Reisenden erreicht, geschweige übertroffen worden. Dabei ist zu bedenken, mit welch' unvollkommenen Verkehrsmitteln die damalige Zeit noch zu kämpfen hatte, wie Alles zu Fuß, oder im Sattel, selten zu Schiff oder zu Wagen (und dann auf was für rohen, unbequemen Fahrzeugen!) unternommen werden mußte.

Ibn-Batuta würde auch kaum die kolossalen Länderstrecken haben durchmessen können, wenn er nicht nach der Sitte seiner Zeit und seines Landes als arabischer Gelehrter aller Orten die möglichste Unterstützung genossen hätte. Es galt damals als eine religiöse Pflicht, Reisenden Zehr-

gelder und sonstige Beihilfe zu gewähren, und namentlich die Anhänger Mohammed's befolgten dies gewissenhaft, da es im Koran ausdrücklich vorgeschrieben ist. So reiste Ibn-Batuta von Ort zu Ort, von Land zu Land und fand beinahe überall, soweit es zu haben war, ein gastfreundliches Dach, erhielt auch beim Abschied meistens noch einen Zehrpfennig.

Was er aber auf diesen Reisen Alles erlebte und beobachtete, das bietet des Interessanten so viel, daß es wohl der Mühe lohnt, das Wesentlichste davon einmal an uns vorüberziehen zu lassen.

Ibn-Batuta hatte sich dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet und verließ zuerst seine Heimath im Jahre 1324 zum Zwecke einer Wallfahrt nach Mekka. Nachdem er von da aus Syrien, Persien und Mesopotamien durchwandert, begab er sich südwärts bis Ormuz, wo er sich nach Zanzibar an der Ostküste Afrika's einschiffte. Nach der Rückkehr reiste er durch Kleinasien, durch die Reiche der Osmanen, nach Sinope am schwarzen Meer und nach der Krim, die damals unter genuesischer Herrschaft in höchster Blüthe stand. Und weiter, immer weiter ging die Wanderung — doch sehen wir einmal zu, was er selbst von diesen Reisen zu erzählen weiß.

Charakteristisch für die Sitte der Zeit und des Landes ist das, was unser Gewährsmann von den Turkmenen berichtet. In allen Städten derselben fand er sogenannte Brüderschaften junger Leute, welche sich die Bewirthung der Fremden und die Beschaffung ihrer sonstigen Bedürfnisse zur Aufgabe gemacht hatten. Alle Leute, welche

dasselbe Geschäft betreiben, thaten sich in dieser Weise zusammen. (Wir haben also hier die ersten Anfänge der in späterer Zeit über ganz Europa verbreiteten und für die Wanderjahre der Handwerksgesellen so wichtigen Gewerksherbergen.) Zu seinem nicht geringen Schrecken sah sich Ibn-Batuta in der Nähe einer Stadt von einer Menge solcher Leute umringt, welche seinem Pferde in die Zügel fielen, bis einer, welcher arabisch sprach, ihm bemerklich machte, daß sie sich um die Ehre stritten, ihn zu bewirthen, denn sie gehörten Alle zu der Brüderschaft der jungen Leute. Da sie nicht einig werden konnten, so loosten sie um ihn, und schließlich wurde unser Reisender nebst seinem Gefährten von dem, welchen das Loos getroffen hatte, unter großem Jubel heimgeführt.

Zu Kastamuni am schwarzen Meere schiffte sich Ibn-Batuta ein, um die Krim zu besuchen. Die Steppe von Kiptschak schildert er als einen sehr fruchtbaren, mit Grün bedeckten Landstrich, wo man aber weder Berge, noch Hügel, noch Bäume sehe. Man durchreiste sie gewöhnlich auf einem eigenthümlich gebauten Wagen, Ariba genannt, und brauchte dazu nicht weniger als sechs Monate. Ibn-Batuta miethete sich einen solchen Wagen, um sich nach El-Kafa zu begeben, und war, als er dort ankam, nicht wenig erstaunt, „eine ganze Stadt mit Moscheen und Häusern vor sich herwandern zu sehen.“ Der Beherrscher derselben empfing ihn sehr wohlwollend und schenkte ihm einen Hammel, ein Pferd und einen ledernen Beutel mit Kumiß (Stutenmilch), dem Lieblingstranke der Tataren.

In einem der nächsten Winter finden wir ihn bei

furchtbar strenger Kälte in Astrachan an der Wolga. Um diese Zeit rüstete sich eine der Frauen des Tatarenfürsten, die Tochter des Kaisers Takfur (Andronikus II.) von Konstantinopel, zu einem Besuche ihres Vaters. Ibn-Batuta, bei Hofe eingeführt, bat um die Erlaubniß, die Fürstin begleiten zu dürfen, und erhielt sie. Kaiser Takfur's Tochter, welche den Namen Bailun führte, reiste mit einem Gefolge von fünftausend Soldaten, worunter an fünfhundert Reiter waren. Sobald sie sich Konstantinopel näherte, kamen ihr Eltern und Geschwister, der Hof und fast die ganze Bevölkerung festlich geschmückt, mit Trommelschlag und Freudengeschrei entgegen, und dabei entstand ein solches Gedränge, daß Ibn-Batuta in ernstliche Gefahr gerieth, erdrückt zu werden. Vier Tage später wurde Letzterer dem Kaiser vorgestellt, jedoch nicht eher, als bis man ihn am Thore des Palastes gründlich vom Kopf bis zu den Füßen durchsucht und sich überzeugt hatte, daß er keine Waffen bei sich trage, eine Förmlichkeit, der sich Einheimische wie Fremde, wenn sie vor den Thron wollten, unterwerfen mußten. Im Uebrigen wurde Ibn-Batuta sehr huldvoll vom Kaiser empfangen und beim Abschied mit dem Ehrenkleid und einem vollständig aufgezäumten Pferde beschenkt.

Von hier nach Astrachan zurückgekehrt, verließ unser Reisender bald nachher die Tatarei und zog durch eine große Wüste ohne Gras und Wasser nach Khowaresm, der Hauptstadt des gleichnamigen Landes zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee. Hier fand er den sonderbaren Gebrauch, daß der Imam (Vorbeter) in

Gegenwart der ganzen Gemeinde Diejenigen durchpeitſchte, welche verſäumt hatten, dem letzten Gottesdienſte beizuwohnen, zu welchem Zwecke in jeder Moſchee eine Peitſche hing. Hier ſchien es Ibn-Batuta auch ſonſt etwas unheimlich, und er machte ſich bald wieder davon.

Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen durch die Landſchaft Sind (Vorderindien) und nach kurzem Aufenthalte in deren Hauptorte Multan, eilte Ibn-Batuta nach Delhi, einer der ſchönſten und größten Städte Indiens, die er aber faſt menſchenleer fand, da die Einwohner wegen der unerhörten Grauſamkeiten ihres Beherrſchers Muhamed, eines Türken, die Flucht ergriffen hatten. Nichtsdeſtoweniger beſchloß unſer Gewährsmann, der ſchon an ſo vielen Höfen Aufnahme gefunden, auch dem gefürchteten Wütherich ſeine Aufwartung zu machen, und ſiehe da! er verſtand es, demſelben ſo zu imponiren, daß dieſer ihn mit dem Ehrenkleide ſchmückte und ſogar zum Richter in Delhi ernannte.

Das Einkommen Ibn-Batuta's bei dieſem Amte war nicht unbedeutend, da er aber dem Hofe überall hin folgen mußte, ſo reichte er doch nicht aus, und er gerieth in Schulden. Mehr aber noch als durch dieſe kam er durch einen anderen Zwiſchenfall in eine ſehr kritiſche Lage. Einer der höchſten Hofbeamten fiel in Ungnade, und Alle, die mit ihm Umgang gepflogen hatten, wurden in den Prozeß gegen ihn verwickelt. Darunter auch Ibn-Batuta. Er, der ſelbſt Recht geſprochen und über Leben und Tod entſchieden hatte, wurde nun vor Gericht geſtellt und mußte vier Tage lang über ſein Schickſal im Ungewiſſen

schweben. Für unsern Reisenden, der schon so viele Greuelthaten hatte mit ansehen müssen und der genau wußte, mit welchem Vergnügen dieser Muhamed die Verurtheilten durch Wurfmaschinen zerschmettern, oder durch Elephanten, an deren Füße man Messer befestigte, zertreten ließ, eine gar peinliche Situation.

Indeß — das Schicksal war ihm günstig, er wurde freigesprochen, während alle Uebrigen eines schrecklichen Todes starben. Aber seine Richterwürde war ihm nun gründlich verleidet, er legte das Amt nieder, verschenkte seine ganze Habe den Fakiren (mohammedanischen Bettelmönchen) und trat in ihren Orden ein. Der Tyrann aber vermißte den „weisen Mann", ließ ihn aufsuchen und zu sich bringen und sprach zu ihm: „Ich weiß, daß Du gern in unbekannte Gegenden reisest, darum sollst Du mein Gesandter sein und zu dem Kaiser von China gehen." Das kam dem Fakir, der nur in der ersten Aufwallung der Welt entsagt hatte, sehr erwünscht, und mit Geld und allem Nöthigen auf's Reichlichste ausgestattet, machte er sich alsbald auf den Weg. Er hatte jedoch eine Menge kostbarer Geschenke mitzunehmen, zu deren Sicherheit ihn bis zum Einschiffungsplatze zweitausend Reiter begleiten mußten. Indische Räuber ließen sich jedoch dadurch keineswegs abschrecken. Sie griffen den Zug an und wurden zwar zurückgeschlagen, allein im Gewirre des Kampfes gelang es ihnen, Ibn-Batuta gefangen zu nehmen. Sie schleppten ihn mit fort, plünderten ihn vollständig aus und ließen ihn dann in völlig hilfloser Lage laufen. Sieben Tage irrte er in einem großen

Digitized by Google

Walde umher und fristete kümmerlich von Früchten und Kräutern sein Leben. Endlich fand ihn ein armer Mann halb verschmachtet und trug ihn, da er nicht mehr die Kraft zu gehen hatte, auf dem Rücken davon. Später lud man ihn dann auf einen Wagen. Unterwegs fiel Batuta in völlige Bewußtlosigkeit, und als er wieder zu sich kam, befand er sich an der Pforte des Palastes zu Delhi.

Sein Gebieter ließ ihn nun auf's Neue mit allen Bedürfnissen versehen und schickte ihn nach kurzer Rast wieder auf die Reise. Er erreichte jetzt glücklich den Hafen von Calicut, wo er sich nach China einschiffen sollte. Allein ehe noch der zur Abfahrt erwartete günstige Wind sich einstellte, erhob sich eines Nachts ein furchtbarer Sturm, der die meisten Schiffe und darunter auch das, mit welchem Batuta abzusegeln gedachte, zu Grunde richtete. Er vermochte nichts weiter zu retten, als was er auf dem Leibe trug, und in diesem entblößten Zustande wagte er sich nicht noch einmal nach Delhi zurück.

Durch das Mitleid Anderer wurde er wenigstens in den Stand gesetzt, daß er eine sich darbietende Gelegenheit ergreifen und nach den Malediven sich einschiffen konnte, die er denn auch glücklich erreichte. Ibn-Batuta fand diese Inseln von einer Frau beherrscht, die ihn sehr wohlwollend aufnahm und ihm wiederum das Amt eines Richters mit sehr gutem Einkommen übertrug. Eine Zeit lang ging Alles sehr gut, der Fremdling nahm sich mehrere Weiber und begann sich heimisch zu machen. Allein sein wachsender Einfluß erregte die Eifersucht des Großveziers,

welcher zugleich der Gemahl der Königin war, und Ibn-Batuta mußte die Flucht ergreifen. Er ging auf's Neue unter Segel, um dem indischen Festlande zuzusteuern, allein widrige Winde brachten ihn von seiner Bahn ab; er gerieth Seeräubern in die Hände, die ihn völlig ausplünderten und fast nackt an der Küste aussetzten. In diesem Zustande gelangte er nach Calicut, wo er seine Zuflucht in einer Moschee suchte. Hier sahen ihn Kaufleute, die ihn von Delhi her kannten und statteten ihn wieder mit dem Nöthigsten aus.

Kaum war dies geschehen, so richtete Ibn-Batuta auch seinen Blick wieder in die Ferne. Er bereist Sumatra und das Land „Barahnakar" (wahrscheinlich eine der Nikobaren) und kommt endlich bis nach China, ein Land, das ihm natürlich viel Merkwürdiges bietet. Den Gewerbefleiß, die Bildung und Geschicklichkeit, sowie den Reichthum und die Ordnungsliebe des Volkes weiß unser Gewährsmann nicht genug zu rühmen. Besonders fiel ihm auf, daß die Chinesen sich bei ihren Handelsgeschäften nicht des baaren Geldes, sondern handgroßer, mit dem Stempel des Kaisers versehener Papierstreifen bedienten. Also schon damals Papiergeld!

Eines Tages hielt er sich nur ganz kurze Zeit in einer Stadt auf. Als er nach einigen Tagen dahin zurückkehrte, sah er zu seiner nicht geringen Ueberraschung sein und seiner Gefährten wohlgetroffenes Konterfei auf Papierblättern an den Straßenecken angeheftet. Auf seine Frage erfuhr er nun, es sei Gesetz, daß jeder Fremde beim Betreten der Stadt gemalt und sein Bild öffentlich auf-

gehängt werden müsse. Mache sich derselbe dann eines Verbrechens schuldig und ergreife die Flucht, so schicke man das Gemälde nach allen Provinzen und werde auf diese Weise leicht seiner habhaft.

Die Stadt „El Khansa" (vielleicht Kaisongfu), welche er nach einer zehntägigen Fahrt auf einem großen Strome erreicht, bezeichnet Ibn-Batuta als „die größte der Welt" und bemerkt dabei, daß sie eigentlich aus sechs verschiedenen mit Mauern umgebenen Städten bestehe, deren erste von der zwölftausend Mann starken Besatzung, die zweite und schönste von Christen, Türken und Juden, die dritte von den Beamten, die vierte von den Reichen und Vornehmen, die fünfte von dem gemeinen Volke, und die sechste von Seeleuten und Fischern bewohnt sei. Um von der ersten bis zur letzten zu gelangen, brauche man nicht weniger als drei Tage.

Während Ibn-Batuta's Aufenthalt in China starb der Kaiser und wurde mit großen Feierlichkeiten bestattet. Eine breite und tiefe Grube wurde aufgeworfen und auf dem Grunde derselben ein prachtvolles Bett mit dem Leichnam in den reichsten Gewändern mit allen Waffen und den goldenen und silbernen Gefässen seiner Haushaltung aufgestellt. Nachdem die Todtenceremonie vorüber, schütteten vier Sklavinnen und sechs seiner liebsten Leibwächter einen Erdhügel über dem Grabe auf und opferten vier der prächtigsten Pferde. Bald nach dem Tode des Kaisers brachen Unruhen aus, weshalb es Ibn-Batuta für gerathener fand, das merkwürdige Land zu verlassen.

Er ging über Sumatra und Calicut nach Persien und

Digitized by Google

trat von da nochmals die Wanderung nach Mekka an. Im Jahre 1349 kehrte er dann nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder nach seiner Vaterstadt zurück.

Allein der angeborene Wandertrieb ließ ihn nicht lange rasten. Nach mancherlei kleineren Reisen, unter Anderem durch das südliche Spanien, entschloß er sich noch in seinem dreiundfünfzigsten Jahre zu einem Ausflug in's Innere von Afrika. In der Stadt Sedschelmosa, wohin er sich zu diesem Behufe begeben hatte, schloß er sich einer Karawane an.

Nach dreizehn Tagen erreichte die Karawane den ersten größeren Ruheort, wo man frisches Wasser einnahm. Die erste Stadt, die man dann wieder nach einem beschwerlichen Wege von fünfundzwanzig Tagen erreichte, Tegazza genannt, war durchaus, sowohl was die Wohnhäuser als was die Moscheen betrifft, aus großen Salzstücken gebaut, die man dort aus der Erde gräbt, die Dächer aber waren mit Kameelhäuten bedeckt.

Zehn Tagereisen hinter Eiwelaten (Walet), der ersten Stadt, welche zu den Negerländern gehört, lag eine große Stadt Sagheri, ebenfalls von Negern bewohnt, und endlich weiterhin die Hauptstadt Mali. Auch in dieser letztgenannten Stadt ließ es sich Ibn-Batuta nicht nehmen, bei Hofe seine Visite zu machen. Menassi Soliman, der Negerfürst, empfing den reisenden Fremdling, erwies ihm aber sonst wenig Aufmerksamkeit. Als Geschenk hatte er nichts weiter für seinen Gast als drei Brodkrusten, einen gebratenen Fisch und einen Kürbis voll Milch. Batuta

Digitized by Google

ſagt, eine ſolche Knauſerei von einem Monarchen ſei ihm noch nirgend vorgekommen. Im Uebrigen bewieſen die Neger ihrem Herrſcher eine wahrhaft knechtiſche Unterwürfigkeit, ſchwuren bei ſeinem Namen, und ſo oft ihm einer nahte, entblößte er ſeinen Rücken und beſtreute ſein Haupt mit Staub. Soliman's Gerechtigkeitsliebe und ſtrenge Zucht lobt unſer Reiſender außerordentlich. „Niemand," ſagt er, „begeht unter ſeinem Regimente ungeſtraft ein Verbrechen, und es gibt kaum ein Land der Welt, wo der Fremde ſicherer reist.

Von Mali begab ſich Ibn-Batuta nach der Stadt Timbuktu, von da nach Kuka und endlich nach Tekut. Zur Rückkehr benutzte er eine wenig betretene Straße, welche über die Oaſe Tewas (Tuat) nach Sedſchelmoſa führte und zum Theil wegen Mangel an Waſſer und Lebensmitteln ſehr beſchwerlich war. Hunger und Durſt hatte er überhaupt in den achtundzwanzig Jahren, die er nun bereits auf Reiſen durch fremde Länder verbrachte, vielfach erdulden müſſen, ebenſo wie Hitze und Kälte und mancherlei ſonſtiges Ungemach. Man kann ſich daher nicht wundern, wenn ihn mit dem zunehmenden Alter endlich doch das Bedürfniß überkam, ſich auszuruhen und den Wanderſtab niederzulegen. Dies geſchah im Jahre 1354, indem er ſich nach Fez begab und daſelbſt niederließ. Dort ſoll er 1377 geſtorben ſein, nachdem er noch ſeine Reiſen mit eigener Hand beſchrieben hatte, ein Werk, das bis auf unſere Tage ſich vererbt hat.

Ein brandenburgisch-spanischer Seekrieg.

Historische Skizze

von

Hans Marschall.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1885 wäre es wegen der Karolineninseln bekanntlich beinahe zu einem Kriege zwischen Spanien und Deutschland gekommen, dessen Ausgang unmöglich zweifelhaft sein konnte. Indessen legte man die leidige Angelegenheit friedlich bei, indem man den Papst zum Schiedsrichter anrief, da Spanien wohl einsah, daß es unterliegen würde, Deutschland aber den möglichen Gewinn im Vergleich zu den Kosten und Opfern eines solchen Krieges für zu gering hielt.

Wenig bekannt dürfte jedoch sein, daß sich die Spanier mit derselben Hohenzollernmacht, die heute Deutschland vertritt, in der That schon einmal im Seekriege gemessen haben. Ueber 200 Jahre freilich ist's her, und groß war dieser Seekrieg nicht. Aber immerhin war es doch einer, und das kleine nordische Brandenburg spielte sich ganz kecklich gegen das große Spanien als Seemacht auf.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der aus seiner kleinen Sandbank mit kühnem Geist einen starken deutschen Staat zu machen unternommen, hatte sich auch mit

Digitized by Google

schwerem Gelde eine Flotte angeschafft, was um so merkwürdiger war, als er nicht einmal einen ordentlichen Hafen dafür, sowie keine Matrosen und heimischen Seeoffiziere besaß. Pillau und Königsberg mußten für den ersteren Zweck dienen, so wenig sie auch dazu geeignet waren; die Matrosen und Schiffskommandanten mußten meist aus Holland entnommen werden. Trotz aller Schwierigkeiten aber führte der Kurfürst seinen Plan aus und gebot wenige Jahre, nachdem er ihn gefaßt, über eine so wohl ausgerüstete Flotte, daß er den Schweden damit zu Leibe gehen konnte. In dieser Absicht hatte er sie ja eigentlich gegründet, und 1676 lieferte sie zusammen mit der dänisch-holländischen Flotte den Schweden bei Bornholm eine erste Seeschlacht, in der die Brandenburger zwei feindliche Schiffe eroberten. Dann half diese Flotte Stettin erobern und das feste Stralsund, mit dem Wallenstein vierzig Jahre zuvor nicht fertig werden konnte, und gewann den Höhepunkt ihrer Leistungen in der Wegnahme der schwedisch gewordenen Insel Rügen. Damals gebot Brandenburg über elf Fregatten und mit den kleineren Schiffen über zwanzig Segel.

Als der Krieg mit den Schweden zu Ende war, gab der Kurfürst seiner Flotte etwas Anderes zu thun. Spanien war ihm für vertragsmäßige Hilfsgelder aus dem früheren Krieg mit Frankreich noch 1,800,000 Thaler schuldig, erklärte aber auf alle Mahnungen von Berlin aus, daß es kein Geld habe. Das war nun ganz und gar nicht gelogen. Mit den spanischen Finanzen sah es damals erbärmlich aus, wie überhaupt mit der ganzen

Digitized by Google

alten spanischen Macht und Herrlichkeit. Eine greuliche Mißwirthschaft hatte alles Leben und allen Wohlstand in dem Lande ertödtet. In den Staatskassen war kein Pfennig, weil das hungernde und tausendfach verhungernde Volk keine Steuern bezahlen konnte. Nicht einmal für die Privatdiener des Königs war immer der Lohn da; für die täglichen Ausgaben des Hofes mußte manchmal die Polizei eine förmliche Plünderung der Steuerschuldner vornehmen. Die Armee war natürlich auch in dem elendesten Zustande, die Flotte womöglich noch mehr. Da war Spanien freilich nicht gefährlich, und der Kurfürst von Brandenburg konnte es wohl wagen, es mit ihm auf einen Krieg ankommen zu lassen, indem er befahl, durch seine Flotte gewaltsam das Geld, das Spanien ihm schuldete, aus dessen Seegütern zu beschaffen; also seine Schiffe einmal auf das große Weltmeer zu bringen und Brandenburgs rothe Adlerflagge da gefürchtet zu machen.

Es wurde demgemäß im Jahre 1680 in Pillau ein Geschwader ausgerüstet, das aus sechs Fregatten und einem Brander bestand und von Cornelius Clars van Beveren, dem kurfürstlichen Kommandeur, geführt werden sollte. Da war ganz neu das Flaggschiff „Friedrich Wilhelm" mit 40 Kanonen, 120 Matrosen und 40 Soldaten; dann der „Kurprinz" mit 42 Kanonen, 100 Matrosen und 40 Soldaten; die neue „Dorothea" mit ebenso starker Besatzung bei 32 Kanonen; „Der rothe Löwe" mit 20 Geschützen und 90 Mann; „Der Fuchs", 20 Kanonen und 85 Mann; „Berlin" mit 16 Kanonen und 70 Mann. Zusammen 170 Geschütze und 685 Matrosen und Sol-

daten, bezüglich der Armirung die stärkste Flotte, die der Kurfürst je in See schickte.

Im August segelte sie aus und schon auf der Höhe von Ostende begegnete ihr das erste Abenteuer mit einem spanischen Schiff. Es war der „Carolus II.", ein großer Kauffahrer, der reiche Ladung von Brabanter Spitzen und holländischen Tüchern in Amsterdam eingenommen hatte. Van Beveren stellte ihn. Der „Carolus" trug 30 Kanonen, aber er ließ sich mit den Brandenburgern, die ihm so sehr überlegen waren, in keinen Kampf ein, strich die Flagge und mußte sich unter heftigem Protest gegen die Gewaltthat als gute Prise fortführen lassen. Zwei der Fregatten brachten ihn nach Pillau, wo die Ladung gelöscht und öffentlich an Liebhaber verkauft werden sollte. Die übrigen Kriegsschiffe blieben im Kanal, um anderen spanischen Handelsschiffen aufzulauern.

Als nun England, Holland und Schweden erfuhren, was sich da das kleine Brandenburg auf einem Gebiete herausnahm, wo sie die alleinige Herrschaft beanspruchten, erzürnten sie sich sehr, und ihre Gesandten mußten in Berlin wie auch beim kaiserlich deutschen Oberherrn die heftigsten Klagen gegen die Keckheit des rothen Adlers im weißen Felde erheben, sich über die Nord- und Ostsee hinaus in Kriegshaltung zu zeigen und als neue Seemacht auftreten zu wollen. Dazu ließ Spanien seine Entrüstung los, behauptete, daß Brandenburg, von dem die Spanier überhaupt gar nichts wüßten, nicht einmal, wo es eigentlich gelegen sei, gegen alles Völkerrecht verfahre. Der Kurfürst jedoch ließ sich durch dies Alles

nicht beirren. Den Seemächten sagte er, daß sie sein Verfahren nichts angehe, und seine Kriegsflagge so viel Recht auf allen Meeren habe, wie die ihrige. Den Spaniern erklärte er, daß er sich so lange im Kriegszustande mit ihnen ansehe, bis sie an ihn ihre Schulden bezahlt hätten. Vom Verkauf der ersten aufgebrachten Schiffsladungen hatte er bereits über 100,000 Thaler erzielt und das war also immerhin ein guter Anfang, sich bezahlt zu machen. Das Geschäft sollte daher fortgesetzt werden.

Demnach wurden drei andere Schiffe noch ausgerüstet, die unter dem Kommando eines Kapitäns Jean Lacher an der flandrischen Küste auf spanische Kauffahrer kreuzen sollten, während das Hauptgeschwader hohen Flug nahm und in den westindischen Gewässern, dort, wo die Spanier Kolonien hatten, auf ihre reichen Segler fahndete. In den vier Monaten des Jahres 1681, in welchen die brandenburgischen Schiffe dort umherstrichen, hatten sie keinerlei Kampf zu bestehen, da die spanischen Kriegsschiffe nicht derart und so zahlreich für jenes Meergebiet vorhanden waren, um einen solchen Kampf mit dem kühnen Feinde aufzusuchen, und andererseits war die Kühnheit der Brandenburger doch nicht so groß, um etwa zu Angriffen auf Häfen überzugehen. Sie wollten eben nur Kaperei treiben. Im Sommer kehrten sie mit mancher guten Beute wieder heim nach Pillau.

Mittlerweile war es zu neuen diplomatischen Unterhandlungen gekommen. Holland und England verwendeten sich jetzt für Spanien; aber es half ihnen nichts, da

Spanien nichts zahlte. Statt dessen verbrauchte es in dem falschen Stolz, sich als alte große Seemacht von einer neuen kleinen nicht so mitspielen lassen zu dürfen, von seinen Staatsgeldern einen großen Theil auf Ausrüstung einer Flotte, wozu die vorhandenen schlechten Schiffe so gut als möglich wieder hergerichtet und in Bilbao gesammelt wurden, um von hier aus dem etwa wieder vorüberseglnden rothen Adler in die Quere kommen zu können.

Im nordischen Pillau, obwohl man da von diesen Rüstungen Spaniens nichts wissen mochte, bereitete man zu gleicher Zeit noch für den Spätsommer eine neue Expedition für Kaperei auf spanische Schiffe vor und zwar dachte man diesmal an einen größeren Fang. Die bisher gemachte Beute brachte doch eigentlich nicht viel mehr als die Kosten auf, das hatte man in Berlin schon herausgerechnet. Die Flotte zu unterhalten kostete eben dem kleinen brandenburgischen Staat viel Geld, und jede größere Expedition mit Kriegsmannschaft verursachte ein großes Loch im kurfürstlichen Säckel. Die Berliner Finanzräthe fanden also, daß man eigentlich den 1,800,000 Thalern auf dem spanischen Conto schon beinahe ebenso viel hinterher geworfen habe und in Abzug davon für verkaufte Beute kaum ein paar hunderttausend Thaler kämen. Das war doch ein schlechtes Geschäft, zumal man immer die kostbaren Schiffe selbst auf's Spiel setzte, da, wenn nicht spanische Kugeln, so doch unheilvolle Stürme sie vernichten konnten. Wollte man daher den Repressalienkrieg noch fortsetzen, und dazu war der Kur-

fürst entschlossen, so mußte die Beute lohnender sich gestalten.

Eine Möglichkeit dazu bot der glückliche Fang einer der Silberflotten Spaniens. Die schönen Zeiten waren ja längst vorüber, als noch reiche Goldschiffe von Amerika und Indien nach Spanien segelten, um ihre Schätze an den Hof von Madrid zu liefern. Mexiko und was sonst die Spanier im Anfang des 16. Jahrhunderts in der neuen Welt erobert hatten, war gründlich von ihnen ausgeraubt. Indessen gelegentlich brachte eine Flotte das Silber, das fort und fort noch aus den mexikanischen Bergwerken gewonnen wurde, nach Spanien, und eine solche Ladung stellte immerhin einen Werth dar, der in die Millionen ging und überdem Eigenthum des Staates war, an dem man Exekution wegen seiner Geldschuld vollstrecken wollte. Brachte man eine solche Silberflotte auf, so war der Zweck des ganzen Seekrieges erreicht und man konnte wieder Frieden schließen.

Die neue Expedition, die nun in dieser Absicht in Pillau ausgerüstet wurde, bestand aus vier der besten und stärksten Fregatten der brandenburgischen Marine. Es waren von den älteren Schiffen der „Friedrich Wilhelm", „Der Fuchs" und „Der rothe Löwe", denen der „Markgraf von Brandenburg" zugesellt wurde, wozu man den zwei Jahre zuvor bei Ostende erbeuteten „Carolus II." in erhöhter Ausrüstung von 50 Kanonen und 200 Mann Besatzung gemacht hatte. Im Ganzen trug diese Flottille 130 Kanonen und 560 Mann. Ihr Kommandeur wurde Thomas Aldersen, der früher die „Dorothea" geführt

und als ein tüchtiger See-Offizier, so tapfer wie vorsichtig, sich bewährt hatte.

Schon im August lief dies Geschwader aus und segelte direkt um Frankreich herum nach der spanischen Westküste. Da streifte es nun auf und ab, um die erhoffte Silberflotte zu entdecken. Gewöhnlich hielt eine solche Kurs auf Cadix und fuhr dann den Guadalquivir hinauf bis Sevilla, wo der alte „Goldthurm" am Ufer noch immer zur ersten Aufnahme der zugeführten Schätze aus den Kolonien diente. Deshalb hielt sich die lauernde Flottille zumeist vor dem Kap St. Vincent an der Südecke Portugals auf, von wo der Zugang vom Ocean nach der spanischen Südküste leicht zu bewachen war.

Derweil machten sich die Spanier aber in Bilbao fertig, mit ihrer Flotte den Feind aufzusuchen und zu vernichten oder wenigstens zu vertreiben. Sie hatten zwölf große Kriegsschiffe dafür zur Verfügung und so konnten sie bei dem Kampf schwerlich etwas riskiren. Am 30. September 1681 erblickte man von den brandenburgischen Schiffen dieses stattliche Geschwader von der Richtung aus Norden her, von wo man es nicht erwarten konnte. Dennoch war man des Glaubens, es mit den Gallionen der Silberflotte zu thun zu haben, und setzte die Segel bei, um den Angriff darauf zu unternehmen. Bald erkannte Aldersen freilich seinen Irrthum und die Salven, mit denen ihn die Spanier begrüßten, belehrten ihn, daß sie zum Kampf gegen ihn eigens ausgezogen waren. Jetzt galt es, seinen Mann zu stehen und der Ehre Brandenburgs auf der See mit einem überlegenen

Feinde mindestens Genüge zu thun. Die gegenseitige Kanonade nahm daher einen sehr lebhaften Charakter an, und die Brandenburger hielten hartnäckig Stand, trotzdem sie die Kugeln von allen Seiten umschwirrten und große Verwüstungen auf den Schiffen anrichteten. Ehe das hitzige Gefecht eine schlimme Wendung für ihn nahm, entschied Aldersen sich aber kurz für den Rückzug vor der großen Uebermacht, und es gelang ihm wirklich, ohne den Verlust eines Schiffes den nahen portugiesischen Hafen von Lagos zu erreichen, wo er in Sicherheit war. Die Seeschlacht zwischen Brandenburgern und Spaniern hatte zwar keine Entscheidung gebracht, doch zerfloß mit ihrem Pulver auch die Hoffnung der Ersteren auf den Fang einer schönen Silberflotte.

In Berlin bestimmte dies Ereigniß und die mißglückte Spekulation zum Aufgeben des ganzen Exekutionskrieges gegen Spanien. Es war dabei, nun es wieder eine spanische Kriegsflotte gab, nichts als Schaden zu holen. So machte man Frieden und wahrscheinlich auch einen Strich durch die spanische Rechnung. Den großen Kurfürsten beschäftigten bereits andere Pläne, für die er seine Flotte nutzbar zu verwenden gedachte und wozu es gar nicht paßte, mit Spanien feindselig zu stehen. Er hatte schon 1680 an der Guineaküste von Afrika von drei Negerhäuptlingen ein Gebiet Landes erworben, wo nun „Handel und Gewerbe, so zu Niemandes Schaden gereiche", getrieben werden sollte. So wies der weitsichtige Geist dieses ausgezeichneten Fürsten seinem Staat auch für eine Zukunft, die noch zweihundert Jahre entfernt liegen sollte, den

Weg zu kolonialen Erwerbungen. Bekanntlich wurde jene erste bald wieder wegen der holländiſchen Eiferſucht aufgegeben, wie auch die ſo ſchnell und ſtattlich emporgekommene Flottengründung des großen Kurfürſten mit ſeinem Tode in ſich zuſammenbrach, und der hohenzollern'ſche Kriegsadler zur See dann 180 Jahre lang nicht mehr geſehen wurde.

Erſt dem einigen Deutſchland war es beſchieden, ſich auch als Seemacht den übrigen europäiſchen Staaten gegenüber Geltung zu verſchaffen.

Aus dem Reiche der Töne.

Ein Streifzug in das Gebiet der Akuſtik.

Von

Ernſt Zederfall.

(Nachdruck verboten.)

Die Erfahrung, daß nicht ſelten, ſowohl bei dröhnendem Klavierſpiel, als auch ſchon bei einzeln angeſchlagenen Tönen die Fenſter klirren, Gläſer und Taſſen an einander klappern und ſogar weit ſchwerere Gegenſtände „durch die Macht der Töne" thatſächlich „bewegt" werden, gehört zu den alltäglichſten. Noch eindringlicher haftet in Jedermanns Gedächtniß die erſchütternde Wirkung jener gewaltigen Orgelpfeifen, der „32-füßigen", deren Töne wie eine Reihe einzelner, ſchnell auf einander folgender heftiger

Stöße das Ohr treffen, nicht nur die Gehörorgane, ſondern unſern ganzen Körper in zitternde Bewegung verſetzen und ſogar die Pfeiler und Gewölbe der Kirche erbeben machen. Es ſind Fälle bekannt, daß dem Organiſten von Kirchen, deren Gewölbe Spuren von drohendem Verfall zeigten, vor Ausbeſſerung der Schäden die Benutzung der ſchwerſten Regiſter der Orgel baubehördlich unterſagt werden mußte, wie es auch feſtgeſtellt iſt, daß in einer Kirche zu Bergamo durch die mächtige Wirkung der Orgeltöne ein koſtbares Glasfenſter in Scherben zerſprengt wurde. Der franzöſiſche, 1709 verſtorbene Schriftſteller Bourdelot erzählt, daß in einer Steinzeugniederlage durch einen ausgehaltenen Flötenton ſämmtliches vorhandene Geſchirr in eine ſo heftige Bewegung verſetzt wurde, daß Alles zu zerſpringen drohte, und derſelbe berichtet an einer anderen Stelle, daß zu ſeinen Lebzeiten ein großer Saalſpiegel durch das Uniſono zweier Sänger in ſechs Stücke „auseinander geſungen“ wurde.

Bei allen dieſen und zahlloſen ähnlichen Erſcheinungen wird es recht klar, daß der Schall, abgeſehen von unſerer Gehörsempfindung, nichts als eine mehr oder minder heftige Erſchütterung der Luft iſt, die aber erſt durch die Schwingung eines feſten Körpers erzeugt und von der Luft nur fortgepflanzt wird. Dieſe Thatſache iſt, ſo einfach ſie auch ſcheint, in der Phyſik doch erſt ſeit 50 Jahren anerkannt worden, ſeitdem man nämlich auf Grund der epochemachenden Entdeckungen der berühmten Phyſiker Gebrüder Weber die Frage zu beantworten unternahm, was Schall überhaupt iſt und worin die Vorgänge be-

ſtehen, welche die geheimnißvollen, für das ganze Leben ſo unendlich bedeutſamen Tonempfindungen veranlaſſen. An die Beantwortung dieſer Frage wird ſich von ſelbſt die andere knüpfen über den wunderbaren Mechanismus des Organes, ohne das jene ganze Welt der Sprache, der Töne und Laute als ſchlechthin nicht vorhanden gelten müßte.

Daß alle Körper, welche einen Schall erzeugen, z. B. eine geſtrichene Geigenſaite oder eine Stimmgabel, in ſchnell zitternder Bewegung begriffen ſind, lehrt die tägliche Erfahrung, und es iſt bekannt, daß dieſelben dieſe Bewegungen und Schwingungen dem ſie umgebenden, höchſt elaſtiſchen Körper der Luft mittheilen, welche dadurch ebenfalls in Schwingungen geräth.

Die Art, wie dieſe Schallwellen entſtehen und ſich fortpflanzen, werden wir uns am leichteſten verſinnlichen, wenn wir uns den Vorgang vergegenwärtigen, der ſtatt hat, ſobald wir einen Stein in einen Teich oder Fluß werfen. Von dem Punkte, wo der Stein die Waſſeroberfläche trifft, breiten ſich alsbald Wellenringe aus, die ſich weiter und weiter fortpflanzen, während doch jedes Waſſertheilchen ruhig an ſeiner Stelle bleibt und nur den Anſtoß zur Bewegung an die nebenliegenden Waſſertheilchen abgibt.

Um die Schallwirkung ganz zu verſtehen, hat man ſich nun an die Stelle des Waſſers einfach nur den Luftocean zu denken, an die Stelle des Steines irgend eine Lufterſchütterung, und ſich allenfalls zu erinnern, daß die Luft viel leichter in Schwingungen geräth, als das ſchwere und faſt ganz unelaſtiſche Waſſer.

Digitized by Google

Ein Knall alſo oder ein Ton übt gegen die zunächſt liegende Luftſchicht einen Druck oder Anprall aus, der ſich weiterhin fortpflanzt durch die hin- und hergehende geradlinige Bewegung oder Schwingung der einzelnen, an ihrer Stelle verharrenden Lufttheilchen, und je heftiger der erſte Anprall war, um ſo heftiger und weiter wird ſich naturgemäß dieſe Bewegung fortpflanzen und die Schallwirkung ſich nach allen Richtungen, wie Lichtſtrahlen von einer Lichtquelle aus ſtrahlenförmig ausbreiten. Die Phyſik nennt dieſen eigenthümlichen Bewegungsvorgang Schallwellenbewegung.

Während das Licht nun 300 Millionen Meter in einer Sekunde durchläuft, beträgt die Geſchwindigkeit, mit welcher die Schallwellen den Luftraum durchmeſſen, bei ruhiger Luft nur 340 Meter in der Sekunde, ſo daß man z. B. — wie es auch oft geſchieht — die Entfernung eines Gewitters ſchätzen kann, indem man die Anzahl der Sekunden, die zwiſchen einem Blitz und ſeinem Donner liegen, in Meter überſetzt. Wie nun aber jede Wirkung in die Ferne an Kraft allmählig abnimmt, ſo auch die Schallwellenbewegung, da begreiflicher Weiſe die Wellen in weiterer Entfernung ſchwächer ſind, als an der Erregungsſtelle, bis ſie nach und nach ganz aufhören.

Woher aber auch ein Schall ſtamme, aus dem Säuſeln des Windes oder dem betäubenden Geläute der gewaltigſten Glocken, aus dem Summen der Mücke oder dem Trompeten des Elephanten, aus liebeflüſternden Lippen oder aus dem Munde eines Krupp'ſchen Rieſengeſchützes, immer handelt es ſich um die Schallwellenbewegung der Luft.

Die erschütterndste Rede, die lieblichsten Melodien werden derart zu nüchterner, grob mechanischer Körperbewegung und bleiben es so lange, bis empfängliche Ohren dieselben auffangen und empfängliche Gehirne sie wieder in seelische Zustände, in Empfindungen zurückverwandeln.

Schon der Sprachgebrauch bezeichnet mit dem Worte „Schall" nicht nur die mechanische Wellenbewegung der Luft, sondern zugleich auch diesen Rückwandlungsprozeß des Hörens, die besondere Wirkung, welche der Schall in unserem Ohr und seinen Organen veranlaßt.

Trotz seiner eminenten Verschlossenheit ist das Gehör der eigentliche Sinn für die Oeffentlichkeit, insofern es die Grundbedingung alles Verkehrs für den unmittelbaren Ausdruck der Gedanken ist. Selbst die Sprache ist bedingt durch das Gehör, wie denn ja bekanntlich die meisten Taubgeborenen zugleich stumm sind.

Das menschliche Ohr ist, seinen an's Wunderbare grenzenden Leistungen entsprechend, vielleicht das bewundernswürdigste Organ des menschlichen Leibes, jedenfalls das komplizirteste, selbst bei weitem verwickelter noch als das Auge. Es ist auf jeder Seite des Kopfes in die knöchernen Schläfenbeine gleichsam überaus kunstvoll eingemeißelt und zerfällt in drei besondere Abschnitte, in das äußere, das mittlere und das innere Ohr. Das äußere besteht aus der knorpeligen, als Schalltrichter erwiesenermaßen nur eine bescheidene Rolle spielenden Ohrmuschel und dem Gehörgang mit den Schmalzdrüsen, einem leicht gekrümmten, ca. 2½ Centimeter langem Rohr. Dieser Gang ist hinten durch eine feine, elastische, in einem

Knochenring eingeſpannte Haut, das Trommelfell geſchloſſen, welches ſomit die Scheidewand zwiſchen dem äußeren und dem mittleren Ohr, der ſogenannten Paukenhöhle, bildet, einer bohnengroßen, von knöchernen Wänden umſchloſſenen Höhle, die Luft enthält und mit dem Rachen durch die Euſtachiſche Trompete, einer ſich nach unten trichterförmig erweiternden Röhre in Verbindung ſteht, deren Aufgabe es iſt, den Luftdruck hinter dem Trommelfell ſtets auf derſelben Höhe zu erhalten, wie vor demſelben. In geſundem Zuſtande pflegt ſich die wulſtige Mündung dieſer — nach einem Anatomen des 16. Jahrhunderts benannten — Euſtachiſchen Trompete bei jedesmaligem Schlucken (Schlingbewegung) zu öffnen und damit die ſonſt in der Paukenhöhle hermetiſch abgeſchloſſene Luft mit der Atmoſphäre in Verbindung zu ſetzen; bei Krankheit oder Schnupfen aber iſt dieſelbe verſtopft, was dann jene bekannten, unangenehmen, durch unwillkürliches Schlucken ſelbſt nicht zu beſeitigenden Spannungen (des Trommelfells) im Ohre und ſogar Gehörſtörungen zur Folge hat. Dem Trommelfell gegenüber befinden ſich in der Innenwand der Paukenhöhle zwei kleine Oeffnungen, das ovale und das tiefer gelegene runde Fenſter, die beide wiederum mit zarten Häutchen verſchloſſen ſind. Kein Mechaniker nun könnte eine ſinnreichere Verbindung des Trommelfells mit dem „ovalen Fenſter“ ausdenken, wie ſie thatſächlich in der Paukenhöhle vorhanden iſt. Dieſe Verbindung wird durch die ſogenannten „Gehörknöchelchen“ vermittelt, welche aus dem Hammer, deſſen Stiel

mit dem Trommelfell verwachsen ist, dem Amboß und dem Steigbügel, dem zartesten Knochen des ganzen menschlichen Skeletts, dessen winzige Fußplatte wiederum mit dem Häutchen des ovalen Fensters verwachsen ist, bestehen, so daß die komplizirt verbundenen Gehörknöchelchen derart ein fest gegliedertes Hebelwerk bilden, das die Bewegungen des Trommelfells auf das ovale Fenster überträgt. Durch das ovale Fenster endlich gelangt die Erschütterung in das innere Ohr oder das Labyrinth, welches die Endausbreitungen des dem Gehirn entspringenden, aus mehreren tausend mikroskopisch feinen Nervenfasern bestehenden Gehörnerven enthält. Dieses, in dem festesten Knochen des menschlichen Körpers belegene Labyrinth, das in allen seinen Theilen mit einer wässerigen Flüssigkeit, dem Labyrinthwasser angefüllt ist, bildet eine Höhle oder ein Röhrensystem von außerordentlich verwickelter Gestalt und Einrichtung. Der Hauptsache nach unterscheidet man im Labyrinth den Vorhof, die von ihm abzweigenden drei halbkreisförmigen, schlauchartigen Bogengänge und die, diesen entgegengesetzte, blind endigende, wie ein Schneckenhaus doppelrohrig gebaute Schnecke, in welcher die Gehörnervenfasern in den sogenannten Cortischen Organen endigen, die eine entfernte Aehnlichkeit mit unseren Klavierhämmerchen haben. Die mikroskopisch feinen Fäden oder Stäbchen, aus denen diese (nach dem Entdecker, dem Marchese A. Corti di S. Stefano-Belbo benannten) Cortischen Organe bestehen, werden auf über dreitausend geschätzt und sie sind es, die uns die Tonwelt erschließen. Zu diesen sogenannten

„akuſtiſchen Endorganen“ gehören aber außerdem noch eine große Menge an den Enden jener Bogengänge dichtſtehender, überaus feiner, zugeſpitzter, ſteifer Härchen, ſowie zahlloſe, unendlich kleine, ſpitze Kryſtallchen von kohlenſaurem Kalk, die auf den nervenreichen Stellen der inneren Oberfläche des Vorhofes, durch einen zähen Brei zuſammengehalten, verſtreut ſind und welche — wie auch jene Härchen — durch Strömungen des ſie umſpülenden Labyrinthwaſſers in Bewegung gerathen und derart Reizungen des Gehörnerven verurſachen.

Die Schallwellen, welche, z. B. von einer ſchwingenden Saite ausgehend, das äußere Ohr treffen, gelangen durch den Gehörgang bis an's Trommelfell. Jede einzelne Welle wird daſſelbe in je eine Schwingung verſetzen, welche der hin und her gehenden Bewegung der Lufttheilchen und des ſchallerzeugenden Körpers ſelbſt genau entſpricht. Dieſe Schwingungen machen nun die drei Gehörknöchelchen und damit auch die Membran des ovalen Fenſters natürlich mit, und nun tritt auch die Bedeutung jenes zweiten runden Fenſters im Labyrinth hervor. Denn ſobald das Häutchen des ovalen Fenſters eingeſtülpt wird, wölbt ſich das Häutchen des runden, dem Druck des Labyrinthwaſſers nachgebend, heraus und umgekehrt, ſo daß die Schallbewegung ſich jetzt ſchließlich auch auf das Labyrinthwaſſer und die akuſtiſchen Endorgane, die Endausbreitungen alſo des vielverzweigten Gehörnerven, überträgt.

Welchen Zweck dieſe ſo merkwürdig verſchiedenartigen „akuſtiſchen Endorgane“ haben, geht am anſchaulichſten aus der geiſtreichen Theorie des berühmten Phyſiologen

Helmholtz hervor, nach welcher die Gehörsteinchen von stoßförmigen, bei Knall und Explosion entstehenden Schallwellen erschüttert werden sollen, jene feinen Härchen für vorübergehende Eindrücke, also allerart Geräusche bestimmt sein sollen, weil sie bei ihrer großen Zartheit nicht lange in Schwingung verharren können, und daß endlich von der Unzahl feiner Stäbchen der wunderbaren Cortischen Organe ein jegliches — wie die Tasten einer unendlich feinen Klaviatur — für einen besonderen Ton abgestimmt sein soll.

Bis in die akustischen Endorgane lassen sich also rein mechanische Bewegungen verfolgen; worin nun aber — nachdem der Gehörnerv dem Gehirne die empfangenen Eindrücke zugeleitet hat — die geheimnißvolle Umsetzung des mechanischen Bewegungsvorganges in einen seelischen, jener Bewegungserscheinung auch nicht entfernt vergleichbaren Zustand, in Tonempfindung besteht, dieses Wunder wird wohl ein ewiges Räthsel bleiben und bezeichnet zugleich die Grenze der Naturforschung.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß es noch einen direkten Weg zu dem Hörnerven gibt, den durch die Schädelknochen selbst, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man sich die Ohren verstopft, einen Löffel an einen Bindfaden knüpft, diesen zwischen die Zähne festbeißt und nun den Löffel gegen einen harten Gegenstand anschlagen läßt, worauf man einen Schall vernimmt, als ob man dröhnendes Glockengeläute hörte. Schwerhörige oder fast Taube nutzen diese Erfahrung aus, indem sie einen zwischen den Zähnen gehaltenen Holzstab auf den Resonanzboden des

Inſtrumentes ſtemmen, auf dem ihnen Jemand ein Muſikſtück vorträgt.

Die Gehörempfindung, welche uns eine beſondere, nur in uns exiſtirende Welt von Vorſtellungen erſchließt, iſt nun, wie die tägliche Erfahrung beſtätigt, eine ganz außerordentlich mannigfaltige. Doch aber laſſen ſich alle Gehörwahrnehmungen leicht in drei Klaſſen einreihen, in die des Knalls, der Geräuſche und der Töne.

Von vornherein ſteht zu vermuthen, daß die Art der Gehörempfindung abhängig ſein muß von der Art der Schallwellen, und das iſt in der That auch durchaus und für geſunde Ohren ausſchließlich der Fall. Was zuerſt die Stärke der Schallempfindung anbelangt, ſo iſt ohne Weiteres einleuchtend, daß je größer die Schallwellen oder Schwingungen ſind, deſto mächtiger auch die Hin- und Herbewegungen des Trommelfells und damit der Gehörknöchelchen, des Labyrinthwaſſers und der betreffenden Endorgane des Hörnerven ſein werden, deſto ſtärker natürlich auch die Schallempfindung ſelbſt, ſo daß Schwingungsgröße und Schallempfindungsſtärke immer in einem beſtimmten Verhältniß zu einander ſtehen. Der Knall, der ſich durch ſeine ſchnell vorübergehende Gewalt auszeichnet, die Luft am heftigſten erſchüttert und damit die längſten Schwingungen erzeugt, wird demgemäß auch das Trommelfell am heftigſten erſchüttern und die ſtärkſte Schallempfindung zur Folge haben.

Der intereſſanteſte und Hauptunterſchied bei allen Schallempfindungen beſteht nun aber zwiſchen Geräuſchen und Tönen oder muſikaliſchen Klängen. Dem Weſen nach

unterſcheidet ſich der Ton vom Geräuſch dadurch, daß bei letzterem die Schwingungen der Luft unregelmäßig und demzufolge auch die Schallwellen durchaus ungleichartig und regellos ſind, beim Ton jedoch dieſe Schwingungen regelmäßig und für denſelben Ton in immer gleicher Weiſe auf einander folgen, folglich alle Schallwellen eines und deſſelben Tones einander genau gleich ſind, ſo daß hier eine nach Zeit- und Raumabſchnitten mathematiſche Uebereinſtimmung der Bewegung herrſcht, welche die Phyſik eine periodiſche nennt. Die Schallwellenbewegung alſo, welche den muſikaliſchen Klang hervorbringt, iſt eine periodiſche, diejenige, welche das Geräuſch erzeugt, eine nicht periodiſche.

Zum Beweiſe, daß unter allen Umſtänden, ſelbſt in den ſtillſten Räumen, die vielgeſtaltigſten, durch unhörbare Geräuſche erregten Schallwellen die Luft durchziehen, kann jeder kleine Hohlraum, am beſten eine Muſchel dienen, deren bekanntes „Brauſen" nichts Anderes iſt, als ein Gemiſch von Schallwellen, die eingedrungen, von den harten Wänden zurückgeworfen (reflektirt) werden. Auf demſelben Geſetz der Reflexion, darauf, daß die Schallwelle von einem Hinderniß in ihrer Richtung mit vollſter Kraft und unter dem Auftreffwinkel zurückgeworfen wird, beruht auch das Echo und der Nachhall — wobei erſteres außerdem noch von der Länge des Weges abhängt, den der reflektirte Schall zu durchlaufen hat — beruhen auch die oft mißbrauchten Flüſtergallerien, kunſtvoll angelegte Sprachgewölbe, die alle, ſelbſt die unerheblichſten Schallwellen in einem Punkte ſammeln.

Was im Gegenſatz zu den Geräuſchen den Ton betrifft, ſo liegt es auf der Hand, daß nicht alle zum Tönen gebrachten Körper in demſelben Zeitabſchnitt dieſelbe Anzahl von periodiſchen Schwingungen machen können, die centnerſchwere Kirchthurmglocke z. B. nicht ſo viel wie ein papierdickes Weinglas, die 32 Fuß lange Orgelpfeife nicht ſo viel, wie die winzige Signalflöte an der Uhrkette, und in der That ſind dieſe Unterſchiede in der Anzahl der Schwingungen ganz außerordentlich bedeutende, und unſer Ohr iſt zugleich ſo erſtaunlich feinfühlend, daß wir als geringſte Anzahl von Schwingungen etwa 16 in der Sekunde noch als Ton wahrnehmen und als höchſte noch beinahe 40,000 (ein Umfang der überhaupt hörbaren Töne von 11 Oktaven), während allerdings die muſikaliſch brauchbaren Töne in den Grenzen von 40 und 4000 Schwingungen in der Sekunde (im Bereiche von 7 Oktaven) liegen.

Von der Anzahl der Schwingungen, welche der tönende Körper in einer Sekunde macht, iſt die muſikaliſche Höhe und Tiefe der Töne abhängig — das iſt ein akuſtiſcher Grundſatz — und jedem Ton entſpricht immer und unter allen Umſtänden, gleichviel alſo von welchem Inſtrumente oder Körper der Ton ausgeht, eine und dieſelbe Schwingungszahl. Dem „eingeſtrichenen a“ (a^1) z. B., dem ſogenannten „Kammerton“, entſprechen nach der neuen, 1859 feſtgeſetzten Pariſer Stimmung, welche auch in vielen deutſchen Orcheſtern eingeführt worden iſt, 435 Luftſchwingungen in der Sekunde, oder was daſſelbe ſagt, jeder Körper, der in dem „ein-

gestrichenen a" dieser Stimmung ertönt, macht 435 Schwingungen in der Sekunde. Der tiefste Ton im Orchester ist das Contra-E der Baßgeige mit 41 Schwingungen, der höchste das fünfgestrichene d (d^5) der Piccolo-Flöte mit 4752 Schwingungen.

Es würde hier zu weit führen, näher in die merkwürdigen Beziehungen der Zahlen zu den Tonunterschieden (Intervallen) einzugehen, um den geistreichen Ausspruch, daß die Musik eigentlich klingende Arithmetik oder Rechenkunst sei, zu rechtfertigen. Wohl aber steht die Frage noch offen, wie es kommt, daß ein und derselbe Ton, je nachdem er durch Instrumente, durch die Singstimme oder sonstige schwingende Körper erzeugt wird, dennoch verschieden empfunden wird in dem, was man in der Akustik die Klangfarbe (Timbre) desselben genannt hat. Diese Erscheinung wird von Helmholtz dadurch erklärt, daß jeder scheinbar einfache Ton niemals ein wirklich einfacher, sondern stets aus mehreren, gleichzeitig erklingenden und für das Gehör zu einer einheitlichen Empfindung verschmelzenden Tönen von verschiedener Stärke und Höhe zusammengesetzt ist, deren stärkster und tiefster, welcher die musikalische Höhe des ganzen Klanges bestimmt, der Grundton genannt wird, während die übrigen Obertöne heißen.

Daß nun die verschiedene Klangfarbe eines und desselben Tones gerade von der Zahl, der Stärke und Höhe dieser, den Grundton im Allgemeinen unvernehmlich begleitenden Obertöne abhängt, davon kann man sich durch ein interessantes Experiment leicht überzeugen. Man lege

die Saiten eines Klavieres bloß, hebe den Dämpfer ab oder trete das Forte-Pedal, ſo daß die Saiten austönen können, und ſinge einen beliebigen Ton kräftig gegen dieſelben (einen der fünf Vokale z. B., die nichts Anderes ſind als verſchiedene Klangfarben der menſchlichen Stimme). Genau derſelbe Ton wird aus den Saiten zurückhallen, denn die Schallwellen durchzittern nicht nur die Luft, ſondern theilen ihre Bewegung natürlich allen in ihrer Nähe befindlichen ſchwingungsfähigen (elaſtiſchen) Körpern mit. Zum Mittönen jedoch wird ein Ton einen ſchwingungsfähigen Körper begreiflicher Weiſe nur dann bringen, wenn derſelbe auf dieſelbe Schwingungszahl wie jener, d. h. auf denſelben Ton abgeſtimmt iſt, wie man ja bekanntlich jedes dünnere Weinglas z. B. durch Singen oder Spielen ſeines Eigentons aus der Ferne zum Tönen bringen kann. Man wird bei jenem Experiment aber ſofort bemerken, daß nicht nur eine, ſondern mehrere Saiten durch das Singen des einen Tones zum Mittönen gebracht werden und ferner, daß nicht nur derſelbe Ton uns entgegenhallt, ſondern auch die Klangfarbe deſſelben dem geſungenen Tone durchaus entſpricht, als ob uns eine menſchliche Stimme aus dem Klavier entgegenſänge. Daraus geht aber hervor, daß (nach dem ſoeben erwähnten Geſetz des Mittönens) alle Töne, welche der Schwingungszahl aller mittönenden Saiten entſprechen, in unſerem ſcheinbar einfachen, in Wirklichkeit jedoch zuſammengeſetzten Sington enthalten ſein müſſen, und daß nur die Anzahl, Höhe und Stärke dieſer „Obertöne“ die Klangfarbe beſtimmen kann, weil

der Grundton unveränderlich und für ein und denſelben Klang der verſchiedenartigſten Inſtrumente ſtets derſelbe bleibt. Würde man denſelben ſoeben geſungenen Ton etwa durch die Geige oder Flöte auf die Klavierſaiten wirken laſſen, ſo würde zwar ſtets dieſelbe Saite, die dem Grundton entſpricht, am ſtärkſten ertönen, ſtets jedoch eine andere Gruppe übriger Saiten mittönen.

Mit dieſen Erörterungen ſind die Hauptvorgänge in der hochintereſſanten und wunderbar mannigfaltigen Welt des Schalles mechaniſch erklärt und ſie können in der Akuſtik oder Lehre vom Schalle nicht anders erklärt werden, denn in der uns umgebenden Außenwelt haben wir es immer nur mit ſchallerzeugenden Körpern und ſchallleitenden Luftttheilchen zu thun, da gibt es weder Knall noch Klänge, noch Geräuſche, weder Sprache noch Muſik, ſondern immer nur wild durcheinander brandende Schallwellenbewegung, die allererſt durch unſer Gehör und die Verarbeitung des Eindrucks vermittelſt unſerer Gehirnthätigkeit geheimnißvoll umgewandelt wird in Gehörvorſtellungen, d. h. Knalle, Geräuſche oder uns ſtets mächtig ergreifende und gleichſam eine Welt für ſich bildende Tonempfindungen.

Eine Wanderung durch das Staatswesen des deutschen Reiches.

Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Seit dem Jahre 1871 gibt es wieder ein deutsches Reich. Der Traum der Väter ist durch die Tapferkeit des Heeres, die weitschauende Politik des „eisernen Kanzlers", die Einmüthigkeit der Fürsten und den energischen Willen des ganzen Volkes zur Verwirklichung gelangt. Einiger und stärker als in den Zeiten der Hohenstaufen steht Deutschland heute da. Die jetzige Generation weiß kaum ganz zu schätzen, was in unserer Zeit gewonnen und erreicht worden ist — erst die Nachkommen werden, mit Bewunderung auf die Gegenwart zurückblickend, ihre Errungenschaften voll zu würdigen wissen.

Die Deutschen sind ein sonderbares Volk. Während z. B. jeder halbwegs gebildete Engländer die politischen Verhältnisse, die Organisation und den Verwaltungsmechanismus seines Vaterlandes genau kennt, über seine Rechte und Pflichten eingehend orientirt ist, weiß der Deutsche selten im eigenen Hause recht Bescheid. Wohl Alle kennen die verehrte Gestalt des Kaisers, rühmen gern die Weisheit und den Einfluß des Fürsten Bismarck, lesen

in den Zeitungen vom Bundesrath und vom Reichstag und üben, wenn's hoch kommt, ihr Wahlrecht aus — aber eingehender über den Auf- und Ausbau des deutschen Reiches als Staatswesen sind nur Wenige unterrichtet, und noch viel seltener findet man eine Kenntniß der Verwaltung und des Steuerwesens. Es lohnt sich deshalb wohl, einmal an der Hand zuverlässiger Quellen eine kleine Wanderung durch den umfangreichen Bau des Reiches zu unternehmen, damit unsere Leser sich darin zurechtfinden lernen.

Bekanntlich ging das deutsche Reich aus der Vereinigung des norddeutschen Bundes mit den vier süddeutschen Staaten auf Grund der zu Versailles im November 1870 abgeschlossenen Verträge hervor und umfaßt zweiundzwanzig monarchische, drei republikanische Einzelstaaten (Bremen, Lübeck, Hamburg), und endlich die unter der direkten Oberhoheit des Kaisers stehenden Reichslande Elsaß-Lothringen. Am 4. Mai 1871 trat dann an Stelle jener Verträge „die Verfassung für das deutsche Reich" in Kraft. Nach dieser ist das Reich ein Bundesstaat und kein Staatenbund, wie jener ehemalige deutsche Bund, welchen das Jahr 1866 zu Grabe trug. Der Unterschied zwischen diesen beiden so gleichklingenden Worten ist ein tieferer, als man gemeinhin annimmt. Während der Staatenbund nur die Aneinanderfügung der verschiedenen Einzelstaaten bedeutet, in welchem jeder derselben gleiche Rechte behält, in dem eine eigentliche Reichsgewalt und eine gemeinsame Vertretung nach Außen aber fehlt, besitzt der Bundesstaat eine wirkliche Staatsgewalt und gesetz-

Digitized by Google

geberische Macht, eigene Finanzquellen, ein eigenes Heer, das alle Wehrkräfte Deutschlands in sich schließt, und bildet endlich eine politische Einheit nach Außen hin. Symbolisch findet diese festere Organisation auch darin ihren Ausdruck, daß das Reich im Gegensatz zu dem früheren deutschen Bunde ein gemeinsames Wappen und gemeinsame Farben: Schwarz, Weiß, Roth führt.

Das Präsidium des Bundesstaates steht als dem „deutschen Kaiser" ein- für allemal dem König von Preußen zu; der Thronfolger führt den Titel „Kronprinz des deutschen Reiches". Der Kaiser, welcher übrigens vom Reich keine Einkünfte bezieht, ist vor Allem oberster Bundesfeldherr; unter ihm steht schon im Frieden die gemeinsame Marine, im Kriege das gesammte Heer, über welches er auch im Frieden die Oberaufsicht hat. Er hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, er ernennt den Reichskanzler, von ihm ist die Verkündigung der Reichsgesetze abhängig, bei ihm steht die oberste Leitung der gemeinsamen Verwaltungsangelegenheiten und die Repräsentation des Reiches nach Außen. Reichsministerien für die einzelnen Theile der Staatsverwaltung existiren nicht, der Reichskanzler ist allein verantwortlicher Minister und ihm sind daher sämmtliche Reichsbehörden, auf die weiter unten zurückzukommen ist, untergeben.

Die gesetzgebenden Faktoren des Reiches sind der Bundesrath und der Reichstag. Jener besteht aus den Vertretern des Kaisers und der einzelnen Bundesstaaten, die je nach ihrer Bevölkerungszahl eine bestimmte Stimmenzahl: Preußen z. B. siebenzehn, Württemberg

vier, Sachsen-Meiningen eine Stimme besitzen; er beschließt über die dem Reichstag zu unterbreitenden Gesetzesvorlagen und über die Beschlüsse des Reichstages selbst, über Verwaltungsmaßregeln und Einführung der Gesetze und muß jährlich mindestens einmal vom Kaiser einberufen werden.

Wenn der Bundesrath die Regierungen vertritt, so bildet der Reichstag die Vertretung des ganzen deutschen Volkes, in ihm gipfelt der Antheil, den die Nation an der Gesetzgebung und damit an der Gestaltung des eigenen Wohles hat. Die 397 Abgeordneten des Reichstages werden an einem Tage für ganz Deutschland gewählt, wahlberechtigt und wählbar ist jeder männliche Reichsangehörige nach zurückgelegtem 25. Jahre, der nicht vom Vollgenuß der bürgerlichen Rechte ausgeschlossen ist, sich nicht im Konkurs oder unter Kuratel befindet und keine öffentlichen Armenunterstützungen empfängt. Für das aktive Heer ruht das Wahlrecht, wohl aber ist jeder Angehörige desselben wählbar, wie denn der Feldmarschall Graf Moltke dem Reichstag seit dessen Bestehen angehört. Im Reichstag selbst, wie in jeder Volksvertretung, gliedern sich die einzelnen Parteien nach Fraktionen. Es bilden z. B. die Konservativen die Rechte, die Deutschfreisinnigen die Linke. Zwischen beiden stehen die Ultramontanen als Centrum, und außerdem die Mittelparteien, wie die Nationalliberalen; am äußersten linken Flügel schließen sich die Sozialdemokraten an, und außerdem fehlen nie die sogenannten „Wilden", die sich zu keiner Fraktion bekennen. Der Reichstag wird vom Kaiser einberufen, geschlossen oder vertagt, seine Geschäftsordnung bestimmt

er ſelbſt, jeder Abgeordnete iſt für ſeine Abſtimmungen und Aeußerungen in der Ausübung ſeines Berufes als Volksvertreter unverantwortlich. Nur durch Bundesrathsbeſchluß unter Zuſtimmung des Kaiſers kann der Reichstag aufgelöst werden, die Neuwahlen müſſen dann aber längſtens innerhalb zwei Monaten erfolgen.

Kaiſer, Bundesrath, Reichstag zuſammen ſind erforderlich, damit eine Vorlage zum Geſetz werde; ſtreng genommen vollzieht ſich die geſetzgebende Gewalt alſo in folgenden Einzeläußerungen: Der Bundesrath oder auch der Reichstag ſelbſt bringen eine Vorlage ein, der Reichstag ſtimmt über dieſelbe ab, der Bundesrath genehmigt ſie, der Kaiſer vollzieht ſie unter der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, und dann erſt wird ſie durch die Veröffentlichung im Reichsgeſetzblatt zum wirklichen Geſetz. So entſteht alſo aus dem freien Willen des Volkes, der Regierungen und ſchließlich des Kaiſers als Vertreters der Reichseinheit die Geſetzgebung des Reiches.

Durch die Verfaſſung ſind indeſſen in erſter Linie nur ganz beſtimmte Zweige der Geſetzgebung von den Einzelſtaaten an das Reich abgetreten worden. Zuerſt gehört hierher die Vertretung des Reiches in allen auswärtigen Angelegenheiten, alſo im Verhältniß zu anderen Staaten, dann das Reichskriegsweſen, für welches ſich jedoch Bayern eine allerdings nur in Friedenszeiten giltige und für das Weſen der Sache unbedeutende Sonderſtellung ausbedungen hat. Wichtig iſt die abſolute Einheit der Marine, die daher auch kaiſerliche Marine heißt, während es ſonſt nur ein königlich preußiſches, bayriſches u. ſ. w. Kon-

tingent gibt, und die allgemeine Durchführung der Wehrpflicht auf das ganze Reich.

Ferner ist das Reich allein zuständig für das Civil- und Strafrecht, für die Regelung des Heimathwesens, für Post und Telegraphen (wieder mit gewissen Sonderstellungen Bayerns und Württembergs), für das Eisenbahnwesen, für Presse und Vereinswesen, Zoll-, Münz-, Bank-, Handels- und Kolonialwesen, endlich für Auswanderungs- und Versicherungsangelegenheiten. Seine gesetzgeberische Thätigkeit umfaßt somit ein gewaltiges Gebiet, auf welches wir in dieser Skizze ihm nicht folgen können; wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, gleichsam den Niederschlag jener Thätigkeit der gesetzgeberischen Faktoren kennen zu lernen, wie er uns in der Verwaltung entgegentritt, wir wollen lediglich die Reichsbehörden kennen lernen, durch welche jene Gesetze ausgeführt werden.

Alle Reichsbehörden stehen unmittelbar unter dem Reichskanzler, zur Zeit also dem Fürsten Bismarck; zu seiner Entlastung ist jedoch die Einrichtung getroffen, daß er die Vorsteher jener einzelnen „Reichsämter", die Staatssekretäre, mit seiner Vertretung beauftragen kann. Die Reichskanzlei (Berlin, Wilhelmstraße 77) ist gewissermaßen der Centralpunkt, in dem alle Fäden der Verwaltung zusammenlaufen.

Von diesen Reichsämtern ist zunächst das auswärtige Amt zu nennen, als der Träger gleichsam der großen, weltumspannenden Politik des Kanzlers, jener Politik, welche seit fünfzehn Jahren unablässig für die

Aufrechterhaltung des europäiſchen Friedens gewirkt hat. Vom auswärtigen Amt reſſortiren die 6 Botſchaften bei den europäiſchen Großmächten, die 16 Geſandtſchaften und 7 Miniſterreſidenturen als die Vertreter des deutſchen Reiches im Ausland, und ihnen ſchließen ſich weiterhin 56 Berufs- und 579 Wahlkonſulate an. Ueber dieſe ſeien uns noch einige Worte geſtattet*), weil gerade die Schöpfung eines einheitlichen Konſularweſens zu den weſentlichſten Errungenſchaften des Reiches und ſeines unmittelbaren Vorgängers, des norddeutſchen Bundes gehört, denn das ſogenannte norddeutſche Konſulargeſetz vom Jahre 1867 wurde mit in das neue Reich hinüber genommen und ſeitdem nur weiter ausgebaut. Durch jenes Geſetz kam vor Allem das Prinzip zur Geltung, daß mindeſtens die Generalkonſulate durch fachmänniſch und juriſtiſch gebildete Beamte, durch Berufskonſuln, und nur die kleineren, dieſen untergeordneten Plätze durch aus den Reihen der anſäſſigen Kaufleute gewählte Konſuln beſetzt ſein müßten. Hieran knüpfen ſich aber weiterhin auch geſteigerte Anforderungen; jeder Konſul, und beſonders wiederum jeder Berufskonſul ſoll, abgeſehen von der allgemeinen Vertretung der Intereſſen des deutſchen Handels und der deutſchen Staatsangehörigen, jährlich eingehende Berichte über die geſchäftliche Lage ſeines Platzes in Beziehung auf die Chancen des deutſchen Exports und Imports an das auswärtige Amt einreichen und ſich dabei zugleich in vertraulicher Weiſe über die Kreditverhältniſſe

*) Vgl. auch Jahrgang 1883, Bd. VIII.

in seinem Bezirk aussprechen. Gerade durch diese, meist veröffentlichten Konsulatsberichte ist viel Nutzen gestiftet worden, an der Steigerung des deutschen Exports um fast 50 Prozent in den letzten beiden Decennien haben sie jedenfalls sehr wesentlichen Antheil.

An das auswärtige Amt schließt sich das Reichsamt des Inneren (Berlin, Wilhelmstraße 74) an, an dessen Spitze zur Zeit der Staatssekretär und preußische Staatsminister v. Bötticher steht, dem nicht weniger als zwölf Unterämter und Kommissionen unterstellt sind. Hierher gehört die Reichskommission für das Auswanderungswesen mit dem Sitz in Hamburg zur Ueberwachung der bezüglichen Vorschriften in den deutschen Häfen, die Reichsschulkommission zur Begutachtung der Anträge von Lehranstalten wegen Ausstellung von Zeugnissen für den einjährig-freiwilligen Dienst, die technische Kommission für Seeschifffahrt, die Kommission zur Prüfung der Steuerleute, das Bundesamt für das Heimathwesen als höchste Instanz in der Entscheidung, wohin ein Armer ortsangehörig ist. Ferner ressortirt vom Reichsamt des Innern die Normal-Aichungskommission (Berlin, Enkeplatz 3), die oberste Disziplinarbehörde für Reichsbeamte, das Amt für die Bearbeitung der Reichsstatistik, welches auch die Volkszählung leitet, eine besondere Kommission, die über Beschwerden gegen Verbote von Druckschriften die letzte Entscheidung hat und endlich noch einige Unterämter, welche unsererseits eine besondere Besprechung erfordern.

Erstens das Oberseeamt. Bekanntlich sind von Reichswegen in zwölf Küstenstädten Seeämter eingerichtet

worden als richterliche Behörden für See-Unfälle, mit der besonderen Befugniß, Schiffsführern und Steuerleuten die Erlaubniß, als solche zu fungiren, gänzlich oder zeitweilig zu entziehen, wenn ihnen eine Vernachlässigung ihres Dienstes oder Unkenntniß nachgewiesen wird. Für Beschwerden gegen die Sprüche dieser Unterinstanzen ist nun das Oberseeamt die entscheidende Behörde.

Dem Reichsgesundheitsamt (Berlin, Luisenstraße 57) liegt die Vorbereitung aller Medicinalgesetze und gleichzeitig die Ueberwachung der Ausführung derselben ob.

Endlich ist hier das Reichspatentamt (Berlin, Königgrätzerstraße 105) zu nennen. Dasselbe prüft die Erfindungen (d. h. lediglich auf ihre „Neuheit", keineswegs aber, wie bisweilen angenommen wird, auf ihre Güte, so daß die Benennung D. R.-P. [Deutsches Reichs-Patent] also keineswegs von vornherein als ein Beweis für die Vortrefflichkeit irgend eines Gegenstandes angesehen werden darf), es stellt die Beschreibungen, Zeichnungen und Modelle öffentlich aus, verleiht schließlich, wenn keine Einsprache seitens Dritter erfolgt, die Patente und entscheidet in erster Instanz über Patentstreitigkeiten derart, daß nur das Reichsgericht in Leipzig als Oberinstanz diese Rechtssprüche annulliren kann.

Wir wenden uns nun zu dem Reichsjustizamt (Berlin, Voßstraße 4). Die Reichsgesetzgebung ist noch nicht völlig zum Abschluß gelangt. Zwar ist das Strafgesetzbuch, die Civil- und Strafprozeßordnung bereits zum Gesetz geworden, die Konkursordnung und das Gesetz

gegen den Wucher sind wichtige bereits bestehende Theile der Reichsgesetzgebung, aber das bürgerliche Gesetzbuch steht noch aus und wird gegenwärtig innerhalb des Reichsjustizamtes durch eine besondere Kommission berathen. Dagegen ist in dem Reichsgericht, welches in Leipzig seinen Sitz hat, seit 1877 der höchste Gerichtshof Deutschlands geschaffen worden. Das Reichsgericht ist in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für Revisionen gegen die Entscheidungen der Oberlandesgerichte zuständig, in Strafsachen für Revisionen der Urtheile von Schwurgerichten, und es richtet vor Allem in Hochverrathsprozessen, insoweit die betreffenden Verbrechen gegen Kaiser und Reich gerichtet waren.

An das Reichsjustizamt schließt sich das Reichsschatzamt (Berlin, Wilhelmsplatz 1) als oberste Finanz-Verwaltungsbehörde mit verschiedenen Unterämtern an, von denen wir hier nur die Verwaltung des Reichskriegsschatzes, der bekanntlich mit 120 Millionen Mark in gemünztem Golde in dem Juliusthurm zu Spandau aufgestapelt ist, und das Reichszollamt nebst den Reichsbevollmächtigten zur Ueberwachung des gesetzlichen Verfahrens bei der Erhebung der Zölle und Verbrauchssteuern nennen.

Dann ist weiter aus der langen Reihe der Reichsbehörden das Eisenbahnamt (Berlin, Linkstraße 44) zur obersten Aufsicht über das gesammte Eisenbahnwesen des Reiches zu erwähnen; ihm verdanken wir u. A. die Schöpfung eines einheitlichen Betriebsreglements und einer gemeinsamen Signalordnung. Ferner nennen wir den

Rechnungshof (Potsdam), der aus der altberühmten preußischen Oberrechnungskammer hervorging und die durch ihre bis auf den Pfennig peinliche Gewissenhaftigkeit bekannte und gefürchtete oberste Controlbehörde des ganzen Staatshaushaltes bildet, sowie die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds (Berlin, Wilhelmstr. 74). Derselben liegt außer der Verwaltung des letztgenannten Fonds mit noch rund 500 Millionen Mark die Aufsicht über einige andere, recht ansehnliche Reste der französischen Milliarden ob: nämlich über den Reichsfestungsbaufonds mit ca. 30 Millionen und den Fonds zur Errichtung des Reichstagsgebäudes mit ca. 30 Millionen Mark.

Besonderes Interesse beansprucht das Reichspostamt (Berlin, Leipzigerstraße 15). Die deutsche Postverwaltung, der gleichzeitig das Telegraphenwesen zugetheilt ist, hat sich unter der Leitung des Staatssekretärs, Geheimraths Dr. v. Stephan, ja Weltruf erworben. Der großartige Organismus mit über 11,000 Post- und 7000 Telegraphenstationen funktionirt mustergiltig. Bayern und Württemberg haben vorläufig noch ihre gesonderte Postverwaltung und dementsprechend auch ihre eigenen Postwerthzeichen. Dem Reichspostamt ist übrigens auch die Reichsdruckerei (Berlin, Oranienstraße 90) untergeordnet, ein wahrhaft großartiges Institut, das einen jährlichen Ueberschuß von über einer Million abwirft.

Wir übergehen das Reichsamt für die Verwaltung der Bahnen in den Reichslanden und wenden uns gleich zu der aus der preußischen Bank hervorgegangenen Reichsbank, die zu einem der ersten Bankinstitute Europa's heran-

gereift ist und sehr wohl den Vergleich mit den Banken von London und Paris aushalten kann. In dem prächtigen Bankpalast in Berlin, Jägerstraße 34, und in den 17 Haupt- und 44 einfachen Bankstellen nebst ca. 200 Nebenstellen, die über das ganze Reich vertheilt sind, werden insgesammt jährlich zwischen 50,000 und 60,000 Millionen Mark umgesetzt und ca. 550 Millionen liegen stets in barem Metall in den Kellern der Bank; dieselbe betreibt indessen nicht nur das eigentliche private Bankgeschäft, sondern sie ist auch insofern Bankier des Reiches, als sie verpflichtet ist, unentgeltlich für dasselbe Einzahlungen an- und Auszahlungen vorzunehmen. Eine eigentliche Einlage zu der Reichsbank hat das Reich nicht gemacht, die Antheilscheine (Aktien) derselben befinden sich vielmehr in der Gesammthöhe von 120 Millionen Mark in Privatbesitz, wohl aber hat das Reich Anspruch auf einen gewissen Theil des 4½ Prozent übersteigenden Reingewinnes. Nach dem Etat für 1883/84 betrug dieser Antheil 1,685,000 Mark.

Weniger angenehm als das sehr „einnehmende" Kapitel von der Reichsbank ist die Beschäftigung mit der Reichsschuldenkommission, bei der wir wohl oder übel einen kleinen Ausblick auf die Finanzlage des Reiches werfen müssen. Das Reich hat in den fünfzehn Jahren seit seiner Gründung verschiedene Anleihen aufgenommen, am Schluß des Etatsjahres 1884 betrugen die Staatsschulden bereits ca. 530 Millionen Mark, und sie haben sich seitdem bedeutend vermehrt, werden aber gerade jetzt durch neue Erfordernisse, wie z. B. den Bau des Nord-Ostsee-

kanals, noch mehr steigen. Indessen darf man dabei doch nicht übersehen, daß die Schulden des Reiches wesentlich in produktiven Werthen Anlage gefunden haben, wie denn Staatsschulden überhaupt mit privater Verschuldung nicht in eine Linie gestellt werden dürfen. Der Staat hat nicht nur für die Gegenwart, er hat auch für die Zukunft zu sorgen, und es ist ganz gerecht, daß er, wenn er Anlagen wie z. B. den Nord-Ostseekanal ausführt, die folgenden Generationen zugute kommen sollen, auch nicht nur die Zeitgenossen, sondern ebenso seine kommenden Generationen durch Anleihen, welche erst in späteren Zeiten zu tilgen sind, mitbelastet. Bisher nimmt übrigens die Staatsschuld für ihre Verzinsung und Amortisation nur einen verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil der Einnahmen des Reiches in Anspruch, weitaus den Löwenantheil beansprucht die Militär- und Marineverwaltung.

Ueber die Art der Staatseinnahmen des Reiches mögen hier noch einige Worte gestattet sein. Durch die Verfassung ist dem Reich die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen, über die Besteuerung des im Bundesgebiet gewonnenen Salzes und Tabaks, bereiteten Branntweins und Bieres (ausgenommen des in Bayern, Württemberg und Baden erzeugten), und endlich des Zuckers vorbehalten. Damit, und mit dem Ertrag der Stempelsteuer, dem Ueberschuß der Posten, Telegraphen und Reichseisenbahnen, nebst einigen anderen weniger bedeutenden Einnahmen, war das Reich wenigstens einigermaßen auf eigene Füße gestellt und es wird bei einer weiteren Ausbildung des Systems, wie sie nur eine Frage der Zeit ist, noch selbst-

ständiger werden. In dieser Selbstständigkeit den Einzelstaaten gegenüber liegt aber ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem alten deutschen Bunde, und es ist nur zu wünschen, daß die jetzigen Matrikularbeiträge der Staaten an das Reich, die den fehlenden Theil des Bedarfes im Staatshaushalt liefern müssen, möglichst schnell durch eigene Reichseinnahmen ganz ersetzt werden. Zur Zeit sind jene Matrikularbeiträge, die Zuschüsse der Einzelstaaten also, immer noch recht bedeutend. Im Etatsjahre 1885/86 betrugen sie nach dem Voranschlag z. B. noch über 125 Millionen Mark, wovon auf Preußen allein 65 Millionen entfallen; man darf indessen nicht übersehen, welche gewaltigen Ausgaben das Reich dafür den Einzelstaaten abgenommen hat, vor Allem die ganze auswärtige Vertretung, die Marineverwaltung, das Heerwesen.

Die beiden letztgenannten Verwaltungszweige stehen natürlich im Budget, wie es nach der Verfassung alljährlich aufgestellt und von den gesetzgebenden Faktoren genehmigt werden muß, obenan, sie bilden die schwerste Last, aber auch zweifellos die kräftigste Stütze unserer Reichseinheit. Im Jahre 1885 waren z. B. die fortdauernden und einmaligen Ausgaben für die Marine mit rund 37 Millionen, für die Armee mit fast 347 Millionen Mark veranschlagt.

Wir können hier nicht eingehender die Verhältnisse unseres Heerwesens und der Flotte, welcher seit der Eröffnung der Kolonialpolitik ja noch weitere Aufgaben als bisher zufallen, erörtern. Heer und Marine sind ja ohnehin

Digitized by Google

diejenigen Theile des Reichswesens, in denen das deutsche Volk, als ein echtes Volk in Waffen, am besten Bescheid weiß. Nur den Verwaltungsorganismus müssen wir, der Aufgabe dieser Skizze treu bleibend, kurz streifen.

Wie es überhaupt keine Reichsministerien gibt, so fehlt auch, obwohl wir eine deutsche Armee haben, der Reichskriegsminister; die Reichsmilitärangelegenheiten erledigt vielmehr der preußische Kriegsminister, insoweit nicht Bayern in Betracht kommt, das einen eigenen Kriegsminister und eigene Verwaltung beibehalten hat. Auch Württemberg und Sachsen haben ihre besonderen Kriegsministerien behalten, die jedoch von dem preußischen Ministerium die betreffenden Reglements u. s. w. lediglich „zur Ausführung" überwiesen bekommen. Der preußische Kriegsminister führt auch stets das Präsidium in dem „Ausschuß des Bundesrathes für Landheer und Festungen" als dem obersten berathenden Centralorgan.

Wesentlich anders gestaltet sich das Verhältniß für die Marine; sie ist durchaus einheitlich organisirt und steht auch im Frieden unter dem Oberbefehl des Kaisers. Dieser ernennt den Chef der Admiralität (zur Zeit Generallieutenant v. Caprivi), und diese hat als Reichsinstitut die Verwaltung unter der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers zu führen, was bei der Armee nicht der Fall ist.

Zum Schluß haben wir noch der neuesten Reichsbehörde, des „Reichsversicherungsamtes" zu gedenken, in welchem ein Centralpunkt und eine Aufsichtsbehörde für die werkthätigen Reformen geschaffen wurde,

Digitized by Google

die den Kampf gegen das private Unglück und Elend aufnehmen sollen. Jahrzehnte werden noch vergehen, ehe der große Organismus der „sozialen Reformen" ausgebaut ist, aber immerhin ist, was bereits geschehen, bedeutend genug. Die Krankenversicherungspflicht, welche durch das Reichsgesetz vom Jahre 1883 eingeführt worden ist, und die Unfallversicherung, die im Jahre 1885 zum Gesetz wurde, sind die ersten großen Schritte auf einem neuen Gebiet, dem reicher Segen entsprießen wird. Durch das erstere Gesetz ist dafür Sorge getragen, daß der erkrankte Arbeiter ohne Sorge für sich und seine Familie seiner Heilung entgegensehen kann, durch das letztere wurde ihm eine lebenslängliche Pension für jeden Unfall, den er bei Ausübung seines Berufes erleidet, gesichert. Die Kosten dafür hat nicht der Arbeiter, sondern die Industrie zu tragen; deshalb sind die Berufsgenossenschaften für die einzelnen Industriezweige, wie z. B. für die Brauerei, die Buchdruckerei u. s. w. als ein Apparat, der das ganze Reich umspannt, neu geschaffen worden und bringen jährlich durch eine gemeinsame Auflage das erforderliche Kapital für die Pensionszahlungen zusammen. Das Reichsversicherungsamt aber ist die Aufsichtsbehörde für diese umfassende Einrichtung, dereinst wird es auch die Aufsicht über die weitere, noch bevorstehende Organisation der allgemeinen „Alters- und Invaliditätsversicherung" zu übernehmen haben, deren Durchführung einen gewaltigen, aber auch höchst schwierigen Schritt für die ganze soziale Gesetzgebung bedeuten würde.

„Zum Schutz des Bundesgebiets und des Rechts, zur

Wohlfahrt des deutschen Volkes", sagt die Verfassung, ist das deutsche Reich gegründet. Damit aber ein jeder Bürger aller Rechtswohlthaten, die ihm zustehen, theilhaftig werden kann, ist es nöthig, daß er den Organismus des Reiches kenne. Zu dieser Kenntniß etwas beizutragen ist die Aufgabe vorliegender Skizze gewesen.

Der Schrecken der Wildniß.

Ein Bild aus den Tropen.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Wie in dem ungeheuren Ländergebiete des „schwarzen Erdtheils" der Löwe, in den Urwäldern und Prairien Nord- und Südamerika's der Puma und Jaguar, so ist vom Altaigebirge über die rauhen Hochebenen Mittelasiens bis zu den Gestaden des Golfes von Bengalen, vom Kaukasus bis zu den Inselküsten des indischen Archipels der Tiger der Tyrann des Landes, der unumschränkte, nach Laune und Zufall regierende Herrscher des Waldes, der Schrecken der Wildniß. Während jedoch der afrikanische Löwe höchstens fliehende Menschen angreift, der mähnenlose Puma oder amerikanische Löwe sich Menschen und größeren Thieren gegenüber sogar feig verhält, und der gefährlichere Jaguar doch nur höchstens

fünf Fuß Länge erreicht und sich nicht leicht mit ebenbürtigen Gegnern einläßt, überragt der Königstiger nicht nur an Leibesstärke und Körpergröße alle Raubthiere — er wird bis fünf Fuß hoch und fast zehn Fuß lang — sondern er ist auch von Allen das blutdürstigste und für den Menschen gefährlichste; wie es denn ja bekannt ist, daß seiner Raubgier in Indien allein alljährlich Tausende von Menschen zum Opfer fallen.

Wer im engen Kerker der Menagerien oder zoologischen Gärten die immer noch furchtgebietende Erscheinung des Tigers aus dem ganzen Elend der Gefangenschaft heraus auf sich wirken läßt, erhält nur eine äußerst matte Vorstellung von der ungeheuerlichen Wildheit und Kühnheit, der unvergleichlichen Blutgier und Furchtbarkeit dieses Raubthieres im Zustande der Freiheit.

Wie der Tiger aber in der freien Natur seiner Heimath lebt, wie er als König und Sieger über alle Thiere herrscht, wie er endlich von den Menschen verfolgt und bekriegt wird: das in möglichster Anschaulichkeit zu beschreiben soll hier versucht werden; und wir bitten den freundlichen Leser, uns unter bewährter Führung von englischen und insbesondere holländischen Forschungsreisenden nach Java, der merkwürdigen, im Besitze der Holländer befindlichen großen Sunda-Insel zu begleiten, wo der „königliche Tiger" bis vor Kurzem noch in größter Menge vorhanden war, und noch heute Unheil über Unheil stiftet.

Ueberall, wo die Insel, die an Flächeninhalt fast doppelt so groß ist, als das Königreich Bayern, noch

wenig oder gar nicht bebaut ist, und das ist auf mehr als vier Fünftheilen derselben der Fall, herrscht der Tiger; überall hat er seine Verstecke und überall sucht er seine Beute. Und dieser weitaus größte Theil Java's ist zumeist von Landschaften eingenommen, wie sie wüster und wilder, zugleich aber auch prächtiger und majestätischer die Phantasie eines Dichters oder Malers nicht zu erdenken vermöchte. Verschwenderisch hat die tropische Natur ihre reichste Vegetation in der Einsamkeit endloser, noch niemals durch Menschenhand berührter Wälder ausgebreitet.

Im Schatten riesiger Bäume, unter dem unentwirrbaren Labyrinth von Schlingpflanzen, die sich in Schlingen und Spiralen Hunderte von Ellen weit von Baum zu Baum erstrecken und selbst wieder mit Farren und Orchideen und Schmarotzerpflanzen geziert sind, wächst ein zweiter Wald von weniger hohen Bäumen, und unter diesen wiederum ein Dickicht von niedrigen Sträuchern und Stauden, von dornigen Haken starrenden Rotangpalmen, die sich überall anklammern und jeden unbesetzten Raum absperren.

Die frischen, oft bis zwölf Fuß hohen Farrenkräuter, die gewaltigen Blätter des wilden Pisangstrauches und der Musa, die zierlich gefiederten Büsche der Bambusgewächse, Schlingpflanzen und Kräuter aller Art in buntem Gemisch und endloser Verwirrung, bilden Wälle und Brustwehren einer undurchdringlichen Vegetation, eine Mauer von Pflanzen. Seit Jahrhunderten sind diese Wälder, die sich Tagereisen weit erstrecken und von zahl-

losen Bächen, Strömen und Wasserfällen durchfurcht werden, ununterbrochen mit immergrünem Kleide geschmückt, und in diesen jungfräulichen Wäldern von urwüchsigster Ueppigkeit, in diesem Wirrsal tropischer Pflanzenpracht, in dieser schauererweckenden Einsamkeit voll unergründlichem und wildem Leben wohnt der Tiger; hier herrscht er. Doch nicht allein in Wäldern der Ebene, wie sie beispielsweise den ganzen südlichen Theil der Provinz Bantam bedecken — wo es Dörfer gibt, deren Einwohner manches Jahr nicht zu ernten wagen, weil in den Wildnissen, welche die entlegenen Reisfelder einschließen, Tiger gesehen wurden — auch dort herrscht der blutgierige Tyrann, wo Berge und Felsen, schaudererweckende Abgründe, Klüfte und Erdspalten den Charakter der Landschaft bestimmen. Seinen Lieblingsaufenthalt jedoch, den Ort wenigstens, wo er am liebsten sein Lager aufschlägt und seine Jungen versorgt, bilden jene entsetzlichen Graswüsten, deren immer zunehmende und, wie es fast scheint, unhemmbare Verbreitung eine der schrecklichsten Geißeln der Insel geworden ist.

Das schilfartige, bis fünfzehn Fuß hohe Rohr, welches zum Futter untauglich ist und nur zum Dachdecken benutzt wird, steht dort so dicht, daß man sich nur mühsam mit Messern einen Weg hindurch zu bahnen vermag. Die Javanen nennen es Alang-alang. Jeder nicht von Wald besetzte Fleck fällt diesem Grase zur Beute, und da der Eingeborene im Gebirgsland seine Reisfelder im Urwalde anlegt, den er vorher ausrodet, und sobald er von diesem neuen Lande zweimal geerntet, dasselbe verläßt, um neuen

Wald auszuroden, so bedecken sich jährlich weite Striche der Insel mit diesem unverwüstlichen Bodenaussauger, der nicht einmal durch Feuer zu vertilgen ist, vielmehr aus demselben, an den Wurzeln unversehrt und durch die Asche der abgebrannten Halme gedüngt, sich nur desto kräftiger wieder erhebt. Und mit der Zunahme des „Alang-alang", eine Folge der von der Regierung nur zu wenig eingedämmten Waldzerstörungswuth der Eingeborenen, nimmt naturgemäß auch der Tiger an Menge zu, ganz abgesehen davon, daß, wie Oberst Beddome feststellte, das niedrige Gesträuch der Gesundheit weit schädlicher ist, als der hohe, unten offene Wald.

Was nun das Verhältniß des Tigers zu den übrigen, in stetem Kampf unter einander begriffenen Vertretern des Thierreichs auf Java anbelangt, so pflegt der „Matjan", wie er im Lande heißt, über fast jeden Feind den Sieg davonzutragen; allemal jedoch ist er der Angreifende. Besonders interessant sind seine Jagden auf den Affen, seine Kämpfe mit dem wilden Stier und dem ihm meist überlegenen Büffel.

Häufig genug werden Eingeborene und Reisende nächtlicher Weile durch ein plötzlich ertönendes, immer schneidender und toller werdendes Geheul — das Angstgeschrei der Affen — aus ihrer Ruhe und ihren Hütten aufgeschreckt. Das Geräusch zahlloser Nachtinsekten und Grillen, das Gequak Tausender von Fröschen und Kröten, das ebenso eintönige, wie unheimliche Geschrei der Eidechsen — was Alles die Stille einer indischen Nacht charakterisirt — ist plötzlich vor jenem betäubenden Geheul

verſtummt. Java's Wälder wimmeln von Affen jeder Größe. In unzähliger Menge überlaſſen ſie ſich in mondheller Nacht in den hohen Wipfeln der Bäume ruhig dem Schlafe. Zuweilen naht dann einer der geſtreiften Tiger und ſtreckt ſich am Fuße der Waldrieſen lauernd aus. Kaum jedoch hat einer aus dem Volke oben das gräßliche Ungeheuer entdeckt, als ihm der Schreck auch ſchon ein kreiſchendes Geheul auspreßt. Alle erwachen, Alle bemerken da unten den Schrecken der Wildniß, Alle brüllen aus Leibeskräften, und die bloße Gegenwart des furchtbaren Feindes jagt ihnen eine ſolche Todesangſt ein, daß ſie wie außer ſich von Aſt zu Aſt durcheinander ſpringen, und einander unter jammervollem Geheul immerfort vom Platze verdrängen. Still und ruhig wartet inzwiſchen der Tiger in ſeiner Lage, nur ſeine ſtarren, rothglühenden Augen funkeln dämoniſch die armen Affen an, bis er endlich einen, der in der Beſtürzung und dem lärmenden Gedränge herunterfällt, mit einem Satze ergreift, zermalmt und verſchlingt.

Mit der größten Heimtücke aber ſtellt der Tiger ſeinen wehrfähigen Feinden nach, vor Allem dem wilden Stier, einem der ſchönſten Thiere in Java's Wildniſſen, deſſen leckeres Fleiſch der Räuber beſonders zu ſchätzen weiß. Zuerſt kundſchaftet er die Spur des ſtolzen, mit zierlichen Hörnern geſchmückten Thieres aus. Regungslos liegt er in dichtem Gebüſch auf der Lauer und erwartet aus dem Hinterhalte ſeine Beute. Keine Gefahr ahnend und keine fürchtend, weil er die Kraft ſeiner Muskeln und Hörner kennt, naht der Stier und verzehrt, wie ſchon manche

Nacht vorher, die duftigen, thauigen Kräuter. Immer näher kommt er dem Tiger, der unbeweglich und selbst mit angehaltenem Athem an der Stelle verharrt. Noch eine kleine Wendung — und mit einem einzigen Sprunge sitzt der Räuber seiner Beute auf dem Rücken, die Krallen in die breite Brust des Stieres schlagend, die furchtbaren Fangzähne in den kurzen, faltigen Nacken bohrend. Ein entsetzliches Gebrüll tönt durch die Nacht und von den Bergen zurück. Wüthend vor Schmerz rennt der Stier in den dichtesten Wald, aber sein schrecklicher Reiter bleibt in derselben Lage. Zu immer rasenderem Laufe setzt das gefolterte Thier aus, es schlägt die Hörner gegen die Stämme der Bäume, der Tiger aber krallt sich nur immer fester und fester; er ist ein abgefeimter Rechner; er wartet nur darauf, daß der Stier sich endlich niederwirft, um seinen Todfeind verzweiflungsvoll von sich abzuwälzen. Dann läßt der Mörder los, thut einen einzigen Sprung, und fährt seinem Opfer an die Gurgel. Unter dem furchtbaren Gebiß thut dasselbe alsbald röchelnd seinen letzten Athemzug.

Auf dieselbe verrätherische Weise überfällt der Tiger den gefährlichsten aller seiner Gegner, den ebenso häßlichen, wie gutmüthigen, ebenso plumpen, wie starken Büffel. Doch nur, wenn verzehrender Hunger in seinen Eingeweiden wühlt und keine andere Beute ihm in den Weg kommt, läßt er sich mit diesem starken Kämpen ein. Wenn die Beiden sich indessen für gewöhnlich meiden, so wußte die menschliche Grausamkeit vor noch wenigen Jahrzehnten — und weiß es wohl heute noch — sie doch

künstlich auf einander zu hetzen, um von ihnen einen Kampf auf Leben und Tod zu fordern.

Solche blutigen „Volksvergnügen" waren ehedem besonders in den beiden, noch unter einheimischen, wenn auch von Holland abhängigen Fürsten stehenden Regentschaften im Schwange; und wie es dabei herging, erzählt der Holländer van Hoëvell sehr eingehend. Im Gefolge des Sultans von Dschokokarta hatte derselbe unter den Zuschauern Platz genommen, die in ungefähr zehn Schritt Entfernung einen runden, mächtigen Käfig umgaben, der zwölf Fuß in der Höhe maß und dreihundert Fuß Durchmesser hatte. Er war aus schweren Pfählen zusammengesetzt, durch die man bequem in das Innere desselben sehen konnte. In diesem Käfig stand ein mächtiger, breitschulteriger Büffel mit regelmäßig gewundenen Hörnern, die man vorher geschärft hatte. Auf einen Wink des Sultans wurde der Riegel eines kleinen Behälters geöffnet, und heraus schoß ein riesiger Tiger auf den Kampfplatz, geraden Wegs auf seinen Gegner los. Wie mit einem Zauberschlage schien das plumpe Büffelthier Art und Naturell verändert zu haben. Blitzschnell hielt es dem Angreifer die Hörner hin. Der Tiger lauerte mit dem Kopfe auf dem Boden zwischen den ausgestreckten Vorderpfoten, und schneller als ein Gedanke sprang er und hatte unter einem ohrzerreißenden Gebrüll Klauen und Zähne zwischen die Augen und Nasenlöcher des Büffels geschlagen. Mit unglaublicher Kraft aber stieß der verwundete Riese ihn gegen die Umzäunung des Käfigs, daß ihm die Knochen im Leibe krachten. Zweimal widerstand

der Tiger diesem Stoße, das dritte Mal erst ließ er los. Abgemattet, nach Luft schnappend, mit aufgesperrtem Rachen und geschlossenen Augen lag er in einer Ecke des Käfigs. Aber auch der Büffel hatte entsetzlich gelitten. Er blutete stark. Sein Athem war keuchend, und er hatte keine Lust, den Kampf wieder aufzunehmen. Er erholte sich jedoch zuerst und starrte nun unverwandt auf seinen erschöpften Feind.

Plötzlich wurde der Riegel eines zweiten Behälters geöffnet, und ein zweiter Tiger, noch größer als der vorige, sprang auf den Kampfplatz. Kaum ist er da, so wagt er auch schon den Anfall. Aber die Bewegung des Büffels ist noch schneller und gewandter als die seine; er ist auch glücklicher, als mit seinem ersten Gegner; denn er fängt den Tiger mit seinen Hörnern auf, schlägt ihn gegen die Pfähle und zertritt ihn mit den Füßen. Da lagen die beiden Raubthiere, mit dem Tode ringend, und der Büffel als Sieger zwischen ihnen. Die Kampflust war auf beiden Seiten gewichen, denn die Gegner kannten nun gegenseitig ihre Kräfte, und der Kampf wäre zu Ende gewesen, wenn die größere Grausamkeit der Menschen die der Thiere nicht von Neuem aufgestachelt hätte. Einige Javanen saßen auf den Bambuslatten, womit der Käfig bedeckt war, und reizten den gutartigen Büffel beständig mit einer stachligen Pflanze und durch beißenden spanischen Pfeffer, um ihn zur Wuth zu bringen, während die keuchenden Tiger mit brennendem Stroh beworfen wurden. Der Kampf erneuerte sich. Das nun folgende Schauspiel aber war so abscheulich und ekelerregend, der unnatürliche

Streit von Kräften bis zum endlichen Martertode der Bestien so entsetzlich, daß man nur von zerschmetterten Knochen, aufgeschlitzten Bäuchen, nachschleppenden Eingeweiden und bluttriefenden Gliedmaßen andeutend zu sprechen braucht, um die entmenschte Grausamkeit dieser „Volksvergnügung" auf's Nachdrücklichste zu verdammen.

Trotz alledem aber würde man sich irren, wenn man dächte, daß die Javanen dem Tiger einen unversöhnlichen Haß entgegenbringen. Im Gegentheil, sie sind sogar von einer gewissen Ehrerbietung gegen ihn beseelt, weil sie glauben, daß die Seelen mancher Menschen in Thiere, und zwar insbesondere in Krokodile und nächst dem in Tiger übergehen. Sie hassen also nicht das ganze Geschlecht, sondern nur einzelne Individuen; erst wenn der Tiger Hühner, Ziegen und Pferde getödtet oder gar einen der Dorfbewohner angefallen hat, erst dann verfolgen und bekriegen sie den Mörder. Sonst vermag nur ein Beweggrund noch den Javanen zur Kriegserklärung gegen den Tiger zu bestimmen, die die ganze Welt in Bewegung setzende Geldgier. Die holländische Regierung zahlt für jeden getödteten Tiger eine ansehnliche Prämie, und das Streben nach Gewinnung derselben besiegt selbst die Kraft des sonst unüberwindlichen Aberglaubens.

Auf verschiedene Arten stellen die Javanen dem furchtbarsten der Räuber nach dem Leben; alle aber zeichnen sich durch die größte Einfachheit aus. Am häufigsten bauen sie einen langen, engen Stall von Pfählen und Baumstämmen, mit einer Fallthüre auf der einen und einer Ziege als Lockspeise auf der anderen Seite. Hat

sich der Tiger hineinlocken lassen, so wird er mittelst Lanzen zwischen den Palissaden hindurch getödtet. Der vorhin erwähnte Reisende beschreibt eine ähnliche Tigerfalle, welche an Stelle der Fallthüre nur eine Schnur hat, die in Verbindung steht mit einem grünen, 30 Fuß langen Bambusrohr, das durch die Anstrengung mehrerer Männer niedergebogen ist. An seiner Spitze ist ein scharfer Speer so befestigt, daß er quer durch die Thüre geschleudert wird und den Tiger von Seite zu Seite durchbohrt, sobald er die Schnur berührt und dadurch den Bambus zum Aufschnellen bringt. Eine dritte Art besteht in der Anlegung einer tiefen Fallgrube, deren Oeffnung mit Zweigen bedeckt wird.

Fast niemals begegnet man auf Java am Tage einem Tiger in der Wildniß. Und das findet seinen natürlichen Grund darin, daß derselbe dann schläft. Wohl kommen Reisende oftmals in seine unmittelbare Nähe, was die Pferde untrüglich anzeigen, denn sie spitzen vor Angst die Ohren, schnauben aus weitgeöffneten Nüstern und zittern und beben am ganzen Leibe, sobald sie das Raubthier wittern, doch aber bleibt dasselbe meist im Dickicht verborgen. Ausnahmsweise nur treibt der Hunger den Mordgesellen auch bei Tage aus seinem Verstecke.

Einen solchen Fall, der zugleich die Furchtbarkeit der natürlichen Waffen des Ungeheuers zeigt, erzählt der britische Naturforscher Henry Forbes. Eines Nachmittags kehrte derselbe mit seinen Leuten, welche Bäume gefällt hatten, aus dem Walde zurück, als ein Tiger plötzlich aus dem Dickicht neben dem Weg hervorkam und

in einem Augenblick einen der jungen Burschen niederwarf. Der Vater desselben, der mit einem Speer bewaffnet gerade vor ihm ging, versetzte dem Unthier einen so kräftigen Stoß, daß es unter dem drohenden Geschrei der Uebrigen losließ und verschwand. Alles war das Werk eines Augenblicks gewesen. Der Hieb der Klaue schien gar nicht stark gewesen zu sein, doch aber waren die Krallen so tief in die Brust des Opfers eingedrungen, daß der Bursche kaum noch eine Viertelstunde lebte, nachdem er in's nahe Dorf getragen worden war. Als der Tiger in der folgenden Nacht aber sogar sich bis in die Mitte des Dorfes gewagt hatte, wurde ihm alsbald die vorhin beschriebene Falle mit Speer gestellt, in die er denn auch, freilich erst nach sieben Tagen, hineinging. Als man ihn, dreißig Schritt von der Falle, die er mit einem Riesensatz übersprungen haben mußte, von Seite zu Seite von jenem Speer durchbohrt, todt auffand, eilten Männer, Weiber und Kinder aus dem Dorfe herbei, um mit wilder Lust und Rachgier den Anblick des verschiedenen Feindes zu genießen; und nur mit größter Mühe waren sie abzuhalten, ihre Messer, die Jeder mitgebracht, dem Thiere durch das kostbare Fell in den Leib zu stoßen. Wohl aber wurde alles vorhandene Blut verbraucht, um die Dolche hineinzutauchen und sich dadurch tapfer zu machen, und Alle strichen mit der breiten Seite der Waffe immer wieder über das Fell, um die Ausdünstung dieser Verkörperung von Kraft und Kühnheit aufzusaugen. Viele Verwandte von Personen, die durch Tiger umgekommen waren, fanden sich ein und baten um ein Stück Herz oder

Gehirn, um sich zu rächen, indem sie es verzehrten, vor Allem eine alte Frau, welche zuerst ihren einzigen Sohn durch einen Tiger verloren hatte und dann ihren Mann vor ihren Augen von dem „Matjan" hatte fortschleppen sehen.

Zuweilen veranstalten die indischen Fürsten zur Ausrottung der Tiger großartige Treibjagden. Bei solcher Gelegenheit besetzen an sechshundert Eingeborene, mit Piken und kurzen Schwertern bewaffnet, ein umfangreiches Gebiet in der Wildniß, das man als Aufenthaltsort von Tigern kennt, bewegen sich langsam allesammt dem Mittelpunkte zu, treiben derart das furchtbare Wild in einen sich mehr und mehr verengenden Kreis und fordern dasselbe auf diese Weise endlich zu einem Kampf auf Leben und Tod heraus. Es soll das ein fürstliches Vergnügen, aber so gefährlich sein, daß fast immer schwere Unglücksfälle dabei zu beklagen sind.

Weit bequemer läßt sich ein derartiger, einer solchen Treibjagd sehr ähnlicher Kampf zwischen Menschen und Tigern an den Höfen der javanischen Fürsten mit ansehen. Nach einem ausführlichen Bericht in der Zeitschrift für Niederländisch-Indien, dem wir hier in Kürze folgen, spielte sich ein solches Ereigniß in der Residenz Surakarta vor einiger Zeit folgendermaßen ab. Vor den Zuschauern und dem Sultan, die in einem Amphitheater Platz genommen, sind in einem Vorhofe des Palastes an 10,000 Javanen in dreifacher Reihe und im Viereck aufgestellt, sämmtlich mit langen Piken bewaffnet. Wie eine lebendige Mauer von Waffen umgeben sie fünf große Käfige, die mit Stroh

und brennbaren Stoffen bedeckt ſind. Auf einen Wink des Sultans begeben ſich zwei Javanen gemeſſenen Schrittes und unter vielerlei Ehrfurchtbezeugungen nach einem der Käfige; einer derſelben erklimmt ihn und zieht den Schieber auf, während der andere das Stroh in Brand ſetzt. Dann warten Beide im Angeſicht des offenen Käfigs geduldig das weitere Zeichen des Sultans ab, um langſam und feierlich in den Kreis der Kameraden zurückzukehren. Tauſende von Zuſchauern haben ihre Blicke auf die Oeffnung des in Flammen ſtehenden Käfigs gerichtet. Plötzlich entſpringt demſelben ein Königstiger der größten Art und blickt in ſtummer Verwunderung rund um ſich her, unerſchrocken auf das Gewirr von Lanzen, die ihm von allen Seiten aus dreifacher Reihe entgegenblitzen. Wild ſchlägt er mit dem Schweife um ſich, ſeine Augen ſchießen Blitze, und mit kurzem, fürchterlichem Gebrüll beginnt er in immer ſchneller werdendem Gange die Reihen ſeiner Gegner abzuſchreiten. Er ſetzt ſich in Galop, da er vor lauter blinkendem Stahl keinen Ausweg findet. Immer wilder und raſender wird ſein Lauf, und plötzlich fällt er aus Wuth und Verzweiflung die Speerträger an. Es iſt ſein letzter Sprung. Von den Lanzen aufgefangen, taumelt er rücklings, wälzt ſich kopfüber in den Sand, ſpringt blutend wieder auf, taumelt wieder vorwärts, wirft ſich nochmals mit letzter Kraft auf ſeine Feinde, denen, wie auch den Zuſchauern nach altherkömmlicher Gewohnheit ein ehrerbietiges Schweigen auferlegt iſt, bis er, an ſeinen Wunden verblutend, zurückfällt, um als ungebeugter Held der Uebermacht zu erliegen. Einer der

fünf, demſelben Schickſal verfallenen Tiger, that bei dieſer Gelegenheit übrigens einen ſo unerhörten, ſtaunenerregenden Sprung, daß er im erſten Anpralle über die ihm entgegengeſtreckten Speere hinwegflog, in einen der inneren Höfe des Palaſtes flüchtete, und nur mit größter Mühe erlegt werden konnte.

In neueſter Zeit iſt der Tiger in gewiſſen Gegenden Java's etwas ſeltener geworden, denn überall, wo die Inſel bebaut wird, verſchwindet er meiſt bald. Im Intereſſe der Holländer ſowohl, als in dem der beſtändig gefährdeten Eingeborenen wäre zu wünſchen, daß bald überall die Pflugſchaar da den reichgeſegneten Boden durchzieht, wo jetzt noch der Tiger raubt und mordet als der gefürchtetſte und furchtbarſte Schrecken der Wildniß.

Mannigfaltiges.

Der erſte ſchleſiſche Winzer. — Zur Feier des nach dem erſten ſchleſiſchen Kriege geſchloſſenen Friedens war im Jahre 1743 bei dem Dorfe Hundsfeld in der Nähe von Breslau eine große Heerſchau. Unter der Zuſchauermenge befand ſich auch ein junger Schwabe, Joſeph Lutz aus Heilbronn, eines biederen Schneidermeiſters Sohn. Auf ſeiner Wanderſchaft war er nach Breslau gekommen und dort in Arbeit getreten. Zufällig ſtand Joſeph Lutz bei der Beſichtigung neben einem auffallend hübſchen Mädchen, das dem jungen Schwaben ſo außerordentlich wohl gefiel, daß er mit ihrem Vater, der mit ſeiner Tochter hierhergekommen

war, das militärische Schauspiel zu genießen, Bekanntschaft anknüpfte. Dieser war ein behäbiger Ackerbürger, Namens Balthasar Gundlaff aus Metzibor und seine Tochter bezauberte den jungen Schwaben so, daß er bald darauf seine Arbeit in Breslau aufgab und sich nach Metzibor wandte. Dort gestanden sich die beiden jungen Leute in einer Stunde vertraulichen Beisammenseins ihre gegenseitige Zuneigung. Leider aber hatten sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn dem wohlhabenden Bürger Gundlaff wollte der schwäbische Schneidergeselle als zukünftiger Schwiegersohn ganz und gar nicht passen, und er verbot demselben schließlich sogar sein Haus. Das wollte dem treuen Liebhaber aber durchaus nicht in den Sinn und alle Abend umschlich er die Wohnung der Geliebten, um nur wenigstens einen Blick aus ihren holden Augen zu erhaschen. Bei einer solchen Gelegenheit ertappte ihn einmal der Alte und vermaß sich hoch und theuer, indem er auf die kahlen Anhöhen bei Metzibor wies: „Ebenso wenig, wie dort auf jenen Höhen je etwas grünt, ebenso wenig grünt für Euch die Hoffnung auf mein Dorel!"

„Wenn's aber dort grünt?" warf der verliebte Lutz ein.

„Dann meldet Euch wieder!" versetzte Gundlaff mit spöttischem Lächeln.

Alsbald reiste Joseph Lutz in aller Stille nach seiner schwäbischen Heimath und holte von Heilbronn Weinreben. Mit diesen kehrte er zurück nach Metzibor, bedeckte sie hier mit Erde und bewarb sich bei der Behörde um die Erlaubniß, auf den kahlen Höhen um die Stadt den Weinbau versuchen zu dürfen. Bereitwilligst wurde ihm sein Gesuch gestattet, und im Frühling 1744 pflanzte er dort seine Reben, vervielfältigte sie im Herbst und folgenden Frühling und schon im Sommer 1745 prangten die Höhen im jungen Grün des Weinlaubes und das gab für das ganze Städtchen ein Fest. Mit der Verpflanzung der heimathlichen Reben auf die kahlen Höhen von Metzibor hatte Lutz den

alten Gundlaff besiegt und die Hand der Geliebten errungen. Inmitten seiner Anpflanzungen unter Böllerschüssen und dem Jubel der Bevölkerung des ganzen Städtchens feierten Dorel und Joseph Lutz ihre Verlobung. So war der wackere Schwabe Lutz der erste Weinbauer von Metzibor geworden, und als er hochbetagt die Augen schloß, waren bereits 50,000 Quadratruthen in der Umgegend des Städtchens mit Weinreben bepflanzt.

E. K.

Die Kunst des Schlittschuhlaufens, welche heutzutage allerorten so leidenschaftlich betrieben wird, war noch vor vier Jahrhunderten in Deutschland gänzlich unbekannt. Der erste zusammenhängende Bericht über dieselbe stammt aus dem Jahre 1466 und ist interessant genug, um hier mitgetheilt zu werden. Tropenbewohner, die heute „Europens übertünchte Höflichkeit" an der Quelle aufsuchen und zum ersten Mal eine überfrorene Wasserfläche und auf derselben Schlittschuhläufer erblicken, können nicht verblüffter dreinschauen, als jene Böhmen es thaten, welche im genannten Jahre im Gefolge eines gewissen Leo von Rozmital nach Brüssel kamen, und als Gäste des Herzogs von dessen Burg aus die ihnen völlig unbekannte Kunst bestaunten. „Bei der Burg," berichtet einer derselben, „war ein Teich, dessen Oberfläche vollständig zugefroren war. Der Herzog gebot etlichen seiner Untergebenen auf der festen Eisfläche einen Wettkampf anzustellen. Diese nun — es waren achtundzwanzig — wetteiferten mit einander mit einer so außerordentlichen Behendigkeit und Geschicklichkeit ihrer Beine, daß ich versichern kann, nie vorher so hurtige und gewandte Männer weder gesehen noch von solchen gehört zu haben. Einer derselben insbesondere überragte durch seine Gewandtheit alle übrigen dermaßen, daß er allein sich immer wieder gegen Zweiundzwanzig, die ihn zu greifen suchten, mit Erfolg behauptete. Ihre Schnelligkeit im Laufen, ihre Behendigkeit im Wenden und Drehen war eine

derartige, daß kein Pferd es ihnen darin hätte gleichthun können. Zu gern hätte ich mir zeigen und erklären lassen, was sie denn eigentlich unter die Füße banden, um sich so geschwind auf dem Eise tummeln zu können; denn es wäre doch höchst wunderbar, wenn sie eine ebensolche Schnelligkeit im Drehen und Wenden auch auf dem Lande zu entwickeln vermöchten. Alles das hätte ich leicht erfahren; ich durfte jedoch meinen Herrn nicht verlassen, der an der Seite des Herzogs dem Schauspiel von der Burg aus zuschaute." — Es liegt auf der Hand, daß die Küstenbewohner und solche Völkerschaften, welche in der Nähe großer und dauernd zugefrorenen Wasser lebten, die Kunst des Eislaufes eher pflegten, als die Binnenländer, und so wurde denn z. B. schon im 13. Jahrhundert in London das Schlittschuhlaufen geübt. Ein Paar primitiver Schlittschuhe aus jener Zeit, geschickt zurechtgeschnitzte Knochen nämlich, wie sie auch im alten Skandinavien neben den Schneeschuhen in Gebrauch waren, besitzt das British Museum in London. Die Vorläufer der Schlittschuhe waren die Schneeschuhe, welche bereits in grauer Vorzeit bei Knaben und Männern des skandinavischen Nordens in Gebrauch waren. Diese Schneeschuhe bestanden aus langen, nach vorn aufwärts gebogenen Brettchen aus hartem Holz, wie man sie noch heutigen Tags in Schweden antrifft. Das schwedische Heer hat sogar ein ganzes Schneeschuhläuferregiment von vier Kompagnien, deren Leute mit drei Fuß langen, aus Fichtenholz ohne Eisenschienen angefertigten Schneeschuhen ausgerüstet sind, die vorn einen hochaufragenden Schnabel haben, und von denen der linke wegen der Manövrirsicherheit drei Zoll kürzer ist als der rechte. Die Leistungen dieser Truppe, zu deren Ausrüstung auch noch ein sieben Fuß langer, eisenbeschlagener Stock gehört, mit dem der Läufer sich in Bewegung setzt, parirt u. s. w., sollen sehr bedeutende sein. — Als die größten Meister im Eislauf galten ehedem die Finnen. Ueber den Kon-

tinent indessen verbreitete sich die Kenntniß des Schlittschuhlaufens auf stählernen Schienen besonders von Holland und Friesland aus. Noch bis in's 17. Jahrhundert war die Ausübung dieser Kunst eine sehr geringe. Erst im vorigen Jahrhundert und recht eigentlich in dem unserigen hat der Schlittschuh sich alle Gesellschaftskreise ohne Ausnahme erobert; und das ist sicherlich unseren großen Dichtern nicht zum Wenigsten zu danken, einem Herder und Uhland, vor Allen aber Klopstock und Goethe, welche bekanntlich von der Kunst des Schlittschuhlaufens entzückt waren und dieselbe in ihren Jugendjahren mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur ausübten. A. St.

Des Kaisers Lieblingsblume. — Die Kornblume ist, wie jedem Deutschen bekannt, die Lieblingsblume unseres Kaisers. Diese Vorliebe für die schlichte Feldblume hatte Kaiser Wilhelm schon in seiner zartesten Kindheit und dieser Zuneigung ist die Kultivirung dieser Blumenspezies während des Winters zu danken, da im März zu des Kaisers Geburtstag diese blauen Kinder des Sommers sich noch nicht auf den Feldern pflücken lassen. Die Liebe Kaiser Wilhelm's zu den anspruchslosen blauen Kornblumen ist von dessen verstorbener Mutter, der Königin Luise, auf ihn übergegangen. Dieselbe schmückte ebenfalls schon in ihren Kinderjahren ihr Haar am liebsten mit Kornblumen, und später, als „gnädige Frau von Paretz", mischte sie sich im weißen Kleide, den Kornblumenkranz im Haar, gern unter die fröhliche Dorfjugend, wenn diese mit Gesang und Tanz das Erntefest unter der Linde auf dem Anger feierte. Nach dem für die preußischen Waffen so unglücklichen Jahre 1806 bewohnte im Sommer des folgenden Jahres die hohe Frau die Villa des Busolt'schen Gartens bei Königsberg, und da geschah es eines Tages, daß ein armes Mädchen der Königin, ohne dieselbe jedoch zu kennen, einen Kranz von Kornblumen zum Kaufe anbot. Die Königin beschenkte mitleidig die junge, arme Verkäuferin, die mit ihrem kleinen Blumen-

handel eine kranke Mutter zu erhalten strebte, reichlich. Dann rief sie ihre Kinder, die Prinzessin Charlotte (nachmalige Kaiserin von Rußland) und den Prinzen Wilhelm herbei, um ihnen zu zeigen, wie man ihre Lieblingsblume ohne Faden und Scheere zu einem Kranze flechten könne. Thränen im Auge setzte die Mutter der jungen Prinzessin den Kornblumenkranz auf's Haupt, und ermahnte die Kinder, stets die schlichten Gaben der Natur in Ehren zu halten. Seit jenem Tage ist die Kornblume die ausgesprochene Lieblingsblume sowohl der späteren Kaiserin von Rußland, wie des Kaisers Wilhelm, als ein unvergeßliches Erinnerungszeichen an die verklärte Mutter, geblieben. Als im Jahre 1817 die Prinzessin Charlotte von ihrem Bruder Wilhelm nach Petersburg begleitet wurde, um dort Gemahlin des damaligen Großfürsten Nikolaus zu werden, fand sie ihre Zimmer im Königsberger Schlosse mit Kornblumen geschmückt, und an der Grenzstation angelangt, überschritt die Prinzessin, einen Kornblumenkranz im Haar, den ihr die Liebe der Landeskinder geweiht, zu Fuß an der Seite ihres Bruders Wilhelm die russische Grenze. Die Liebe zur Kornblume ist auch auf den deutschen Kronprinzen übergegangen, weshalb man bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Viktoria von England das eine Blatt der Stiftsurkunde mit einer Königskrone, sowie mit Kornblumen- und Maiblumenarabesken, letztere als Lieblingsblume der Kronprinzessin, schmückte. E. K.

Wie man Anhänger gewinnt. — Der berühmte Anatom und Chirurg Antonio Scarpa war ein eifriger Patriot und zu verständig, um den schwärmerischen Ideen, die im Jahre 1796 die Franzosen nach Italien brachten, zuzujubeln. Er war damals Professor an der Universität von Pavia und zugleich der Einzige unter seinen Collegen, der sich hartnäckig weigerte, der französischen Republik den Diensteid zu leisten. Die Folge davon war, daß er seiner Professur entsetzt wurde und beinahe neun Jahre lang

als Privatarzt in Pavia lebte. Als Kaiser Napoleon nach Italien kam und am 15. März 1805 von der cisalpinischen Republik zum König von Italien ernannt wurde, besuchte er auch Pavia, wo ihm der gesammte Lehrkörper vorgestellt wurde. „Aber wo bleibt Professor Scarpa?" frug Napoleon. Man theilte dem Kaiser mit, daß er vor neun Jahren wegen Eidesverweigerung seines Amtes entsetzt worden sei. „Ei was," versetzte Napoleon indignirt, „ein Mann wie Scarpa bedarf Frankreichs nicht, wohl aber Frankreich seiner. Man sorge dafür, daß sein Name von nun an unter den Lehrern von Pavia obenan stehe!" Scarpa, dem man die Worte des Kaisers hinterbrachte, freute sich so darüber, daß er sich selbst zum Wundarzt Napoleon's anbot, und so hatte der Kaiser den ersten Chirurgen der damaligen Zeit zu seinem Arzte gewonnen. J.

Der Prediger Linley, des bekannten englischen Dichters Sheridan Schwager, war ungemein zerstreut. Oftmals schlug er beim Predigen statt eines Blattes mehrere um, und wenn die Unruhe seiner Zuhörer ihn auf den Irrthum aufmerksam machte, sprach er mit der größten Kaltblütigkeit: „Ich sehe, ich habe ein beträchtliches Stück meiner Predigt ausgelassen, aber es ist nicht der Mühe werth, darauf zurückzukommen." — Einst ritt er spazieren, stieg dann ab und ging mit dem Zügel über dem Arm weiter in der Annahme, daß sein Pferd ihm folge, dieses aber hatte sich aus dem Zügel losgemacht und blieb stehen. Linley kam gleich darauf an ein Chausseehaus und wollte das Weggeld für sein Pferd bezahlen. Der Zöllner starrte ihn mit offenem Munde an und hielt ihn für verrückt und es dauerte eine ganze Weile, bis der zerstreute Reiter zu Fuß begriff, was eigentlich geschehen sei. R.

Die preußischen Staatspapiere standen, als sie im Jahre 1811 zum ersten Male in Kurs gesetzt wurden, 52½. Am niedrigsten standen sie unmittelbar nach dem Waffenstillstande im Jahre 1813, nämlich nur 24½, also eine Obligation auf

Digitized by Google

100 Thlr. lautend konnte man für 21½ Thlr. kaufen. Im Oktober nach der Schlacht bei Leipzig waren sie bis auf 50½ gestiegen, und im Jahre 1814 nach dem Abschluß des Friedens standen sie 74½, ja sie erreichten während des Wiener Kongresses sogar die Höhe von 87. Napoleon's Rückkehr von Elba im Jahre 1815 ließ sie bis auf 60 fallen. Doch stiegen sie nach der Schlacht bei Waterloo wieder bis auf 80, worauf sie durch ungünstige Konstellationen wieder bis auf 64 fielen. Im Jahre 1824 stiegen sie bis 74 und im Jahre 1829 standen sie bereits auf 95. Wer kann sich heute bei preußischen Konsols solche Kursschwankungen denken, da sogar die nur 4 Prozent Zinsen abwerfenden auf über 103 stehen. J.

Ein gefürchteter Kritiker. — Bei dem Begräbniß eines bekannten Wiener Theaterkritikers waren auffallend wenig Schauspieler anwesend. „Woran mag das wohl liegen?" frug einer der Trauergäste, ein berühmter Schriftsteller, seinen Nachbar, den damaligen Direktor des Hofburgtheaters. — „Ah," sagte Baron Dingelstedt, „er hat sie sein Lebtag „mitgenommen", nun fürchten sie wahrscheinlich, daß er sie jetzt auch mitnimmt." Kl.

Der vorsichtige Richter. — Zwei berüchtigte Straßenräuber wurden von den Geschworenen zu Carkow in Irland wegen Mangel an Beweisen freigesprochen. Nach beendigter Sitzung sagte der Präsident Mr. O'Gray zum Gefangenen-Aufseher: „Ich bitte, diese beiden Ehrenmänner erst um sieben Uhr Abends freizulassen, denn ich fahre um fünf Uhr auf mein Landgut, und möchte doch lieber zwei Stunden Vorsprung haben." W. L.

Herausgegeben gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building